Schiller's
Leben und Werke.

Von

Emil Palleske.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1859.

Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung dieses Werkes in andere Sprachen vor.

Vorwort der ersten Auflage.

Der zweite Band meines Buches erscheint zu einer erregten Stunde. Das Publikum ist den Werken des Schwertes mehr zugewandt, als den Werken der Feder. Niemand kann weniger als ich geneigt sein, ein Interesse zu beanspruchen, welches vom Drange der Zeit versagt werden müßte, Niemand weniger zu einer schöngeistigen Verleugnung der Gegenwart auffordern wollen. Aber, so wenig mein Buch für die Stunde geschrieben ist, Schiller's Gestalt ist auch der größten Stunde gewachsen.

Einige Kritiker wollen letzteres bestreiten. Sie haben aus dem Dichter einen falschen Idealismus, einen Schein- und Schattenkultus herausgelesen. Es war die Aufgabe namentlich des vorliegenden Bandes, dieser An-

sicht entgegenzutreten. Ich mußte eine Verdächtigung hinwegräumen, welche ebenso grundlos als verderblich das deutsche Volk von einem seiner edelsten Führer zu entfernen suchte.

Daß ich selbständig gearbeitet habe, wird sich dem Eingeweihten leicht ergeben. Gern bekenne ich mich den Vorarbeiten von Boas, Hoffmeister, Viehoff, Brückner, und von so vielen Andern verpflichtet. Wenn einiges Neue, noch Ungedruckte, was ich im ersten Bande brachte, nicht als solches erkannt wurde, so lag der Grund bei einigen Rezensenten wohl darin, daß ich nicht für nöthig hielt, als Neues anzukündigen, was doch binnen Kurzem von anderer Seite veröffentlicht werden muß. Ich habe dasselbe Verfahren im zweiten Bande beobachtet.

Die Benutzung des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, der von den Biographen ganz übersehenen Briefe Huber's an Körner und so mancher seither veröffentlichten Zeugnisse mußte mir für den zweiten Band einen bedeutenden Vorsprung vor meinen Vorgängern geben. Dennoch wären einige ihrer Fehler unberichtigt, einige Lücken in Schiller's Leben unausgefüllt geblieben, wenn

mir nicht die Gefälligkeit, die Huld von Zeitgenossen hülfreich zu Statten gekommen wäre.

Von Seiner Königlichen Hoheit, Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, ward mir edelste Förderung und Ermuthigung.

Der Anordnung Seiner Hoheit, des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, als Chefs des Königlich Preußischen Geh. Staats-Archives, verdanke ich werthvolle Aktenstücke über Schiller's Berufung nach Berlin.

Bereitwillig ließen der Großh. Weim. Staatsminister Herr von Watzdorf, der Königl. Preuß. Geheime Rath Herr Dr. Friedländer mir beglaubigte Kopien aus den Geheimen Staatsarchiven zustellen. Oberhofmarschall Freiherr von Beaulieu-Marconnay in Weimar, Herr Hofrath Becker in Gotha, Herr Gymnasialdirektor Schmidt in Halberstadt unterstützten mich mit andern noch nicht benutzten handschriftlichen Quellen. Gefällige Auskunft auf schriftliche Anfragen gaben die beiden ehrwürdigen Veteranen Freiherr von Schönberg auf Groß-Krausche, Schiller einst persönlich befreundet, Herr Direktor Abeken in Osnabrück; dann der General-Intendant der Großh.

Weim. Hofbühne, Herr von Dingelstedt, Herr Hofrath Bechstein, Herr Paul Trömel in Leipzig, Herr Swaine in Ohrdruff.

Dem Mitherausgeber der Säkularausgabe, Herrn Professor Joachim Meyer in Nürnberg, hochverdient um die Herstellung des Textes in Schiller's Werken und um die Quellen zu Wilhelm Tell, verdanke ich werthvolle Ergänzungen.

Freiherrn Wendelin von Maltzahn habe ich auch vor dem zweiten Bande meine Gesinnungen zu wiederholen reichlichen Anlaß.

Bibliothekarische Hülfsmittel bot mir in Fülle eine Hand, die jetzt für immer ruht. Ich zeichne trauernd den edlen Namen: Varnhagen von Ense, auf.

Ausführlichen Bescheid auf bibliographische Anfragen ertheilte Herr Dr. Prizel in Berlin mit größter Gefälligkeit. Die gleiche Eigenschaft habe ich in reichstem Maaße von den Herren Beamten der Großh. Weim. Bibliothek, und von Herrn Dr. Lorenz in Jena zu rühmen.

Die Forschungen, die ich persönlich an Ort und Stelle machte, wurden mir durch das Interesse, welches

ich überall für mein Unternehmen vorfand, eine Quelle wahren Genusses, schönster Ermuthigung. Ich darf in diesem Sinne dem Freifräulein Edda von Kalb, dann der Freifrau von Waltershausen (im Grabfeld), der jetzigen Besitzerin des Stammguts Derer von Marschalk-Ostheimb, meinen tiefgefühlten Dank aussprechen. Die Familie des Herrn Direktor Kunze in Leipzig gab mir aufs Freundlichste mündliche Aufschlüsse und Anschauungen durch treffliche Porträts. Andre, deren Namen ich verschweigen soll, mögen hier lesen, daß ich sie nicht vergessen habe.

Von unvergleichlichem Werthe war mir ein Aufenthalt in dem gastlichen Schlosse des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, auf Greiffenstein in Franken, wo des Dichters Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, in angeerbter Seelenkraft wie in Gestalt und Zügen dem Vater ähnlich, der schönen Pflicht lebt, den Deutschen aus dem brieflichen Nachlaß goldner Tage das Würdigste auszulesen. Dort, in tiefer Bergeinsamkeit, in den ehrwürdigen Mauern des durch die emsigen Naturstudien eines Urahns zur Stätte des Geistes ein-

geweihten Wohnsitzes, unter Zeichnungen, Büchern und Briefen, ward mir das Vergangene zur Gegenwart, erklärte mir die Gegenwart das Vergangene in so lebendiger Weise, daß ich nur wünschen kann, es möchte ein Hauch dieses Lebens in meine Darstellung übergegangen sein.

Berlin, im Juni 1859.

Emil Palleske.

Inhalt.

Sechstes Buch

Im Bunde.

April 1785 bis Juli 1787.

Siebentes Buch.

Im sichern Port.

Juli 1787 bis Februar 1790.

Neuntes Buch.

Schiller und Goethe.

1795 bis 1799.

I.

Schiller und Goethe.

II.

Die Horen.

III.

Der Musen-Almanach.

IV.

Die Xenien.

V.

Wilhelm Tell.

VI.

Mitten aus der Bahn.

Sechstes Buch.

Im Bunde.

April 1785 bis Juli 1787.

I.

Leipzig.

Die vier Bildnisse in Silberstift, welche einst über Schiller's Schreibtisch hingen, sind nur zarte Profile. Aber sie haben Ausdruck. Sie sprechen, wenn auch leise, doch sehr bestimmt neben geistigem Adel, frischen Jugendmuth und frohe Erwartung aus. Was Wunder, saßen doch zu den Bildern zwei Liebespaare, von denen das eine dicht vor der Schwelle des häuslichen Glückes stand, das andere wenigstens gewillt schien, sie einst zu betreten. Machen wir ihre nähere Bekanntschaft.

Da war zuerst ein großer, etwas schüchterner junger Mann, Namens Ludwig Ferdinand Huber, Sohn des Professors Michael Huber zu Leipzig. Es ist leicht, über Ferdinand Huber den Stab zu brechen und selbst seine Freunde haben dies oft gethan. Aber seine Abstammung, seine Erziehung und eben diese Freunde plädiren für ihn. In Paris geboren, Sohn einer Pariserin, litt er noch jetzt, mit beinahe zwanzig Jahren, unter dem Druck dieser mütterlichen Hand in dem Grade, daß seine Wege oft durch die Dienstmagd über=

wacht wurden, und der arme Schelm nicht einmal Taschengeld führte. Letzterem Uebel wußte er durch eine gewandte Feder abzuhelfen. Stand er doch bereits als Ueberſetzer eines engliſchen Drama's in den Rechnungsbüchern des jungen ſtrebſamen Verlegers G. Joachim Göſchen. Aber weniger leicht ward es ihm, andere Hemmniſſe zu überwinden. Als Katholik war Huber von allen ſächſiſchen Kollegien ſo gut wie ausgeſchloſſen. Die Ausſicht auf eine diplomatiſche Karriere und die Vorſchule dazu konnten ihn am wenigſten zu offner und derber Männlichkeit reifen. Und endlich waren ſeine Freunde, vor Allem ſeine Geliebte, ganz dazu angethan, ihn in ſeiner Unſelbſtändigkeit zu erhalten. Denn dieſe letztere, die ältere der beiden Töchter des Kupferſtechers Stock, war ein äußerſt ſelbſtändiges, talentvolles und witziges Mädchen. Johanna Dorothea (ſo hieß Dora eigentlich) war fünf Jahre älter, das heißt, zehn Jahre klüger, als Huber. Von hinreißendem Humor, eine Art von Beatrice, anfechtend und angefochten, launig, auch wohl launiſch, oft, wie die Verläumdung ſagt, unerträglich, hatte ſie es nicht hoch angeſchlagen, daß Ferdinand kein Tänzer war, ja, daß er zitterte, wenn er auf eine Fußbank ſtieg. Ihr konnte es nicht entgehen, daß, wo ſich eine Gelegenheit bot, beim Pfänderſpiel durch eine geiſtreiche Improviſation einen Kuß zu erobern, Ferdinand Huber ſich als hoffnungsvolles Talent bewies. Sein weiches, leicht begeiſtertes Naturell, ſeine ausdauernde Liebe für alles Schöne, namentlich die dramatiſche Kunſt, in der er einſt ſelbſt etwas zu leiſten hoffte, überwog in Dora's Augen ſo ſehr alle andern

Rücksichten, daß sie der Bewerbung eines wohlkonditionirten Mannes auswich, um ihre Zukunft an Huber's Treue zu knüpfen.

Von dem zweiten Paare war nur die Braut in Leipzig anwesend, Dora's jüngere Schwester, deren Name Anna Maria Jakobine mit dem Namen Minna vertauscht war. Zeigt Dora's Profil mehr Schärfe und Geist, so ist Minna's Umriß von einer seltenen Lieblichkeit. Ein sprechendes Auge, eine reizende Figur machten sie zur anmuthigsten Erscheinung. War sie keine Künstlerin, wie Dora, so malte sie doch artig in Sepia und war Zeichnerin mit der Nadel. Beide Schwestern, im kunstreichen Nürnberg geboren, belesen und musikalisch, hatten eine Eigenschaft, die man bei plastischen Künstlern oft findet, sie waren zu realistische Naturen, um Talent zur Schwärmerei zu besitzen.

Minna's Verlobter lebte in Dresden. Christian Gottfried Körner, denn dieser war es, gehört zu jenen Trefflichen, die einem elenden Staatsmechanismus und einer verschrobenen Gesellschaft zum Trotz mit Hülfe von Philosophie und Kunst freie Menschen wurden, und als das Vaterland nur solche und keine Sklaven brauchen konnte, die Sünden Anderer geräuschlos mit ihren Tugenden gut machten. Sein erster Brief an Schiller konnte als eine bloße Aufwallung erscheinen. Aber sein frühster Entwickelungsgang bestätigt, daß er sich Schiller aufs Tiefste verwandt fühlen mußte. Am 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, empfing er, der sorgfältig erzogene Sohn eines lutherischen Superintendenten, im väterlichen Hause die strengere Frömmigkeit des Jahrhunderts, ein entsagendes

Pflichtgefühl, und, daraus stammend, eine puritanische Geringschätzung der schönen Kunst, zu welcher ihn doch Neigung und Anlagen trieben. Als er seine Studien begann, korrigirte er seine Voraussetzungen. Er war zur Theologie erzogen, aber die Garve'sche Moralphilosophie, die auf Schiller einen so großen Einfluß geübt hatte, machte ihm „die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffs" unerträglich. Seine Berufsneigung, er trieb mit Eifer alte und neue Sprachen, schwankte durch die Windrose der vier Fakultäten, bis sie sich für das juristische Verwaltungsfach entschied. Er habilitirte sich zunächst als Privatdozent zu Leipzig. Nach einigen Reisen, auf denen er mehr die Augen, als sein Tagebuch aufmachte, ward er 1781 als Konsistorialadvokat angestellt und 1783 als Rath an das Konsistorium in Dresden versetzt, bald auch zum Assessor der Landesökonomie= Manufaktur= und Kommerziendeputation ernannt. Seit dem Tode seines Vaters (5. Januar 1785) im Besitz eines Vermögens, konnte er jetzt daran denken, nachdem er mehrere Jahre verlobt gewesen, sein Haus zu gründen. Aber so froh ihn diese Aussicht machte, sie übertäubte die Stimme nicht, die in seinem Herzen ihr Vorwärts rief. Körner besaß eine vielseitige Bildung, aber sie war ihm kein träger Besitz. Er studirte eifrig die Kant'sche Philosophie. Aus dem Glauben seiner Jugend rettete er sich ein tolerantes Verständniß jedes Glaubens, und uneingenommen blieb er selbst den Ansichten gegenüber, die seinem Verstande und ebendeshalb seiner Sympathie entsprachen. Die schöne Mischung von Feuer und Kälte, welche Schiller an Körner's Wesen

rühmt, zeigt sich durch nichts so sehr, als durch seine gleich starke Neigung für die strengste Wissenschaft und für die Musik. Aber auch Alles, was zwischen diesen beiden Grenzpunkten liegt, fand bei ihm noch ein warmes Interesse vor. Und dennoch, wiewohl in der Philosophie kühn genug, Kant und Fichte ergänzen zu wollen, und in der Musik talentvoll genug, um sich mit Kompositionen zeigen zu können, versäumte er über den Duetten, die er mit seiner Minna sang, nicht seinen Beruf, für welchen er begeisternde Gesichtspunkte fand. Von Körner's Herzen zu sprechen, ist in einer Lebensgeschichte Schiller's überflüssig. Zu seinem schönen, klaren Leben, zu seinem bündigen Styl paßt dieses helle, blaue Auge, passen diese festen Züge voll Gesundheit; zu der kräftigen Baßstimme, die ihm nachgerühmt wird, passen diese sinnlich kräftigen Lippen, die volle Brust, das ganze Bild des wackern Superintendentensohnes, welches uns Graff's Meisterhand überliefert hat. *)

So waren die vier Menschen, denen Schiller, um die Mitte Aprils 1785 durch Schnee, Morast und Gewässer reisend, die gewagteste Freundschaftshoffnung entgegentrug. Und diese Hoffnung betrog ihn nicht, wenn sie auch nicht mit allem Rausche des Augenblicks erfüllt wurde. Am 17. April langte er in Leipzig an. Noch ein Jahr später hatte er freudig den Tag im Gedächtniß, an dem er die Schwestern zum ersten Male sah. Aber Körner war durch seinen Beruf in Dresden

*) Die vier Profile im Besitz der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm; Körner's Porträt, von Graff, im Besitz des Direktor Kunze in Leipzig.

gefesselt. An Huber fand Schiller zwar einen begeisterten Bewundrer, aber keineswegs den Halt, den er wohl erwartet hatte. Zu dem geträumten Zusammenleben war vorläufig wenig Aussicht. Dazu verschlang das Meßtreiben, wiewohl unter der Beschreibung, die man ihm „im Reiche" davon gemacht hatte, alle gastlichen und gemüthlichen Interessen. Schiller hatte nichts Besseres zu thun, als in Richter's Kaffeehaus sich in den Menschenstrom zu mischen und sich gelegentlich zu ärgern, daß er wie ein Wunderthier angegafft wurde. Der Verfasser der Räuber war neben dem Affentheater, neben den Thierbuden eine der Merkwürdigkeiten der Messe. „Vielen", schreibt er, „wollt' es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen sollte. Wenigstens rund geschnittene Haare, Kourierstiefel und eine Hetzpeitsche hatte man erwartet."

Es gab in der That kaum größere Gegensätze, als Schiller und das damalige literarische Leipzig. Hier in dem Geburtsort eines Leibnitz und Thomasius, wo Garve und Ernesti dozirt hatten, ruhte man jetzt auf alten Lorbeern und gönnte Niemandem neue. Nach Gottsched's und der Neuberin glorreicher Epoche schlug hier nichts mehr Wurzel, als die seichteste Aufklärung, die flachste Kritik. Hier war der rechte Boden für die moralischen Wochenschriften und die belehrenden Komödien „mit der schönen Naivität der Stubenmädchen." Etwas Freies und Großes konnte hier nicht gedeihen. Schon die Stammeigenheit der Sachsen neigte mehr zur Pädagogik und Kritik, als zur Poesie. Körner, dessen Familie von Weimar eingewandert

war, sprach seinen Ekel aus vor dem „überklugen Wesen der Leipziger guten Köpfe, die, zu schlaff, selbst etwas zu wirken, Alles, was Andre thäten, vor ihren Richterstuhl zögen.“ Und Huber hatte Mühe gehabt, den Fiesko, an dem er das Gewebe des Meisters vor Allem erst zu verstehen strebte, gegen die „schwindsüchtigen Kritiken einiger großen kleinen Geister“ der Stadt zu vertheidigen. Wenn Schiller später die Pleiße singen läßt:

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus,

so lernte er jetzt in den ersten acht Tagen die durstigen Schöpfer kennen, den durstigsten in der Person des Kreissteuereinnehmers Christian Felix Weiße, der, oft von seinem großen Landsmann Lessing zurecht gewiesen, Alexandrinertragödien, Lustspiele, Lieder und Operetten in zahlloser Menge geliefert und jetzt für Schauspiele zur Belehrung von Frauenzimmern und für seinen Kinderfreund den Wasserstand der seufzenden Pleiße in Gefahr brachte. Weiße's Komponist, der Musikdirector Hiller, der Maler Oeser, der freie, moralphilosophische Prediger der reformirten Gemeinde, Zollikofer, Huber's Vater, auch einige Berliner werden von Schiller unter seinen ersten Bekanntschaften aufgezählt, ohne daß sich mit allen diesen ein vertrauteres Verhältniß schloß. Ein solches gewann er zu dem Hause des Steinguthändlers Wilhelm Kunze, der, mit Göschen und Körner engbefreundet, sehr bald auch mit Schiller auf einen gemüthlichen Fuß kam. Wenn man seinem von Graff gemalten Porträt glauben darf, so stellte sich Kunze als schöner, lebhafter

Mann, mit einem Anfluge von weltmännischer Genialität dar. Er hat, wie Briefe ausweisen, dem Dichter gelegentlich sehr reelle Dienste geleistet.

Natürlich warfen sich in einer Stadt, wo durch zahlreiche Buchhändler die Zunft literarischer Handlanger blühte, manche verkannte Genie's dem anerkannten als Kollegen auf. So lästig dies Schiller war, so komisch war es ihm doch, als auch der Direktor des Affentheaters, welches Schiller in lustiger Gesellschaft besuchte, nicht zu bewegen war, vom Verfasser der Räuber ein Eintrittsgeld anzunehmen, weil es doch — ein Kollege sei.

Einen frischen, anhänglichen Altersgenossen und einen Mitarbeiter an der Thalia gewann Schiller in dem Lustspieldichter Johann Friedrich Jünger und durch diesen sah er sich bald in eine Sphäre hineingezogen, deren Zauber und Leiden er soeben entflohen war. Die mächtigsten Beherrscher des Menschen sind seine Erfolge. Wie hätte Schiller dem Theater fern bleiben können, zumal hier, wo es in Reineke einen so würdigen, nachdrücklichen Leiter fand, als bei den Verhältnissen des ganzen Unternehmens nur irgend möglich war. Reineke spielte hier mit einem Theil der Dresdener Gesellschaft, deren Tendenz genügend gezeichnet ist, wenn man erwähnt, daß sie in der Pacht eines Italieners, Bondini, stand, welcher kaum drei Worte deutsch reden konnte. Nur Reineke's hartnäckigen Bemühungen war es gelungen, das vom Dresdener Hofe verbotene ernste Drama nothdürftig neben der Oper durchzusetzen. Schiller fand hier seine Freundin Sophie Albrecht mit ihrem

Gatten wieder und schloß sich auch an andre Mitglieder, wie den Charakterspieler Hempel, Bösenberg, Sekonda's an; ein Verhältniß, welches sich im Laufe der Zeit zu lebhaftestem Austausch gestaltete. Reineke, damals hochberühmt als Heldenspieler, war ein eigensinniger Anhänger der Hamburger Natürlichkeitsrichtung und, was für Schiller von Wichtigkeit wurde, ein abgesagter Feind des Verses auf der Bühne. Er nahm Schiller's Fiesko zur Aufführung an und drängte im Verein mit seinen Kollegen den Dichter noch einmal in eine verlassene Bahn zurück, indem er es dahin brachte, daß Schiller 1787 den Don Carlos, so weit er fertig war, für die Bühne in Prosa auflöste und den nicht in Jamben fertigen Theil zuerst in Prosa vollendete.

Schiller sehnte sich aus dem Meßgeräusch nach einem stillen Plätzchen, wo er zu seinen Arbeiten zurückkehren konnte. Er vernahm, daß halb Leipzig im Sommer aufs Land flüchte, daß die Familie Stock in dem nahen Dorfe Gohlis wohnen werde. Der Aufenthalt empfahl sich durch angenehme Spaziergänge. Wenn man durch das Rosenthalthor zur Stadt hinausgeht, bietet dem Auge eine große Wiese ihren schweigenden Plan, in weitem Umkreis von Wald begrenzt. Will hier ein norddeutscher Sommerabend zeigen, was er kann, und dämpft er das Grün des Rasens und hebt die dunkeln Baummassen gegen den westlichen Himmel empor, so begreift man, daß Schiller diese Landschaft sehr lieb gewann. Rechts längs dem Rosenthal, so heißt diese ganze Parthie, zog sich schon damals ein schöner Laubweg, bis man durch das Gehöft einer rauschen=

den Wassermühle in das Dorf Gohlis eintrat. Nicht allzuweit von dieser Mühle suchte sich Schiller seine Wohnung.

Ehe er hinauszog, that er noch einen Schritt, den man ihm, wie mir scheint, sehr mit Unrecht verdacht hat. Es ist die bekannte Bewerbung um Margarethe Schwan. Man hat derselben ein gemeines Motiv untergelegt. Man hat gesagt, Schiller habe sich mit Schwan's Vermögen verwandt machen wollen. Man braucht seinen Kopf nicht im Dienste des Herzens anzustrengen, um diese Anklage grundlos zu finden. Wir wissen, daß Schiller's Neigung zu Margarethe Schwan großen Schwankungen unterworfen war. Aber der Abschied hatte ihm bewiesen, daß Margarethe in seiner Erinnerung bleiben wolle. Sie hatten versprochen, einander öfter zu schreiben. Margarethens Geschenk, eine schöne Brieftasche, blieb vor seinen Augen, ihr Bild, reizvoller durch die Trennung, in seiner Phantasie. Sie war nach Ansicht seines Vaters eine passende Parthie für ihn. In Leipzig fand er glückliche Liebende. Ein Freund steht daneben leicht allein. Die Leipziger Kunstzustände mußten ihn anwidern. Er schrieb einmal an Margarethen.*) Aber das mußte er einsehen, daß ein fortgesetzter Briefwechsel nur ein zärtlicher sein könne. Wie paßte das zu seinen Aussichten? Zum Brotstudium sollte und mußte zurückgekehrt werden. Die Rechtswissenschaft — Huber konnte ihm am

---

*) Originalmittheilung von Friedrich Götz (dem Sohn von Schwan's Kompagnon) an Karoline von Wolzogen, gestützt auf Familienbriefe und die Aussagen von Karoline Fecht, Schwan's langjähriger Dienerin. (Bisher nicht genau benutzt.)

besten sagen, daß es damit nicht so rasch gehe. Die Medizin — bittere Arbeit. Aber wenn Margarethe der Lohn wäre! Ihr Bild würde ihn am Schreibtische fest halten, Alles ihm leicht werden, wenn es zum Besitz einer liebenswürdigen Frau führte. Auf der andern Seite war jetzt noch ohne Schuld das Verhältniß zu lösen. Sein Benehmen war immer ernst und gehalten geblieben, nur der Poet, nur der Vorleser war in Affekt gerathen. Es war der natürlichste und ehrenhafteste Schritt, jetzt sich offen dem Vater Margarethens zu erklären. In einem Schreiben vom 24. April 1785 hielt er um ihre Hand an. Er wolle, schreibt er dem Freunde, am Don Carlos und der Thalia arbeiten und sich dabei „unvermerkt" wieder zur Medizin bekehren. Als Bürgschaft für den Ernst dieses Vorsatzes giebt er seinen Wunsch an, Margarethen zu besitzen. „Mein freier, zwangloser Zutritt in Ihrem Hause", schreibt er, „gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige, gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführt mein Herz zu dem kühnen Wunsche, Ihr Sohn sein zu dürfen." Er konnte im Hinblick auf Körner's Beistand, auf die Gunst des Herzogs von Weimar hinzufügen, daß seine Aussichten anfingen, sich zu verbessern; er gestand, daß schon „ein Jahr dieser Gedanke seine Seele beschäftige", daß er mit seiner Leidenschaft gerungen habe. „Von Ihrer Entscheidung", schloß er, „der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Was ist an diesem Beginnen unedel und interessirt? Daß

Schiller nicht verliebt genug war, seinem Freunde die Tochter zu entführen, daraus wird man Schiller doch keinen moralischen Vorwurf machen. Hören wir, was Schwan auf diesen Brief that. Schwan gab, „ohne Margarethen etwas davon zu sagen, eine abschlägliche Antwort*) und gründete solche auf die besten Motive, indem der Charakter seiner Tochter nicht für Schiller paßte.“ Wir werden weiterhin erfahren, weshalb Götz meint, daß Margarethens Charakter nicht für Schiller paßte.

Es ist kaum zweifelhaft, daß Schwan ein altes Nachdenken, welches bei Schiller schon einmal durch das Gerücht über Margarethe erweckt war, von Neuem aufstörte, ein Nachdenken, welches bei jedem jungen Mann den Gedanken an eine Heirath sofort zur Ruhe bringt. Was konnte er Margarethen noch schreiben, wenn solche Eröffnung geschehen war? Die Liebe war durch den gewichtigsten Mund aus seinem Herzen weggesprochen. Margarethen nicht zu zeigen, daß auch die Freundschaft daraus verschwunden sei, war die einzige Schonung, die ihm übrig blieb. Wir werden sehen, daß er sie übte. Freilich sein Versprechen, zu schreiben, hielt er nicht ganz. Margarethe, welche die Ursache seines Schweigens nicht wußte, sprach gegen Andere offen ihren Schmerz aus. Ein Beweis, daß dieser Schmerz nicht sehr tief war. Sie war weder die Veranlassung der „Resignation“, noch war sie ein Opfer des genialen Egoismus.

*) Mittheilung von Fr. Götz. Die Antwort ist nicht im Schiller'schen Nachlaß vorhanden.

II.

Freude, schöner Götterfunken.

Es ist nicht zu verwundern, daß Schiller über Schwan's Antwort und den Traum eines warmen Apriltages bald hinweg kam. Denn eben jetzt umfingen ihn die reinen Genüsse der Freundschaft in ihrer vollen Stärke. Noch hatten Körner und Schiller ihre Ueberzeugungen nicht ausgetauscht. Körner hielt es an der Zeit, daß sein neuer Freund ihn ganz kenne. Er wußte wohl, was er that, wenn er jetzt neben seinem Liebesbunde eine Freundschaft zusagte, die leicht neben jenem in Schatten stehen konnte. Er wußte zugleich, daß er diese Freundschaft ununterbrochen aus den tiefsten Quellen seiner treuen und ernsten Natur nähren mußte, wenn sie nicht an dem Feuerstrahl des überlegnen Genius zu einer kläglichen Knechtschaft verdorren sollte. So begrüßt er am 2. Mai den Freund mit dem Bekenntniß, jetzt fange er zu leben an. Um glücklich zu sein, müsse er erst so viel Gutes um sich her gewirkt haben, als er durch seine Kräfte und in seinen Verhältnissen fähig sei. Und das werde er, seinem Schiller zur Seite. Er legt seinen ganzen bisherigen Geistesgang dar, wie ihn im Umriß meine Leser bereits kennen, seinen Hang nach tüchtiger Wirksamkeit. Es sind die Selbstbekenntnisse einer kritischen und zugleich pflichtmäßigen, auf praktische Thätigkeit gerichteten Natur. Noch nicht ganz vollendet gehen sie an Schiller ab.

Dieser antwortet sofort. Er merkte wohl, daß er ein wenig vom Freunde innerlich unterschieden war. Seine Ansichten waren weniger pflichtmäßig. Seine Ueberzeugungen hatten sich seit der Akademie wenig geändert. Es war die alte Glückseligkeitslehre, in welcher jetzt nur der Ruhm noch eine besondere Rolle neben dem Glücke spielt.*) Es war Shaftesbury's Weisheit, die auch Wieland zum „goldnen Spiegel" geworden war. Das höchste Vergnügen ist Verbrüderung der Geister und „Verbrüderung der Geister", ruft er aus, „ist der sicherste Schlüssel zur Weisheit. Und was existirt im Reiche der Wahrheit", fährt er mit stolzem Muthe fort, „worüber Menschen, wie wir, verbrüdert, wie wir, nicht endlich Meister werden sollten?" Schiller erkennt das reiche Herz des Freundes an, das nicht verweichlicht durch sein Liebesglück dem Glücke seine Schuld durch Thaten abtragen will. Glück zu, ruft er dem lieben Wandrer entgegen, der ihn auf seiner Bahn zur Wahrheit, zum Ruhm, zur Glückseligkeit begleiten wolle. Mit einer Wendung, die vor= und rückwärts in seine Entwickelung greift, knüpft Schiller das Handeln nach dem Gebote der Pflicht an das Handeln aus Begeisterung. „Tausend Menschen", sagt er, „gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch, wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Diktatur über die Seele, aber sie kann ihre Rechte reklamiren und das

*) Vgl. Bd. I, S. 115, 150.

sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung.“ In die Willenskraft setzt er das Kennzeichen eines großen Mannes, das Uhrwerk soll empfinden, daß ein freier Geist seine Räder treibt, aber als die Quelle dieser Willenskraft gilt ihm der Enthusiasmus. Das Vollgefühl des Künstlers, das sich in diesen Gedanken wiegte, hätte leicht den praktischen Freund zurückstoßen können. Aber hier gerade war Körner von eigenthümlichem Verständniß. Er schreibt, er denke jetzt groß von der Kunst. Sie war ihm jetzt das Vergnügen, das zugleich veredelt, weil sie ihm das edelste Vergnügen war. Das verspricht er auf Schiller's Mahnung, daß nie kalte Vernunft seine edelsten Freuden stören solle. Ja, er fühle selber den Trieb, zu schaffen, nur lähme ihn die klare Einsicht des Besseren. In der Musik giebt er sich noch nicht verloren. „Hätte ich mich früher der Musik ganz gewidmet, so würde ich etwas darin geleistet haben.“ In diesem „Hätte ich“ lag freilich Körner's künstlerische Befähigung in ihrer ganzen Schranke ausgesprochen. So ernst, so gründlich begann diese Freundschaft, die nun durch Körner's Anerbieten auch äußerlich den brüderlichen Ton annahm. Beide maßen gleichsam ihre Kräfte aus, um zu wissen, wo jeder den andern zu stützen, zur großen Aufgabe des Jahrhunderts zu erheben habe. Hier kam Schiller keine unbedingte Hingebung, wie von Streicher und Beck, entgegen, er durfte, das verlangte Körner, nicht zu hoch über den Freund emporragen, wenn letzterer sich frei fühlen sollte. Hier war kein Bund zwischen dem Dichter und seinem kritischen Präkonen, hier schloß das bravste, zuverlässigste,

duldsamste Herz — denn das war Körner, — die nordische Tüchtigkeit, Klarheit und Gradheit, mit dem Genius Freundschaft, dessen Charakter zwar noch nicht gefestigt erschien, aber darin um so imponirender war, daß er gleich fähig zu großen Tugenden, wie zu großen Abwegen sich durch nichts regierte, als durch einen glühenden Enthusiasmus. Und diese Freundschaft schloß sich ganz aus den Seelen heraus. Sie ist insofern weit mehr als ein bloß persönliches Band, sie erhält einen schönen nationalen Glanz, zwei deutsche Stammes-, zwei fast widerstrebende Charaktereigenschaften verbinden sich zum Wirken im Ganzen.

Eine eigenthümliche Stellung zu den Beiden nahm Huber ein. Er konnte sich weder an Charakter mit Körner, noch im Entferntesten an Begabung mit Schiller vergleichen. „Bin ich denn gar nichts mehr!" Das war der Monolog seines Selbstbewußtseins neben dem Dichter des Fiesko. Aber ihn zu etwas machen, ihn fortzureißen zur großen Aufgabe, welche sich der Bund stellte, das ließ Schiller seine eifrigste Sorge sein. Mahnte Schiller den ältern Freund, nie für die Ideale seiner Jugend zu erkalten, erinnerte Körner seinen Schiller, daß Licht und Wärme zum höchsten Begriff der Menschheit gehöre, so suchte Schiller seinem Huber vor Allem erst Freiheit, Bestimmtheit, Selbständigkeit zu sichern. Das erstreckte sich sogar, wie wir bald sehen werden, auf Huber's äußere Lage. Ich muß zuvor eine neue Person bei den Lesern einführen. Zu den genauesten Bekannten Körner's gehörte der Buchhändler Göschen, der bis zum Frühjahr 1785 an der Gelehrtenbuch-

handlung in Dessau Theil gehabt, sich mit dem Kompagnon Reiche überworfen hatte und jetzt entschlossen war, seinen Verlag selbständig in Leipzig fortzuführen. Göschen wandte sich an Körner, der sich bereits früher mit einer Summe bei Göschen's Bibelverlag betheiligt hatte und bat ihn, die Kompagnieschaft vollständig zu machen. Körner ging darauf ein und Göschen eilte im April nach Gotha und Weimar, wo er sich von Wieland, Bode, Musäus Verlagsartikel verschaffte. Zu Ende des Mai kam er ganz erfüllt von Weimar, der Stadt, wie ihren Berühmtheiten, in Leipzig an*). Er nahm seinen Aufenthalt ebenfalls in Gohlis, wo sein Freund der Kupferstecher Endner, Schiller und Jünger bereits wohnten. (Nach einer glaubwürdigen Mittheilung hat Schiller auch neben dem jetzigen Schillerhäuschen mit Endner zusammengewohnt.) Bald gehörte der lebhafte und energische Göschen zu Schiller's vertrautestem Umgang. Göschen war es unter Andern, der im Sommer den Verfasser des Anton Reiser, den geistvollen aber zerrütteten Karl Philipp Moritz, dem Dichter zuführte. Schiller wußte, wie unbarmherzig Moritz Kabale und Liebe in der Vossischen Zeitung rezensirt hatte, er stellte ihn heftig darüber zur Rede. Aber so wenig ihm Moritz' zerrissenes und schroffes Wesen damals zusagte, es kam zwischen ihnen bald zu einer Verständigung, dem heißen Abend folgte eine fröhliche Nacht und auf diese ein begeisterter Morgen, an welchem Schiller

*) Ungedruckte Briefe Göschen's an Zacharias Becker; mitgetheilt durch die Güte des Herrn Hofrath Becker in Gotha.

Szenen aus seinem Don Carlos und Bruchstücke aus seinem Abfall der Niederlande mittheilte *). Eine noch stärkere Probe von dem Ueberschwang jener Tage giebt uns Schiller's Brief an Körner vom 3. Juli, zugleich den besten Schlüssel zu der Erneuerung seines innern Menschen, welche allein im Stande war, den Dichter der Freigeisterei und der Resignation zum gewaltigen Ja der Freudenhymne zu erheben.

Schiller, Göschen, Huber, andere Freunde und die Schwestern Stock trafen am 1. Juli mit Körner auf dem Gute Kahnsdorf zusammen, welches, etwa fünf Stunden von Leipzig gelegen, den Verwandten Körner's, der Familie Ernesti, gehörte. Es war, als ob durch diese Begegnung der Bund der Freunde die Weihe erhalten habe. Am andern Tage, es war der Geburtstag Körner's, fuhren Schiller, Göschen und Huber nach Leipzig zurück. Diese Fahrt hat Schiller seinem Körner besungen, kann man fast sagen, denn eine Beschreibung wird man kaum den Brief vom 3. Juli nennen können: „Bester Freund, der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind, und unsre Gefühle und Stimmungen durch sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, —

---

*) Klischnigg, Fortsetzung des Anton Reiser. S. 119 ff.

philosophisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit welcher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene, vielleicht große Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Weltlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den andern elektrisch mit. O, wie schön, wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Sylbe genannt worden und doch las ich in Huber's Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsre Augen begegneten sich und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschlusse dieses Augenblicks — sich wechselseitig fortzureißen zum Ziele, — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern und nicht stille zu halten bis an die Grenzen, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund! Nur unsrer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unsrer heiligen Freundschaft, war es vorbe=

halten, uns groß, gut und glücklich zu machen.“ Selbst der materielle Genuß verklärt sich im feierlichen Licht ihrer Stimmung. Die Freunde kehren in einer Schenke ein. Sie finden dort Wein vor. Körner's Gesundheit wird getrunken. „Stillschweigend,“ lautet die Erzählung, „sahen wir uns an, unsre Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“ Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare.“ — — Und noch einmal versichert Schiller: „Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unsrer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Theuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen.“

Körner empfand diese Freude, sie machte ihn schwindeln, er wagte sie in frommer Scheu kaum auszufühlen. „Ist dies nicht zu viel für einen Menschen, wie ich!“ antwortet er, und indem er wahr und offen bekennt, wie sein nahes häusliches Glück seine Empfindung theile, verspricht er um so fester, was

er halten kann: „keine Abwechselung von Trunkenheit und Erschlaffung, sondern steten Genuß ineinanderstrahlender Seelen.“ Körner hat sein Versprechen gehalten.

Eine bedenkliche Prüfung für die Zartheit dieses Bundes mußte über kurz oder lang Schiller's äußere Lage werden. Aber hier wurde der Spruch des Polonius: „sich und den Freund verliert das Darlehn oft“, glänzend zu Schanden. Schiller hatte bei der Begegnung in Kahnsdorf natürlich seinem Körner nicht die traurige Wahrheit aufdecken mögen, daß Huber und er, wie er in der drastischen Terminologie jener Zustände sich ausdrückt, auf dem Sande seien. Göschen hatte an Huber noch zu zahlen, doch da der Verleger schwieg, mochten die armen Schriftsteller nicht mahnen. Nun trat Schiller mit einem höchst ehrbaren Plane vor Körner auf. Er fragte, indem er auf Körner's Geschäftsverbindung mit Göschen hinwies und zugleich über seine bisherige Verlagshandlung gerechte Klagen führte, ob Körner etwa in Göschen's Geschäft selbständiger Verleger sein könne. In diesem Falle stellte Schiller ihm einen zweiten Theil der Räuber in Einem Akt, einen Theater-Fiesko und Andres zur vortheilhaften Verfügung und bat schließlich um einen recht baldigen Vorschuß auf diese Artikel.

Körner sah aus diesem künstlichen Anagramm klar die Worte herausleuchten: „wir brauchen dringend Geld!“ Und seine Antwort war, daß er sofort eine Summe schickte und zugleich ebenso weise als großherzig durch eine ganze und volle Wohlthat dem Freunde weitere Bitten ersparte. Körner kleidete sein Anerbieten in folgende Worte: „Wenn ich noch so

reich wäre, und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen für Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen." Und nun giebt er dem Geschenk das Ansehen eines Geschäfts, will den Verlag bei Göschen vermitteln, nur wünscht er, daß diese Unternehmung den Freund nicht im Don Carlos unterbreche.

Man weiß nicht, soll man sich mehr darüber freuen, wie Körner gab, oder wie Schiller diese Gabe annahm. Schiller bekannte seinen falschen Stolz und indem er ihn würdig entschuldigte, gab er sich gerührt dem Freunde überwunden. „Die Thränen," schreibt er, „die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, Dir zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Zerreiße diesen Brief nicht, Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltnen Empfindung lesen und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen."

Aufgelöst in Rührung und Dank, für sich und Huber des qualvollsten Druckes entlastet, konnte er jetzt mit freiem Herzen der Freude leben, als Körner erschien, um die Vorbereitungen zu seiner Verbindung mit Minna zu treffen. Körner's Hochzeit! Welch' ein Ereigniß für den Bund, für Schiller!

Er hatte für sich selbst keinen Wunsch, als den einen, daß die Liebe ihn nicht des Freundes berauben möge. Die Hochzeit war zum 7. August angesetzt. Schiller verfaßte eine Allegorie in Prosa, welche sein Hochzeitsgeschenk, ein Paar Urnen, begleiten sollte. Tugend, Liebe und Freundschaft läßt der Dichter vor dem Throne des Zeus zu einem Rang- und Wettstreit erscheinen, welchen der Göttervater also entscheidet: „Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwischen Euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes." Mit dieser Sendung begrüßte er am 7. August das Paar und fügte die Worte hinzu: „Meine Theuersten, an dem Morgen des Tages, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zur Allmacht. Wünschen kann ich Euch nichts mehr; jetzt habt Ihr ja Alles." Aber wenigstens einen Seitenblick erbittet er der Freundschaft. „Vergeßt nicht," ruft er aus, „daß sie für Euch betet, für Euch Thränen der Freude weint und sich so ungern von dem lieblichen Traume trennt, Eure Tage verschönern zu helfen. Entlaßt sie ihrer Pflichten nicht. Sie sind ihre Glückseligkeit und wieviel bleibt ihr übrig, wenn ihr gar nichts mehr wünschen wollt." Ueber alles dieses kam der Poet denn auch noch in den Rhythmus und dichtete ein Hochzeitslied, worin schon embryonische Gedanken der Freudenhymne zucken, und welches zugleich wahrscheinlich macht, daß letztere noch nicht geschrieben war. Es heißt darin noch:

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüste wirken im Genuß,
Ehrsucht speist mit Schatten,
Weisheit tödtet oft die Gluth
Unsrer schönsten Triebe,
Tugend kämpft mit heißem Blut,
Glücklich macht nur Liebe!

und doch schon:

Preist den armen Wandrer nicht,
Der sie nie empfunden.

wie in dem Gedichte an die Freude:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund, u. s. w.

Und am Nachmittag um 5 Uhr war in Körner's väterlichem Gartenhause, da, wo sich zwischen der Pleissenburg und katholischen Kirche jetzt eine Brücke befindet, ein Kreis frohbewegter Menschen beisammen, um Körner's Freudenfest zu begehen. Ohne daß das Kirchenbuch von St. Nikolai, dem wir diese Nachricht verdanken, meldet, wie Schiller's Verhalten bei diesem Akt gewesen sei, ist anzunehmen, daß ein solches Maaß von Wonne, Liebe und Begeisterung in seinem Herzen wohnte, als nur irgend darin Raum hatte. Denn ohne Zweifel als Nachklang oder als Ausdruck dieser Stunden und Tage ist sein Gedicht an die Freude entstanden*).

*) Körner erzählt, es sei in Gohlis gedichtet. Es zirkulirte sehr bald in Abschriften. Ohne Zweifel gehörte Kunze zu denen, die es zuerst zu Gesicht bekamen, und doch schreibt Schiller, der am 11. September nach Dresden ging, an Kunze: „ich wußte, daß Euch mein Lied an die Freude Vergnügen machen würde." Eine Be-

Es ist biographisch von höchster Bedeutung. Es stellt sich mit der Resignation und der Freigeisterei der Leidenschaft sehr ungezwungen — und das ist selten bei einem Dichter der Fall, der nicht jeden Lebensmoment zum lyrischen Gedicht erhob — zu einer Gruppe zusammen, die gleichsam den verklärten Leib einer großen innern Veränderung bildet. In Mannheim schrieb er, daß er noch nie glücklich gewesen sei. Die „Resignation" ist nichts als die Abfertigung einer halben Resignation durch eine ganze und, es ist nicht zu leugnen, schneidende Resignation. Sie hat meiner Ansicht nach nichts mit dem Kant'schen Tugendbegriff zu thun, wie Kuno Fischer meint, sie hält sich ganz in den Schranken eines verfeinerten Eudämonismus; ja es ist, als hätte Schiller folgende Worte gelesen, die in Shaftesbury's Untersuchung über die Tugend stehen. Es heißt dort von dem Frommen: „wenn das, was er Resignation nennt, blos auf einer unendlichen Wiedervergeltung beruht, so zeigt er darin nicht mehr Verdienst oder Tugend, als bei jedem andern vortheilhaften Tausch oder Handel." In diesem Sinne fertigt der unsichtbare Genius auch bei Schiller den Gläubigen ab. Die kühle Alternative, die dann der Genius zwischen Glauben und Genuß stellt, wie weit ist sie

---

merkung, welche schließen läßt, daß er Kunze's Urtheil über das Gedicht erst in Dresden erfuhr. Bedenkt man, daß Schiller in den letzten vierzehn Tagen und drüber nach Körner's Abreise sehr trübe gestimmt war, daß Kunze das Gedicht erst im Herbst kennen lernte, so ist sehr wahrscheinlich, daß es während Körner's Anwesenheit entstanden ist.

entfernt von der unbedingten Selbstbestimmung Kant's, bei welcher Tugend und Genuß unversöhnliche Feinde sind und die Tugend selbst mit der Hoffnung und der Geschichte als Weltgericht nichts zu thun hat. In der „Freigeisterei der Leidenschaft" kam dann das Recht des Genusses, welches in der Resignation in der That verhüllt ausgesprochen ist, zu seiner vollen Geltung. Solche Stimmungen festgehalten, hätten Schiller, so gewaltig diese Gedichte sind, auf die Bahn eines Byron und Heine drängen müssen und es ist seine wahrhaft positive Größe, daß er sie nicht durch Wiederholung zu Glaubensbekenntnissen erhob.

Jetzt hatte er sich an Körner's Brust ausgeweint, jetzt himmlische Kraft aus dem Bekenntniß gesogen, daß er die größere Hälfte der Thränen verschuldet, die sein Lenz ihm gegeben. Die Beichte solcher Verschuldung und das Gelübde, das große Vorhaben der Natur zu lohnen, indem er es erfüllte, wusch alle Bitterkeit, alle wilde Begierde aus seiner Seele. Der Entschluß, am Arme des Freundes groß und gut zu werden, machte ihn schon glücklich. Sein Trieb nach Liebe, um in der Sprache seiner Glückseligkeitslehre zu reden, hatte in Körner den edelsten Gegenstand gefunden. Wie er früher in dem „Hymnus an die Liebe" die Liebe als Gesetz des Universums gefeiert hatte, so pries er jetzt die andere natürliche Neigung des Menschen, den Drang nach Glück, indem er den persönlichen Ausdruck des Glücks, die Freude, zu einer göttlichen Macht erhob, zu einem Wesen göttlichen Ursprungs, göttlicher Kraft, Milde, Weisheit, Duldung, Gnade, gleich theilhaftig

Guten, wie Bösen. Das Gedicht ist die höchste dichterische Verklärung, welche die Glückseligkeitslehre gefunden hat. Der Gott des Deismus und seine Schöpfung (eine bei Leibnitz und den Deisten ausgesprochene Trennung) sind in diesem Gedicht wunderbar verbunden. Die Freude ist die Mittlerin zwischen Gott und der Schöpfung; sie zieht den Unbekannten, den starren Richter vom Himmel herab, sie ist des lieben Vaters, des guten Geistes bis zur kühnsten Verwegenheit gewiß und — es ist das ein großer Zug dieser Hymne, der allerdings Kantisch ist*), indem der Sänger der Freude Tugend von sich selbst fordert, theilt er Freiheit und Glück an die Unterdrückten, Vergebung an alle Sünder aus und (dieser Zug gehört ganz ihm selbst) läßt die Hölle nicht mehr sein. So schuf Schiller in der Freude eine Göttin, so sicherte er auch hier den Olymp, so einte sie wahrhaft die Götter des philosophischen Jahrhunderts, „des Menschen Kraft im Dichter offenbart.“

Solch eine Aufraffung, wie diese, — und sie dauert, wie wir sehen werden, lange fort, kann zwar noch wieder gelähmt werden, aber ihr Eindruck ist unerlöschlich und mit dieser Freude an den Dingen, welche allein den großen Künstler zu Schöpfungen von Gehalt beflügeln kann, mit ihr, die als stille Lust der Beschäftigung, als unermüdlicher Bildnerfleiß, als Liebe zur Menschheit, zur Geschichte wirkt, mit der Freude, nicht mit der Resignation ward die neue Bahn begonnen, die er zum Siegen

*) Vgl. Met. Anfangsgr. der Tugendlehre. 1796 Einleitung. S. 13.

wandelte. Und immer, wenn sie wiederkehrte in ganzer Glorie, die himmlische, als Liebesglück, als Freundschaft, in der Wahrheit Feuerspiegel, als Gesundheit, als Vaterfreude, als Ruhm und geistiges Kraftgefühl, dann erhöhte sich sein Trieb und seine Leichtigkeit zu gestalten.

Denn Leid bringt Früchte, aber Freude nur kann sie ernten. Was Wunder, daß dieses Lied, trotz seiner Mängel, trotz seiner aus dem Dogma und dem Heidenthum gemischten tumultuarischen Mystik markerschütternd durch die Gebeine der Zeit fuhr, daß es den Beschluß jeder gehobenen Gesellschaft bildete. Der gefangne Schubart, Körner, namhafte Komponisten, wie Zumsteeg, Zelter, Naumann, setzten es. Auch eine Sage ward an die Entstehung des wunderbaren Liedes geknüpft und, wenn sie auch durch Nichts begründet ist (Karoline von Wolzogen hätte sie sich im andern Falle sicher nicht entgehen lassen), so charakterisirt sie doch den Eindruck, den das Lied machte. Nach dieser Sage soll Schiller einen armen Studenten vor dem Selbstmord bewahrt und durch ein am Hochzeitstisch gesammeltes Almosen ihn mit dem Leben ausgesöhnt haben. Und solches Gelingen soll das Lied an die Freude geschaffen haben.

Eine wahrhaft einzige, eine Wohnung, unsterblich wie es selbst, gewann es in Beethoven's neunter Symphonie. Als die Musik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, die den Meister durchbebten, nach Sprache, nach Worten rang, fand sie keine gewaltigeren, als diese: „Freude, schöner Götterfunken.“

III.

Dresden.

Es giebt einen Sommernachtstraum der Freundschaft, bei welchem Puk's Blumensaft nicht minder im Spiele zu sein scheint, als bei dem der Liebe. Schiller hatte offenbar von Puk's Bestem eine starke Dosis aufs Auge bekommen. Das Hochzeitspaar reist endlich nach Dresden. Schiller schwingt sich auf einen Klepper, um ihnen bis hinter Hubertsburg das Geleite zu geben. Auf dem Heimritt stürzt er und quetscht sich die Hand, daß er vierzehn Tage nicht schreiben kann. Ihm eben recht. Wäre sie doch ein wenig gelähmt geblieben! Das hätte ihn „sein Lebelang an Körner's glücklichen Einzug in Dresden erinnert."

Es war beschlossen, er solle in Gohlis bleiben, bis sich Huber's Uebersiedelung ebenfalls entschieden habe. Die Zögerung wird ihm unerträglich. Sein Fiesko sollte im September gegeben werden. Er will es nicht abwarten. Seit Körner's fort sind, erscheinen ihm die Lieblingsplätze der Gegend todt und trübe. Die Seele der Landschaft ist dahin. Mit magischer Gewalt zieht es ihn nach Dresden. „Ich muß zu Euch," schreibt er, — „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich sie finden. Schreibe mir, bester Körner, mit dem ersten Posttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf." Am Abend

des 10. September hatte er Körner's Antwort in Händen und am andern Morgen fuhr er mit Extrapost zum Thore hinaus. Dr. Albrecht war sein Begleiter. Schon die Reise versetzte ihn in einen Rausch des Entzückens. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers grüßte er alle Stellen der Landschaft, die sich bei dem neulichen Ritt seinem Herzen eingeprägt hatten. Als auf einmal und ihm zum ersten Mal die Elbe zwischen den Bergen heraustrat, schrie er vor Freuden laut auf. Wie schön war diese Natur und was ihr sein ganzes Herz gewann, wie ähnlich seinen heimischen Fluren, den Tummelplätzen seiner ersten dichterischen Kindheit. Um 12 Uhr Nachts fuhr er über die Elbbrücke in die Altstadt ein. Hinter sich in der Neustadt sah er in der Gegend, wo er Körner's Wohnung vermuthete, einige Häuser erleuchtet. Sein Herz wallte auf in dem Gedanken, daß Körner's darunter seien.

Als er am andern Tage die Freunde wiedersah, da waren seine heißesten Wünsche erfüllt, er fühlte sich aufgehoben, wie im Himmel.

Körner war der rechte Mann, den Himmel eines Dichters auch äußerlich in Szene zu setzen. Er hatte in der Neustadt für die Freunde eine Wohnung eingerichtet, welche außer der Nähe des Japanischen Gartens die Annehmlichkeit bot, daß sie in der Nähe der Körner'schen lag*). Körner gehörte außerdem zu den weisen Sterblichen, die ein Landhaus besitzen.

*) Er wohnte bei einer Mademoiselle Faust zur Miethe, Schiller beim Hofgärtner Fleischmann, die letzte Zeit im Körner'schen Hause.

Wer an einem schönen Sommernachmittage dem deutschen Florenz entflieht, sich in eine Gondel setzt und stromaufwärts rudern läßt, macht eine der angenehmsten Fahrten. Am linken Ufer steigen grüne Rebenhügel mit schimmernden Gartenhäusern vom Wasserspiegel empor, bis zuletzt ein dunkler Kiefernwald die Hügel in weitem Bogen überragt. Dort an einer Strombiegung liegt das Dorf Loschwitz. Oberhalb des Dorfes besaß Körner einen Weinberg mit einem zweistöckigen Hause. Von da aus hat man einen herrlichen Blick auf Strom und Auen bis zu den duftigen Höhen der sächsischen Schweiz.

In dieser ihn anheimelnden Natur sollte Schiller fortan mit den liebsten Menschen seine Tage verleben. In diesem Landhause saß er am 13. September am Schreibtisch, den ganzen Taumel seines Glückes in einem Briefe an Huber auszuschütten. „Wie mir jetzt ist," so schreibt er vertröstend, „wird Dir in wenigen Wochen auch sein. Betrachte mich also als „den sel'gen Spiegel Deiner Seligkeit." Und welch' ein Behagen spricht aus folgenden Worten: „Ich schreibe Dir auf meinem Zimmerchen, im Weinberg, über mir höre ich unsere lieben Weiberchen herum kramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klaviere klimpern."

Wie viel Stimmung gab ihm dieses traute Flüstern der Hausgeister zu seinen Arbeiten. Wenn dann Körner Mittags von seinem Bureau kam, ebenso bereit, in die geistigen Höhen des Dichters hinaufzusteigen, wie Schiller, sich mit übermüthigster Laune der bequemeren Hausstimmung hinzugeben, welch'

ein Kreis hätte sich diesem vergleichen können. Körner's Bibliothek enthielt manches gute Buch, namentlich aus dem Gebiete der Philosophie und Geschichte. Wo sie nicht zulangte, half die Kurfürstliche Bibliothek aus. Man las gemeinschaftlich solche Werke, welche Diskussionen erzeugten, man durchsprach gern ein Lieblingsthema des Dramatikers, die Motive der menschlichen Handlungen, die Abwägung von Tugend und Größe. Körner war reicher an Kenntnissen und Lektüre. Er hatte bereits die ersten Schritte im Kant gethan und hielt mit dem großen Denker die bisherige Metaphysik für nichts als ein schönes Spiel mit Begriffen. Hier stieß er gegen Schiller's uns bekannte Ansichten an und ward so der kritische Raphael für den moralphilosophischen Julius. Die Frucht dieser Gespräche wurden die philosophischen Briefe im dritten Hefte der Thalia. Nicht Schiller, sondern Körner hat die Briefe Raphaels geschrieben, und der trocknere Ton würde sie reichlich als seine Produkte kenntlich machen, wenn er nicht ausdrücklich und wiederholt später bei Schiller anfragte, ob Julius nichts an Raphael zu schreiben habe*). Während so die Freunde sich gegenseitig leisteten, was sie versprochen hatten, übte der Umgang der beiden Frauen auf Schiller's Stimmung den wohlthätigsten Reiz aus. Mit welchem liebenswürdigen Humor, wie fern von jenem Dichterbewußtsein, das den Dreifuß als unentbehrliches Attribut seiner Würde mit sich schleppt, unser Dichter sich gehen ließ, dafür sind uns einige Zeugnisse verblieben,

*) S. unten den Abschnitt: Schiller und die Philosophie.

von denen das erste wahrscheinlich in die ersten Wochen dieses Herbstes fällt*).

---

*) In Gohlis war wenig am Don Carlos gethan. Schiller arbeitete jetzt um so eifriger daran. Im Wohnhause sollte etwas gebaut werden. Der Poet mußte sein trautes Zimmer verlassen und in das Häuschen des Winzers ziehen. In diesem befand sich auch die Waschküche, durch welche der Eingang in sein Stübchen führte. Das Schreckliche, was sich nun begab, erklärt folgendes Gedicht, das er am andern Morgen den Damen des Hauses überreichte.

Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspiel-dichters an die Körner'sche Waschdeputation.

Dumm ist mein Kopf und schwer, wie Blei,
Die Tabacksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Feu'r soll ich gießen aufs Papier
Mit angefror'nem Finger.
O Phöbus, hassest Du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und, siehe da! belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Der mahnende Winter trieb natürlich auch Schiller in seine Stadtwohnung, welche jetzt sein Huber mit ihm theilte. Denn auch Huber war endlich von seinen Eltern nach Dresden entlassen, um unter Anleitung des Ministers von Stutterheim sich zum Posten eines Legationssekretärs vorzubereiten. Nun ging der Traum, den Schiller in Mannheim von einem fünfblätterigen Kleeblatt geträumt, vollends in Erfüllung. Es ist eine Andeutung vorhanden, daß fünf silberne Becher die äußern Symbole dieser Verbrüderung wurden. Ja, diese drei Männer, die doch alle am Eingang einer Laufbahn standen, schlossen sich — so verlockend war diese Verbrüderung — fast ganz von der Außenwelt ab, um ihre innere Welt auszubilden. Es ist komisch mit anzusehen, wie sie sich gelegentlich anfeuern, diese

---

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterlust,
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

Schiller,
Haus- und Wirthschaftsdichter.

(So korrigirt die Neue Berlinische Monatsschrift 1804. S. 90—94 die frühere Fassung des Gedichtes und seines Anlasses.)

und jene einflußreiche Bekanntschaft zu machen, und schließlich sich auslachen, daß sie es versäumt haben. Huber, dem die Eltern immer umsonst Konnexionsbesuche zu machen empfahlen, brachte wohl öfter aus den Soireen des Ministers ein Parfüm jener Sphären mit, übrigens blieb auch er, in dramatische Arbeiten vertieft und ganz den Freunden hingegeben, der Dresdner Gesellschaft fern. Nach allen Zeugnissen war kein großer Verlust dabei. Eine Wüste der Geister nannte Schiller die herrliche Stadt noch viel später. Wie Friedrich Laun erzählt, lastete damals im Vergleich mit andern Städten auf Dresden eine Art von ägyptischer Finsterniß. Die Landplage erstreckte sich weit über die den Landes- und städtischen Kollegien vorsitzende steife Gravität hinaus bis in die meisten Privatwohnungen. Der Standesdünkel arbeitete hier beinahe den Aerzten in die Hände. Den durch Geburt, Rang, Reichthum, Orden Bevorrechteten wurde meistens höchst unwohl, wenn sie irgendwo in Gesellschaft mit Personen von geringerem Belange zusammentrafen. Anmaßende Kritik bei eigner Mittelmäßigkeit, erbärmliche Gesinnung und ängstliche Geschliffenheit, das war nach Körner's Urtheil der Grundton der Dresdner Kultur. Eine strenge Zensur suchte nach Kontrebande in Theater und Presse, eine Zensur, die in dem protestantischen Lande besonders auf den katholischen Hof Rücksicht zu nehmen hatte und welche auch Schiller's Carlos in der Thalia nicht wollte passiren lassen. Sogar in der Kirche, es klingt fast unglaublich, regulirten groteske Schweizersoldaten die Ordnung unter den Schaaren der Andächtigen. Es versteht sich von selbst, daß

Körner's Haus eine Oase in dieser Wüste war. Namhafte Künstler und Gelehrte von auswärts fanden hier eine geistvolle Unterhaltung. Auch einige befreundete Familien schlossen sich muthig in gleichem Sinne an. Dazu gehörte ein wackrer Kollege Körner's, Namens Reinhart, der Kriegssekretär Neumann, derselbe, an welchen Archenholz einen gedruckten Brief gerichtet hat, Archenholz selbst, der vielgereiste Historiker des siebenjährigen Krieges, ein Finanzrath Wagner mit seiner Tochter, der Komponist Naumann, durch seine Leistungen im italienischen Styl geschätzt. Er setzte einige Balladen von Schiller, und Körner hätte Schiller gern zu einem Operntext für Naumann überredet. Zu erwähnen sind noch Professor Wilhelm Gottlieb Becker, als Redakteur thätig, der berühmte Porträtmaler, der biedere, derbe Graff, welchem auch Schiller bald sitzen mußte. Besonders war musikalische Bildung der sichere Schlüssel zu Körner's geselligem Zirkel, in welchem des jungen Hausherrn und seiner Gattin musikalisches Talent Sang und Klang stets lebendig erhielten. Dora's Kopien nach Bildern der Galerie mochten zu oft für Schiller's Ohren die Unterhaltung auf diesen glänzenden Punkt in der Dresdner Finsterniß lenken. Der Galeriedirektor Hartmann mußte einmal die geistreiche Frage aus Schiller's Munde vernehmen: „was denn an den alten Lumpen zu sehen sei."

So ging der angenehmste Winter hin. Das zweite Heft der Thalia konnte bei Göschen zu Anfang des Jahres 1786 erscheinen und brachte außer dem Gedicht an die Freude, außer der Resignation und Freigeisterei der Leidenschaft noch die

kraftvolle Erzählung: „der Verbrecher aus Infamie“ (aus verlorener Ehre), zu welcher Professor Abel auf seiner Durchreise durch Mannheim seinem ehemaligen Schüler den Stoff gegeben haben will. Wahrscheinlich, so vermuthet Kurz, vernahm Schiller die in Schwaben weitverbreitete Geschichte vom Sonnenwirth aus dem Volksmunde und schrieb sie später aus verbleichter Erinnerung auf. Im Inhalt zeigt sich der Tragiker, der die Schuld des Menschen zwischen der Gesellschaft und dem Verbrecher theilt. Im Styl ist das Studium Diderot's und historischer Muster kaum zu verkennen. Die Uebersetzung von Mercier's Porträt de Philippe II., roi d'Espagne, bewies, wie sehr der Dichter seiner poetischen Darstellung vertraute. Denn Mercier's Philipp ist ein abstrakter Despot und konnte als historisches Bild leicht den Eindruck des dramatischen Philipp kreuzen. Die spärliche Fortsetzung der Szenen des Don Carlos (Akt II., Sz. 1—4), die auch im nächsten Thaliaheft nur bis S. 13 gedieh, spricht sehr dafür, daß andre Arbeiten dieser den Rang streitig machten. Körner erzählt, daß der Entwurf zum Menschenfeind, mit dem Schiller freilich schon Jahrelang sich getragen zu haben bekennt, auch einige Szenen daraus in die Dresdner Zeit gehören. Ein Epos, Julianus Apostata, ward ins Auge gefaßt. Aber den gefährlichsten Rival erhielt das Drama durch den Geisterseher, dessen Anfang im vierten Heft der Thalia erschien.

Professor Meyer aus Bramstedt, der Biograph Schröder's, welcher genau über den Berliner Geisterseherorden unter=

richtet war, will Schiller den Stoff dazu gegeben haben*). Nach Körner's Erzählung hätten Cagliostro's Abenteuer, nach andern die Apostasie des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg, des Vaters von Karl Eugen, Motive geliehen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, der Stoff lag in der Luft. Die chemischen und physikalischen Entdeckungen waren der Zeit zu Kopf gestiegen. Es war die Kehrseite der Freigeisterei, zu glauben, daß der Mensch Geister zitiren könne. Männer, wie Forster und Sömmering, glaubten eine Zeitlang, daß die Rosenkreuzer Gold machen könnten und Schröpfer Geister zitirte. Für Magnetismus und magnetische Kuren interessirte sich Schiller aufs Lebhafteste. Namentlich galt der Dr. Gmelin als Autorität. Herder und Goethe glaubten an eine Wirkung in die Ferne. Man fragte einander in den ersten Stunden der Bekanntschaft das Glaubensbekenntniß über diese Dinge ab. Die Rosenkreuzer und Illuminaten, welche man oft für verkappte Jesuiten hielt, prahlten mit Geheimkünsten, um müßige Fürsten zu ködern. Und die Schwindler wußten es am hellen Tage dunkel zu machen, um einer wollüstigen Phantasie noch die Wollust des Aberglaubens zu verschaffen. In Preußen machte die Vernunft mit Friedrichs des Großen Tod am 17. August 1786 die großen Augen zu. „Der neue König," schreibt Kirchhof an Meyer aus Bramstedt, „läßt sich von verschiedenen Favoriten leiten, so alle Geisterseher, wie der König, sind; und wer dieser Sekte nicht zugethan ist, kann dort zu

*) Schiller's und Humboldt's Briefwechsel. S. 116.

nichts gelangen.“ Diese Umkehr der Aufklärung, die in Berlin mit Wöllner ihr Ministerium errang, hatte später ihre Apostel in einem Theile der romantischen Schule. Und es ist begreiflich, daß Tiek, der bei aller Aufforderung dazu sich doch nicht bekehrte, in Schiller's Geisterseher den Torso eines trefflichen Romans bewunderte. Denn Schiller hat die ganze Erscheinung mit allen ihren Verwandtschaften im Kern gegriffen. Man hat gefragt, warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort ist: weil er ihn noch während der Arbeit verachtete. Das kam bei ihm in der Regel, wie bei allen Künstlern sonst nach der Arbeit. „Eine Farce nennt er ihn, eine Schmiererei,“ bei der er sich eines sündlichen Zeitaufwandes bewußt ist. Schiller hat kein Werk geendigt, das nicht in einer geschlossenen, leicht übersehbaren Kunstform auftrat. Auch fehlte seiner strengeren Natur die Schreibseligkeit, ohne die ein Roman nicht zu denken ist. Das Fragment des Geistersehers ist mehr Drama, als Roman. Keine Spur jener behaglichen Breite, jenes Privatvergnügens, jener Kleinmalerei, die es einem erschlafften Zeitalter bequem macht. Erregte auch später die Philosophie des Prinzen noch einmal seine Lust zur Fortsetzung, so machte seine eigne Philosophie auch dieser ein Ende. Der Beifall, den das Werk fand, täuschte ihn nicht über die zweifelhafte Quelle desselben. Immerhin war der Geisterseher eine Studie, in der er untergeordnete Virtuositäten des Dramatikers üben und zu gleicher Zeit erproben konnte, was der Roman als solcher seinem Kunstideal leiste.

Für ihn war das Wort gesagt, welches die Geschichte den

Roman für große Seelen nennt. Die Geschichte ward ihm täglich theurer. Sie ward ihm —, wie wohlthätig für den Dichter, ein volles, feuriges, uneigennütziges Anliegen seiner Natur. In ihr war selbst ein breiter und roher Stoff geadelt durch den Reflex, den er vom Ganzen der Menschheit erhielt. In diesem gewaltigen Gewebe das Geheimniß der leitenden Ursachen und Ideen zu entdecken, das war ja jenes Anschauen des göttlichen Kunstwerkes, welches die Menschenbrust mit der erhabensten Freude, mit göttlichem Geiste füllte. In diesem Kunstwerke sich verlieren, war zugleich das Mittel, sein Abbild schaffen zu können. Es war für den Menschenmaler, für den Darsteller von Handlungen ein Naturstudium im großen Styl. Es ergänzte die Gegenwart durch die Größe aller Zeiten, und that, was Goethe vor allem für den Dramatiker unerläßlich hält, es reinigte und veredelte die Individualität des Dichters, indem es alles Kleinliche von ihm abstreifte und ihn geschickt machte, in seinem Wesen das Wesen der Menschheit zu geben. Ihn mußten, seiner Natur nach, vor Allem die Epochen reizen, wo die Geschichte vorzugsweise dramatisch wird: die Revolutionen. Schon in Leipzig hatte er, wenn Klischnigg zu glauben ist, den Abfall der Niederlande zu schreiben begonnen, und Körner erzählt, daß Schiller nicht blos hiefür in Dresden Materialien sammelte, sondern auch den Entschluß faßte, die merkwürdigsten Revolutionen herauszugeben. Und ein andres Thema, das er später behandelte, ward ihm wahrscheinlich hier zugeführt. „Ich habe," schreibt er an Körner am 15. April 1786, „diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und

mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viel große Männer gingen aus dieser Nacht hervor. Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts weiter als Geschichte studirt hätte." Dieser Wunsch trieb ihn an, jetzt mit seiner Zeit zu geizen und bei seinen Arbeiten zu bleiben, als Körner und Huber zu Ostern 1786 nach Leipzig reisten. Er ließ sich, während die Freunde mit Kunze's sein Freudenlied sangen, lieber von Thomas Abbt, dem popularphilosophischen Schriftsteller, belehren, welches das wahre Verdienst des Menschen sei, und sann die Frage durch, welche Thätigkeit bei gleichen Kräften die vorzüglichere sei, politische oder ideale, bürgerliche oder gelehrte. Abbt lehrte ihn zugleich sich selber und seine Schranke kennen. Schiller entdeckte in diesem Spiegel eine ähnliche „Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, wie bei sich selbst, nur daß jener mehr zum scharfsinnigen Philosophen", er selber mehr zum „Dichter und sinnlichen Schwärmer" neige.

So lange Schiller noch über ihren Werth schwankte, mußte die ideale Thätigkeit, der er sich jetzt in vollster Muße hingab, in einem so sinnlich kräftigen Geist immer von neuem eine Quelle der Ungeduld, des Unmuths, der krankhaften Ueberreizung werden. Wir sehen den Dichter in Briefen aus dieser Zeit von solchen Stimmungen ergriffen, bald sich humoristisch Preis geben, bald scheinbar unmännlich unter sich selbst gesunken. Er kann die Einsamkeit nicht ertragen. Er kann nicht ohne Körner's leben. Er singt:

Und ich Armer muß allein
Trauern und verlassen sein,
Blicken nach den Sphären.
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
Will mich keine hören?

Nun, es kam eine Schäferin. Kaum waren die Freunde zurückgekehrt, so erhielt Schiller einen Brief aus Leipzig, worin ihm Schwan seinen Besuch ankündigte. Schwan hatte Margarethe und ihre jüngere Schwester Luise mit sich. „Als wir," erzählt die Letztere*), „in Meißen am Posthause anfuhren, wer stand unter dem Thorweg? — Schiller in einem mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen." Natürlich hatte er wieder ein Roß bestiegen und holte die Gäste ein. Er machte in Meißen, dann in Dresden den artigsten Cicerone. „Aber — Schiller's Betragen," schreibt die Erzählerin, „war so herzlich und gerade, wie eines Sohnes und Bruders, nachdem das nähere Verhältniß gegen meine Schwester schon längst aufgehört hatte." Und Schiller hütete sich, es wieder anzuknüpfen. Er hatte jetzt klarere Augen**). Er führte die Freundinnen auf der Brühlschen

*) Nachherige Staatsräthin Pistorius. Aus Briefen derselben an ihre Tochter, abschriftlich dem Verfasser mitgetheilt durch die Güte der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm.

**) In den Aufzeichnungen von Friedrich Götz heißt es: „Hier (G. schreibt in Leipzig, es muß Dresden heißen) hat Schwan Schillern ohne Zweifel die Gründe, welche ihn bestimmten, seine Tochter ihm zur Ehe zu verweigern, auf das Genügendste mündlich enthüllt. So löste sich dieses Verhältniß ohne alle Schuld von Seiten Schiller's. — — Die Zukunft hat es bewiesen, daß Schwan

Terrasse spazieren, während Vater Schwan von Graff gemalt wurde. Ich kann unmöglich alle Einzelnheiten dieser Tage, ein Konzert bei Naumann's, einen Besuch bei Stock's, bei Graff, wo Schiller's angefangenes, der Sophie Albrecht vollendetes Bild im Atelier stand, eingehen. Lassen wir Schwan's abreisen und belauschen wir Schiller selbst als Maler bei einer Kunstübung unerhörter Art, zu der ihn Körner's herannahender Geburtstag begeisterte. Wir sehen ihn eifrig mit Dora's Tuschkasten beschäftigt, um dreizehn Zeichnungen zu illuminiren, welche noch vorhanden sind und wovon ich dem Leser wenigstens eine vorlegen will. Zum Verständniß derselben diene Folgendes: In Dresden lebte ein Franzose, Namens Düchanteau, welcher Körnern oft die Wichtigkeit einer Reise nach Aegypten vorstellte. Körner war auch so sehr von dieser wissenschaftlichen Idee begeistert, daß er schon 2000 Thaler für die Reise

---

Recht hatte, der als wahrer Biedermann und Freund sich auch hierin gegen Schillern benahm." So Götz, der Sohn von Schwan's Kompagnon. Die Zukunft kann in solchen Fällen wenig beweisen. Aber von Bedeutung ist, was vom Oberhofprediger Herrn Dittenberger in Weimar, welcher Schwan genau gekannt hat, mitgetheilt wurde, „daß Schwan in seinem Alter immer mit Begeisterung von Schiller, aber nie von Margarethe gesprochen habe." Die Gründe sind wohl in folgenden Thatsachen zu suchen: Margarethe hatte eine Liebschaft mit einem Offizier, der sie verließ, als es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu heirathen. Ihre spätere Ehe mit einem Advokaten Treffz war durch beide Theile höchst unglücklich. Schiller sah sie später auf seiner Reise nach Schwaben wieder; wie seine Gattin, welche zugegen war, erzählt hat, waren beide bei diesem Wiedersehen tiefbewegt. Margarethe starb im 36sten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

hergeben wollte. Schiller's Bild zeigt uns nun diese Expedition im Gange: Körner schreitet voran, um den Weg zu weisen. Düchanteau folgt auf einem Esel reitend, der über seine furchtbare Last blutige (mit Zinnober angedeutete) Thränen weint. Man sieht den Nil, eine Pyramide, neben welcher Cleopatra ruht, wie im Texte steht: „noch immer schön!"

Ein andres Produkt von Schiller's Humor war ein Lustspiel, eine Reihe von komischen Szenen, welche auf das Körner'sche Haus Bezug haben. Es ist 8 Uhr Morgens. Körner steht gerüstet, ins Konsistorium zu gehen. Nun kommt das Gesinde, Jeder hat etwas zu fragen, die Hausgenossen, der Friseur, der Wechsler bringen den geduldigen Körner allmählich in Harnisch; schließlich kommt noch ein Kandidat der Theologie, der dem Herrn Konsistorialrath eine Abhandlung vorlesen will. Körner, dessen Geduld erschöpft ist, weist ihm die Thür; aber seine Gutmüthigkeit siegt über seine Grobheit, er bittet seine Minna, schleunigst den hinausgewiesenen Kandidaten zu Mittag einzuladen. In einer andern Szene steigt Dora auf einen Stuhl, um ihrem langen Ferdinand einen Kuß zu geben u. s. w.

Man sieht, Schiller besaß einiges Talent zum fröhlichen Gesellen, der in Freud' und Leid mitzuleben weiß. So große Anstrengung es ihn kostete, ein sogenannter „guter Gesellschafter" zu sein, wo er sich genirt fühlte, so harmlos und ausgelassen war er im andern Fall. Gegenüber von Loschwitz liegt das Dorf Blasewitz. Dort besaß ein Herr Segadin ein Gut. Herr Segadin war mit Körner's befreundet, seine Tochter Auguste war ein muntres und ausnehmend schönes Mädchen.

Mit ihr soll Schiller auf dem heitersten Neckfuß gestanden haben. Das Andenken an diesen Krieg mischte sich selbst in das gewaltige Bild eines andern Kriegslebens. Sein „Gustel von Blasewitz" in Wallenstein's Lager erregte im Körner'schen Kreise große Heiterkeit*).

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Schiller's energische Natur sich an solcher Gemüthlichkeit nicht durch trübe Stimmungen gerächt hätte, die oft den Freunden unerklärlich waren. Melancholie ist, nach Kant, die Zugabe tieferer Naturen. Sie ist die Wolke, aus der der Blitz freudigen Fortschritts zuckt. Je mehr die Wirklichkeit ihn anlächelt, desto mehr schützt sich der ideale Mensch durch Trauer vor Ueberhebung. Dazu war Schiller immer noch abhängig. Er empfing seine Existenz vom besten, edelsten Freunde. Aber er empfing sie. Mit welchem Rechte von Einem, dessen Mittel einige tausend Thaler nicht überstiegen, und der sich das Seine erwarb? Das mußte einmal aufhören. Das eine Jahr, für welches er Körner's Wohlthat angenommen, war um. Aus einem Briefe an Wieland (24. Mai) sprach schon das Mißbehagen über die Unabhängigkeit, die, sonst für das höchste Gut gehalten, ihm lästig werde, weil sie ihm aufgedrungen sei. Er mache an sich die ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß wenn es der Zufall nicht gethan, der Ueberlegung es schwer werde, einen Entschluß für das Leben zu fassen. Dazu kam, daß Körner mit der Neige

---

*) Gustel von Blasewitz starb als verwittwete Senator Renner am 24. Februar 1856.

des Sommers einer Sorge anheimfiel, die sein ganzes starkes Gemüth einnahm. Seine Minna sank in Folge einer Entbindung in ein langwieriges Siechthum. Dieses Elend lastete natürlich auf dem ganzen Kreise. Schiller, den jedes Leid der Freunde aufs Tiefste ergriff, fühlte sich oft unsäglich unglücklich.

Da schien ein „Zufall“ ihm den Entschluß fürs Leben zuzuführen. Noch einmal war es die Bühne, welche der Dichtung die Hand bot. Und diesmal durch den größten Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, durch Friedrich Ludwig Schröder; ein Verdienst Schröder's, welches noch nicht in der Theatergeschichte verzeichnet ist.

Schröder hatte nach seinem Abgang von Wien 1786 zum zweiten Mal die Leitung der Hamburger Bühne übernommen, und gedachte hier das Schauspiel mit Ausschließung der Oper wieder zu seiner ganzen Würde zu erheben. Schröder hatte in Schiller, während er früher die Richtung desselben verdammte, doch das „größte jetzt lebende dramatische Genie der Deutschen“ erkannt. Die Proben des Don Carlos aber hatten ihn überzeugt, daß Schiller auf dem Wege eines bequemeren Maßes sei. Dies hatte er gegen Schiller's Freund, den Schauspieler Beck in Mannheim, ausgesprochen. Beck, mit welchem Schiller in dauernder Verbindung geblieben war, theilte dem Freunde diesen Ausspruch mit und schrieb ihm von dem großen Plane, den Schröder in Bezug auf das redende Schauspiel durchführen wollte. Das war ja, was Schiller brauchte. Er schrieb an Schröder (12. Sept. 1786). Er gestand, indem er sich auf Beck's Mittheilung berief, daß sein Enthusiasmus für das Drama

wieder erwacht sei, aber daß ihm vor der Mißhandlung auf der Bühne graue. Er kenne nunmehr und achte die Grenzen, welche bretterne Wände vorschreiben, aber von den engeren Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setze, wünschte er freigesprochen zu sein. Durch eine Verbindung mit Schröder hoffe er ein Ideal zu realisiren, das nur in Verbindung mit dem Genie eines großen Schauspielers zu realisiren sei. Schließlich bietet ihm Schiller alle seine künftigen Stücke an.

Schröder erwiderte am 18. Oktober in der anschließendsten Weise. Aber er meinte, ein dramatischer Dichter müsse durchaus an der Bühne leben, für die er arbeite: „Sind Sie frei? fragt er, können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? und unter welchen Bedingungen?“ Zugleich beruhigte er Schiller in einem wichtigen Punkt. Nie solle er eine Behandlung wie in Mannheim zu befürchten haben. Schröder bat ihn, wenn er nicht selber kommen könne, alle seine Stücke zu senden.

Schröder konnte nach Schiller's erstem Brief erwarten, daß er die angebotene Stellung annehmen werde. Allein jetzt, wo es Ernst wurde, fühlte Schiller die Unmöglichkeit, sich von Körner's zu trennen. Und ein andres ebenso starkes Band lenkte noch einmal sein Leben nach ganz anderer Seite hin.

Schiller's Verhältniß zu Charlotte von Kalb war durch die Trennung eher befestigt als gelockert. Ihr und Beck sandte er die Thaliahefte, sowie sie erschienen, mit ihr blieb er in lebhaftem Briefwechsel. Durch seine enthusiastischen Schilderungen waren die Dresdner Freunde für sie eingenommen. Man

sah sie in diesem Kreise bereits als eine Dazugehörige an. Charlotte war ihnen auch örtlich näher gerückt. Auf Beschluß der Brüder von Kalb sollte sie Mannheim mit einem wohlfeileren Aufenthalt vertauschen. Der bedenkliche Stand des Ostheim'schen Vermögens, hieß es, mache diese Einschränkung nöthig. Sie dachte sich dem Dresdner Kreise anzuschließen. Schiller erwartete sie schon einmal im April 1786. Indessen verzögerte sich ihre Reise und der Wunsch der Ihrigen bestimmte sie, ihren Aufenthalt vorläufig auf Kalbsried, dem Landgute ihres Schwiegervaters, zu nehmen. Nachdem sie im Oktober 1786 zuerst einige Wochen in Weimar geweilt*) und das dortige Terrain kennen gelernt hatte, ging sie nach Kalbsried, wo sie in trauriger Einsamkeit bis zum April verblieb. Charlottens Anwesenheit in Weimar und in der Nähe von Weimar hatte ohne Frage den größten Antheil daran, daß Schiller seinen Mannheimer Plan, nach Weimar zu gehen, jetzt lebhafter wieder aufnahm. Er wollte die geliebte Freundin wiedersehen. Alle Wesen, an die er sich fesselte, hatten etwas gehabt, das ihnen theurer war, als er**). Damit konnte sich sein Herz nicht behelfen. Charlotten, das wußte er, war er Alles. Seine Ansichten waren freier geworden; er glaubte jetzt, ohne innere Kämpfe ihr nahen zu können. Vielleicht fürchtete er die Gefahren nicht, vielleicht hoffte er sie. Ja, wahrscheinlich sprach sich nur das glühendste Liebesbedürfniß in allen diesen Wün-

*) Wieland an Sophie la Roche, d. 3. Nov. 1786.
**) An Körner, I, 241.

schen aus. Man hat Schiller getheilt in den philosophischen und freiheitsdurstigen und naturpoetischen und kunstpoetischen, und den Menschen, den Mann hat man vergessen. Aber es ist neben dem Schönen und Guten und Wahren kein so mächtiger Lenker des Lebens, als der, welcher auch das größte Genie in die Schranken, in die Freuden der Gattung lockt. Wie gewaltig er unsern Dichter beherrschte, werden wir bald zum Verwundern erfahren.

Schiller fragte bei Charlotten an, ob er in Kalbsried einige Monate zubringen dürfe. Er wolle dann in Weimar und Jena für seine fernere Zukunft wirken.

Darauf schrieb er am 18. Dezember an Schröder, und lehnte eine dauernde Stellung in Hamburg ab. Er machte geltend, daß er ohne Zustimmung des Herzogs von Weimar kein Engagement eingehen könne. Er stellte indeß einen Besuch in Hamburg in Aussicht, meinte, den Menschenfeind zum April liefern zu können, versprach den Don Carlos in sechs Wochen einzusenden, fragte an, ob er ihn in Prosa verwandeln solle*), oder ob Schröder die Jamben auf der Bühne zu bieten wage und besprach andre Punkte der Darstellung in einer Genauigkeit, welche beweist, daß Schiller die Bühne kannte.

---

*) Demnach scheint diese prosaische Bühnenbearbeitung erst im Jahre 1787 begonnen zu sein und am 30. Dez. 1786 war Schiller doch schon in der letzten Szene der Königin mit dem Marquis. Am 22. April 1787 schreibt er an Körner, daß er jetzt nur seine Prosa in Jamben zu übersetzen habe. Also ist anzunehmen, daß nur etwa der letzte Akt zuerst in Prosa gearbeitet ward.

Schröder ließ Schiller's Ablehnung gelten und wählte den Don Carlos in Jamben.

Aber anstatt nach sechs Wochen war das Werk erst nach sechs Monaten in seinen Händen. Die Ursache dieser Verzögerung waren zum größten Theil ein Paar schöne Augen und diesmal nicht Charlottens. Schiller's Gemüth glich gerade einer Festung, wo Mauern und Gräben im schlechtesten Zustande sind, der Kommandant verreist und die Besatzung ohne Waffen ist. Ein Zustand, den der siegreiche Eros am liebsten benutzt.

Körner's gehen zu Weihnachten nach Leipzig. Schiller bleibt mit Huber zurück. Eine erschreckliche Langeweile quält ihn. Das Gefühl einer hergebrachten Gewohnheit, sich in den Feiertagen zu zerstreuen, jagt ihn vom Schreibtisch auf. Er geht aus. Unbefriedigt kommt er wieder zurück. Die Theaterkreise üben ihre alte Anziehungskraft. So reizlos Sophie Albrecht sein Aeußeres fand, so verliebt war sie in sein Genie. Bei ihr verkehrten die freieren Elemente der Gesellschaft. Bei ihr, der „berühmten Frau," fand sich jene stille Gemeinde zusammen, welche am polirten Altar die Götter Coeur und Caro anbetet. Auch Schiller hatte an diesem Altar geopfert. Er bereute es, er verschwur es, er glaubte es überwunden zu haben. Jetzt hatte er seinem Körner zu beichten, daß er — gewinnt. Als Körner's anwesend waren, hat er sich nach Zerstreuung gesehnt, jetzt findet er die Einförmigkeit ihres Zusammenlebens zu seiner Existenz nothwendig. Er setzt seinen eigenen Werth aufs Tiefste herab. Er schreibt: „ich bin Hubern nichts und er mir

wenig. Ihr waret mir so viel und ich Euch so wenig, nicht einmal das, was ich fähig sein könnte, Euch zu sein.“ Jetzt wünscht er, daß seine Wünsche in Kalbsried unentschieden bleiben. Geschichtliche Lektüre wird ihm schwer, kaum kann er Stimmung für den Don Carlos finden.

Körner's kommen im Januar zurück. Charlotte schreibt endlich, daß sie Schiller's Besuch in Kalbsried nicht annehmen könne, und räth ihm, nach Jena zu gehen, um dort Vorlesungen zu hören oder zu halten. Er war noch über seinen Beruf unschlüssig, wie Charlotte erzählt, aber jetzt schwankte er zwischen Medizin und Geschichte. „Im Februar, so berichtet sie, schrieb er mir darüber, weilte aber noch in Dresden, wo dann ein leidenschaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich schien, ihn erfaßte.“*)

Wir sind hiemit an der rechten Thür. Und ein Stammbuchblatt Schiller's mag uns über den Beginn dieser Leidenschaft Aufschluß geben. Schiller verliebte sich in eine Maske. Er schreibt:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben,
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.

---

*) Es sind Beweise da, daß Karoline von Wolzogen sich gerade über Schiller's Liebesverhältnisse aufs Gründlichste unterrichtete. In diesem Falle hatte sie an Körner's die beste Quelle. Ihrer Darstellung darf vor allen andern unbedingt Glauben geschenkt werden. Nur über das spätere Leben des Fräulein von Arnim war sie wie alle bisherigen Darsteller nicht recht berichtet.

Ein Blick war uns genug
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug 2c.

Nehmen wir die Maske ab. Die Dame, an welche diese Verse gerichtet sind, war Fräulein Henriette Elisabeth von Arnim, nach mir vorliegenden und andern Zeugnissen eine jener Schönheiten, die geborne Königinnen sind. Sie hatte gerade Geist genug, die Krone mit Anstand zu tragen, und eine natürliche Anlage, die Segnungen, welche die Natur durch sie vertheilte, mild und freigebig zu verwalten. Sie besaß damals nicht viel mehr, als ihre hohe, edle Gestalt, die schönsten Züge und eine vollendete Tournüre. Die Mutter, eine Offizierswittwe, war froh, eine jüngere Tochter im Kloster zu Erfurt unterzubringen und dachte durch eine gute Spekulation mit der ältern ihre Verhältnisse zu verbessern. Arnim's waren mit Sophie Albrecht bekannt. Bei ihr sah Schiller die Schöne öfter wieder, Sophie Albrecht ward die Vertraute seiner Verzauberung und bald gewann er Zutritt zur Arnim'schen Familie. Der Mutter war die Huldigung des schon berühmten Dichters willkommen, um den Preis ihrer Tochter in den Augen anderer Anbeter zu steigern. Und die Tochter, zwar von einer so beredten, so glühenden Anbetung gerührt, war doch nicht stark genug, dem doppelten Spiele, zu dem die Mutter sie zwang, sich zu entziehen. Schiller war blind. Er war in dem Fanatismus, den er im Prinzen und später im Mortimer gedichtet hat, in dem Zustand, wo der Mensch „aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus-

tritt," in welchem Mark Anton seine Mörderin anbetet, er stand unter der furchtbaren Gottheit, welche die Jungfrau mit einem Blicke Lionel's verdirbt. Briefe, Geschenke, ja, wie es heißt, Geldsummen, wanderten jetzt diesen Weg. Schiller verkaufte den prosaischen Carlos (vielleicht ließ er sich nur deshalb zu dieser Hinrichtung bereden) an Bondini, an Koch und forderte, so grausam machte ihn die Liebe, von dem abgebrannten Großmann 12 Dukaten.

Arnim's verreisten im Frühjahr. Jetzt war die sonst gepriesene Einförmigkeit des Körner'schen Umgangs nicht im Stande, Schiller in Dresden zu fesseln. Er zieht nach Tharandt hinaus, nur um sich nach Dresden zurückzuwünschen. Als er Arnim's zurückerwarten kann, eilte Brief auf Brief nach Dresden. „Meinem beleidigten Dorchen, schreibt er, schicke ich diesen Einschluß zur schleunigsten, gewissenhaftesten und pünktlichst gütigsten Besorgung. Wenn Arnim's noch nicht wieder in Dresden wären, so soll Minna oder wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen." Dorchen konnte sich wohl durch solche Paschabefehle beleidigt fühlen. Und doch, je kränker er ist, um so zarter bemühen sich Alle um ihn. Er kommt sich wie ein armer Robinson auf einer wüsten Insel vor. Sie schicken ihm englisch Bier, Bücher, darunter, vielleicht nicht ohne Dorchens witzigen Rath, die liaisons dangereuses und den Werther. An den Liaisons findet er Geschmack, von dem Manne mit der Pistole kann er keinen Gebrauch machen.

Als Arnim's Ende April zurückkamen, verlor er vollends den Kopf und schrieb am 2. Mai in das Stammbuch des schwarz-

äugigen Fräuleins jenes Gedicht, dessen Anfang ich oben mittheilte und dessen Ende also lautet:

„Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein,
Ich kann Dir nichts, als treue Freundschaft geben.
Mein Herz allein ist mein Verdienst,
Dich zu verdienen will ich streben,
Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennst.“

„Ich kann Dir nichts, als treue Freundschaft geben.“ Das war wohl der Tochter, aber nicht der Mutter genug. Indessen tauschten die Liebenden ihre Porträts aus*).

Schiller zog im Mai nach Dresden und wohnte fortan in Körner's Hause. Offenbar in dieser Zeit gelang es der Bemühung der Freunde, Schiller von dem Mißbrauch zu überzeugen, den man mit seinen edelsten Gefühlen trieb. Die Geliebte hatte ihm gesagt, daß wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Schiller's Freunde hatten erkundet, daß sie dann reichere Anbeter empfing. Sie suchten Schiller zu überzeugen. Sie drangen auf Entfernung. Aber was die Freunde mühsam aufbauten, warf ein Blick aus diesen bethörenden Augen über den Haufen. Endlich stand die kranke Vernunft wieder auf den Füßen. Schon am 1. Juni schreibt Schiller an Koch, späteren Schauspieldirektor in Frankfurt: „Als wir uns hier von einander trennten, ist mir von

---

*) Schiller zeigte das Bild der Frau von Kalb, die von der wunderbaren Schönheit überrascht wurde. Charlotte, S. 144.

einem Mädchen, das Sie gesehen haben, der Kopf so warm gemacht worden, daß ich Ihre Adresse in Berlin darüber vergessen habe." Und an Schröder schreibt er am 13. Juni: „Die Umstände, welche diesmal den Don Carlos verzögert haben, kommen zum Glück nicht so gar oft wieder, und wenn sie kommen, so kommen sie nicht zugleich. Eine Abhaltung und die stärkste könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu nothwendigeren Dingen."

So schreibt Niemand, der noch unheilbar verliebt ist. Der Rausch war vorüber. Der Nachgeschmack war etwas bitter, in seiner Phantasie blieb das Bild einer schönen, aber „abgefeimten Betrügerin." Als er im Geisterseher eine solche in seiner Griechin darzustellen hatte, kannte er die Gattung sehr genau, aber die Darstellung gedieh nicht zu Ende. Er konnte den Farbentopf auch noch zur „königlichen Heuchlerin" Elisabeth brauchen.

Zum offenen Bruche mit Arnim's kam es nicht*). Es war auch nicht nöthig, da Schiller die Gewißheit hatte, unter diesen Umständen nicht als Treuloser zu erscheinen. Die Trennung kostete indeß dem Fräulein viele Thränen. Sie heuchelte wahrscheinlich gegen Andre, um gegen ihn wahr sein zu können. Leider giebt es in diesen Dingen nur eine einzige Wahrheit. Aber sie blieb ihm auf ihre Art treu, sein Bild hing bis zu ihrem Tode über ihrem Bette**).

---

*) Als Schiller nach Weimar ging, gab man ihm etwas an die jüngste Arnim nach Erfurt mit.

**) Fräulein von Arnim heirathete zuerst einen Grafen von Kunheim, nach dessen Tode einen Onkel ihres ersten Gatten, einen

Uebersehen wir diese letzten Dresdener Monate, so erscheint ein Wort Huber's treffend wahr, der, als er Goethe's Tasso gelesen hatte, an Körner schrieb: „Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch Jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblicke, da Tasso nach Rom will." Dieser noch Jemand, es ist Schiller. Ja, Tasso-Schiller wollte nach Rom, nach Rom, wo ihm Lorbeern und Wettkämpfe winkten. Belriguardo's schattige Parks mit ihren Prinzessinnen und dem braven Alphons-Körner waren nicht die Welt. Weimar war für ihn noch ein Land der geistigen Riesen. Er mußte sich an ihnen messen.

Er erfuhr von Charlotten, sie werde einige Monate in Weimar zubringen. Sein Carlos war erschienen. Er konnte sich mit diesem Werke dem Herzog und Denen zeigen, deren Schüler und Freund er sich in der ersten Thalia genannt hatte. Er faßte seinen Entschluß. Er erwartete nur noch sein Carlos-Honorar von Schröder.

---

alten Mann, gleichfalls Grafen von Kunheim, und lebte etwa eine Viertel-Meile von Friedland in Preußen auf dem Gute Kloschenen, in einer keineswegs glücklichen Ehe. Ihre Leute hatten es gut. Allwöchentlich feierte sie, wie man in Friedland erzählt, ein allgemeines Bescheerungsfest, bei dem sie mit der Glorie einer Fürstin präsidirte. Mit dem niedern Adel hatte sie wenig Umgang. Das Gut kam durch den Krieg, durch hocharistokratische Lebensansprüche herunter. Sie lebte zuletzt in Dresden in beschränkten Verhältnissen und starb 1847.

Dieser sandte sofort*). Ein unvergeßlicher Abend noch mit den Freunden, an welchem er ihnen den Don Carlos vorlas, — und am 20. Juli war er auf dem Wege nach Weimar.

IV.

Don Carlos.

Schiller nahm die Fabel seines Don Carlos aus der historischen Erzählung von St. Real: Histoire de Dom Carlos etc. Es ist ein buntes Machwerk, aber für einen Dramatiker gerade recht. Geschichtliche Treue und Charakteristik drückt die Novelle nicht. Aber sie wimmelt von Situationen. Hier ist ihr Hauptinhalt: Margarethe von Navarra ist während des Waffenstillstands zwischen Frankreich und Spanien mit Carlos verlobt worden. Der erneute Krieg schiebt die Heirath hinaus und der Friede zerschlägt sie völlig. König Philipp wirbt selbst um seines Sohnes Braut. Carlos, der sie bereits im Bilde kennt und liebt, verfällt in ein sonderbares Betragen, welches Philipp als eine Aeußerung von Herrschbegierde deutet. Die Prinzessin kommt nach Spanien. Sie wird beim Anblick des Prinzen ohnmächtig, sie zeigt sich verwirrt bei der Begegnung

*) Für Carlos und die Uebersetzung der offnen Fehde von Huber 21 Louisd'or. Immerhin ist Schröder's Benehmen ganz anders, als das des Herrn von Dalberg.

mit Philipp. Nachdem die Vermählung vollzogen ist, sieht Carlos sie ohne Zeugen, er gesteht seine Liebe und erhält die Ueberzeugung der Gegenliebe.

Nun spinnt sich gegen das Paar eine komplizirte Intrigue. Die Prinzessin von Eboli hat sich, wie bei Schiller, dem Prinzen verrathen. Don Juan von Oestreich, der Bastard Karl's V., liebt die Königin und vermuthet in Carlos seinen Rivalen. Der Gemahl der Eboli hat den Prinzen erzogen und ihn bei einer Gelegenheit mit Ruthen streichen lassen müssen. Dafür ist er mit Carlos verfeindet. Alba wird von Carlos und der Königin in seinem Plane gekreuzt, die Königin von Navarra nach Spanien zu entführen.

Diese Personen bilden ein Komplott. Selbst das Volk wird gegen Carlos erbittert. Denn als König Philipp und die Inquisition den Beichtvater und das Testament Karl's V. verbrennen lassen, weil letzteres ketzerische Aeußerungen enthält, tadelt Carlos dieses Beginnen laut und heftig. Der König schickte ihn nach Alcala auf die hohe Schule. Der Prinz wird von seinem Jugendfreunde Marquis de Posa und dem Grafen Egmont dahin begleitet. Ein Sturz mit dem Pferde bringt ihn dem Tode nahe. Zärtlicher Brief an die Königin, und zärtliche Antwort von dieser.

Als Carlos nach Madrid zurückgekehrt ist, fängt das Komplott an zu wirken. Es wirft Eifersucht in des Königs Seele. Die Liebenden finden es gerathen, daß Carlos sich entferne. Das Geschick scheint diesen Plan zu begünstigen. Eine Deputation der Stände von Flandern ist gerade in Madrid

anwesend und ladet den Prinzen ein, sich an ihre Spitze zu stellen. Carlos bittet seinen Vater um die Statthalterschaft. Der König sagt zu, aber zögert mit der Erfüllung, zumal jetzt auch seine Eifersucht durch die Schwangerschaft der Königin genährt wird, welche nicht ganz mit seiner Rechnung stimmen will.

Jetzt spielt Marquis Posa seine Rolle. Er wird der Vertraute der Liebenden. Bei einem Tournier erweckt er durch seine Galanterie gegen die Königin das Mißtrauen des Königs. Philipp läßt ihn meuchlings ermorden. Um die üble Wirkung dieses Mordes bei dem Infanten zu verlöschen, will Philipp ihn jetzt nach Flandern senden. Da zeigt der Gemahl der Eboli dem Könige ein Blatt von Carlos' Hand, worin dieser über die vielen zwecklosen Reisen seines Vaters spottet. Philipp, darüber aufgebracht, schlägt seinem Sohne die Statthalterschaft ab, und überträgt sie dem Herzog Alba. Nun sinnt Carlos auf Flucht. Er trifft hochverrätherische Abreden mit Oranien, den Hugenotten, den Türken. Unglücklicher Weise gewinnt Don Juan von Oestreich, von der Prinzessin Eboli angeleitet, sein Vertrauen. Man schöpft Verdacht. Man überfällt den Prinzen Nachts. Er wird des Hochverraths überführt und der Inquisition überliefert. Man läßt ihm die Wahl des Todes. Er öffnet sich im Bade die Adern. Nach dem Tode der Königin — sie stirbt an Gift, — wird die Prinzessin Eboli die Geliebte des Königs.

Fragen wir: was sah der Dichter diesem Stoffe Gutes ab? Zunächst das, was Alfieri, Otway und der unbekannte Verfasser von „Carlos und Elisabeth" (Alm. d. d. Mus. 1771,

99) ihm absahen, theatralische und tragische Wirkung. Das lehrten uns Schiller's Briefe an Reinwald und Dalberg. Aber keiner seiner Vorgänger hatte eine Ahnung von dem, was bei Schiller die Seele des Stückes wurde. Schon mit dem einen fast beiläufigen Wort, daß er in der Darstellung der Inquisition, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift habe, ihn auf die Seele stoßen wolle, erhob er das Familiengemälde im königlichen Hause*) zu einem Tendenzstück, und da er ein ächter Künstler war, vielleicht ohne es zu wollen, zur Prinzipientragödie. Es schließt sich insofern der Luise Millerin an, wiewohl letztere mehr der sozialen, Carlos der geschichtlichen Sphäre angehört, und, aus geschichtlichen Mächten und Herzensmächten seinen Strom nährend, in der Geschichte mündet.

Wie sehr ein solcher höherer Zweck den Stoff aus der Enge eines entsetzlichen Familientrauerspiels herausreißen mußte, leuchtet ein. Wie nöthig und fruchtbar die sogenannten unnatürlichen Situationen für diesen Zweck waren, hoffe ich zu beweisen.

Vor allem kam es dem Dichter darauf an, die Personen, die außerhalb der Inquisition stehen, berechtigt zu machen. Diese Absicht geht klar aus dem ersten Entwurf des Werkes vor, der bis jetzt noch von Niemand beachtet ist**).

---

*) Man wird doch nicht im Ernst glauben, daß seine wiederholten Erklärungen, Carlos sei blos ein Familiengemälde ꝛc., mehr waren, als eine Abwehr gegen den ängstlichen Dalberg und die Dresdner Zensur. Reinwald hatte er die Wahrheit gesagt.

**) In Reinwald's Nachlaß gefunden. Vergl. Band I, S. 391. Hofmeister, Suppl. II, 4.

Dieser Embryo ist höchst merkwürdig. Ich bin überzeugt, es wird Niemand leid thun, sich ernstlich damit bekannt zu machen, vorausgesetzt, daß ihm am Verständniß des Stückes etwas gelegen ist. Der Dichter motivirt, mit strengster Sonderung unter A, und a, und 1, 2, 3, vor allem die Leidenschaft der Königin als bei Philipp's Alter und andern Umständen natürlich, er bezeichnet den Charakter des Prinzen als heftig und verwegen (Julius von Tarent) und melancholisch zerstreut (Hamlet). So dachte er sich den, welcher das Mißtrauen des Königs und durch seine Offenheit den Haß der Inquisition auf sich ziehen sollte. Der Dichter nimmt selbst Philipp — und das war ein Dolchstoß auf die Inquisition — mit in den Kreis der „Menschen" auf, er giebt ihm Regungen des Mitleids und der Vaterliebe. Eine wichtige Rolle, wenn er auch in Briefen gleicher Zeit noch nicht vom Dichter erwähnt wird, spielt hier bereits Marquis Posa. Ihm vertraut sich Carlos in einer Szene, ihm die Königin in einer andern. Es wird ein Rebellionsversuch des Infanten entdeckt. Da „wälzt der Marquis den Verdacht auf sich und verwirrt den Knoten aufs Neue." Diese That sollte die Wirkung haben, daß Carlos zum Heldensinn wieder erwacht, daß er und die Königin sich überwinden. Die Intrigue sollte in sich zerschellen. Die Prinzessin Eboli und Don Juan (auch dieser ist im ersten Entwurf) entzweien sich. Alba wird dem Könige verdächtig. „Regungen der Vaterliebe, des Mitleids scheinen den Prinzen zu begünstigen. Da verschlimmert die Leidenschaft der Königin die Sache und wird des Prinzen Verderben. Das Zeugniß des

Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät (natürlich hier nur von dem Verdacht des Ehebruchs). Schmerz des betrogenen Königs und Rache gegen den Urheber."

Drei wichtige Keime waren in diesem ersten Entwurf enthalten, welche beweisen, daß Schiller's Ausführung letzter Hand, so oft er auch strich und änderte, mit dem ersten Entwurf in den Hauptzügen übereinstimmte. Der Prinz sollte seinen „Heldensinn" verloren haben; dann: er sollte ihn mit dem Opfer des Marquis wieder erhalten. Und endlich König Philipp sollte als der Betrogene erscheinen. Das erste bedingte ein Vertheilen des Interesses, das zweite eine besondere Wichtigkeit des Opfers und dessen, der es brachte, mit einem Wort, einen großen, sonderbaren Charakter. Was das dritte sagen sollte, erfahren wir von Schiller selbst (Thalia, I. Heft, S. 95): „Wenn dieses Trauerspiel schmelzen (tragisches Mitleid wirken) soll, so muß es, däucht mich, durch die Situation und den Charakter König Philipp's geschehen. Auf der Wendung, die man diesem giebt, ruht vielleicht die ganze Tragödie."

Entschlagen wir uns zuerst, ehe wir auf den Kern des Stückes eingehen, einiger vorgefaßter Meinungen. Die Frage, ob Carlos oder Posa der Hauptheld des Stückes sei, ist eine müßige. Dieser Heldenbegriff ist ein sehr trivialer. Julius Cäsar, Cymbeline, Romeo und Julia und noch manche andere Stücke haben mehr Helden, als einen. Carlos ist der Charakter, welcher die Haupthandlung bedingt und um den sich bis

zu seinem Tode die Handlung dreht. In so weit that der Dichter ganz recht, nach ihm sein Stück zu benennen. Uebrigens stehen ihm an Grad des Leidens und Energie des Handelns der König, Posa, die Königin gleich, ja überragen ihn noch. Wie wir sehen werden, war durch die Natur der Aufgabe, welche sich der Dichter setzte, ein solches Verfahren geboten.

Das Drama kam nach und nach, in verschiedenen Gestalten, ins Publikum. Schiller veröffentlichte in der Thalia Szenen vom ersten bis zur Hälfte des dritten Akts. Man hat auf die Hervorziehung dieser Szenen großen Werth gelegt. Wie mir scheint, mit Unrecht. Sie sind blos übervoll, der Vers verleitete zur Breite, der Text ist voller Shakspereanismen. Der Verfasser mußte später Vieles ausscheiden, aber er schied nichts Wesentliches, und viel Schlechtes aus. Der Prinz sprach zwar in der Ganzausgabe, die unter dem Titel: Dom Carlos, Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. Leipzig. Göschen 1787 erschien, weniger von seinen Ahnen und weniger heftig, aber immer noch verwegen und reizbar genug, um ihn die Rolle spielen zu lassen, die er zu spielen hat. In den folgenden Ausgaben von 1801 und 1804 warf der Dichter noch mehr Verse hinaus. Aber die Hauptlücke des Stückes war und blieb unausgefüllt. Der Zuschauer sieht nicht gleich anfangs in das Innere des Posa. Der Dichter zieht uns so wenig wie bei Fiesko mit in das Geheimniß. Ferner: die Motivirung des Opferentschlusses erzählt der Marquis nachträglich, sie mußte vorher zur Erscheinung kommen. Doch kann hier ein guter Schauspieler die fehlende Deutlichkeit ersetzen. Und Schiller

hat später selbst durch einen Monolog *) den Darsteller unterstützt. Er lautet:

Akt IV., 18: Posa (nachdem die Prinzessin Eboli abgegangen).

So rett' ich ihn, so sei es. — Auf mich selbst
Will ich den Donner seiner Rache leiten.
Verwirren will ich dieses Königs Sinne,
Mich selber klag' ich als den Schuld'gen an
Und Frist verschaff' ich ihm, daß er entrinne.
Doch wie vollbring' ich's? wie? ist's denn etwa so schwer,
Den Argwohn des Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron hindurch
Zu bringen, doch auf tausend Straßen wandelt
Das Böse ihren offnen Ohren zu.
Vor ihrem Einbruch schützt nicht Schloß noch Riegel,
Sie lösen selbst der Briefe heilig Siegel (Beichte).
Dank sei es der Tyrannen Furcht und List,
Vor der nichts heilig, nichts verschlossen ist,
Ihr eignes Werkzeug soll sie mir jetzt leihen,
Den Freund aus ihren Händen zu befreien.

Auch konzessionelle Formen des Dramas sind zu erwähnen. Seine äußere Lage, aber auch das Bestreben, auf alle Weise mit dem Publikum im Zusammenhange zu bleiben, veranlaßten den Dichter zu solchen Konzessionen. Die Kürzung seines Gedichts für die Bühne, wie er sie für Schröder und Dalberg vornahm, war durchaus keine Untreue gegen seinen Genius. Die Auflösung seiner Jamben in Prosa war schlim-

*) Das Original ist im Besitz des Hofschauspielers Häser in Oldenburg, die Aechtheit unzweifelhaft.

mer. Aber die schlimmste Konzession waren seine Briefe über Don Carlos (im teutschen Merkur 1788). Sie sind eine Konzession an die flache Kritik und die stofflichen Sympathien der Zeit. Um die „Deklamationen" der Kritiker endlich über diesen Punkt zum Schweigen zu bringen, giebt der Dichter zu, daß er während der Arbeit ein Andrer geworden, daß sein Antheil am Prinzen auf Posa übergegangen sei. Letzteres nimmt er im zehnten Briefe beinahe zurück. Denn hier kommt er, nachdem er die gründlichste und einzig richtige Auffassung seines Werkes gegeben, schließlich mit dem Gedanken, er habe in dem Drama sein Ideal vom Staat niedergelegt und im Prinzen den Fürstencharakter darstellen wollen, der es zu verwirklichen im Stande wäre. Also der Prinz hatte doch sein Hauptinteresse? Wie sehr er mit einer solchen Konzession einen Lieblingsgedanken der Zeit aussprach, ergiebt sich am Besten aus Wilhelm von Humboldt's Jugendschrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" und der Schrift des Koadjutors: „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats." Der Koadjutor *) hatte sich, wie Humboldt, wenn auch in andrer Weise, seinen Staat im Kopfe fertig gemacht und wartete nur auf den Hintritt des Kurfürsten von Mainz, um einen Musterfürsten zu liefern, wenn auch nur halb so genial wie Friedrich der Große, aber doppelt so liberal, so wohlthuend, so human wie Joseph II. **) Auf ihn hofften

---

*) Bruder des Mannheimer Dalberg.
**) Haym, W. v. Humboldt, S. 44.

Forster und Sömmering, später Körner und Humboldt, Zacharias Becker und wahrscheinlich 1788 auch schon, durch Karoline von Wolzogen von Dalberg's hohen Absichten unterrichtet, Schiller als ihren einstigen Fürsten und Segenspender. Von den Gedankenstrichen in Schiller's Briefen, wo er auf einen künftigen Fürsten von — oder von — deutet, als den Don Carlos und Paradiesschöpfer von Deutschland, konnte sich Dalberg dreist den einen zuziehen, nur schade, daß der ganze Dalberg ein bloßer Gedankenstrich blieb. Wenn Karoline von Wolzogen sagt, was Schiller im Posa dichtete, hätte er sein können, so hatte sie ein Lob im Sinn, ganz nach dem Koadjutor zugeschnitten, welcher ihr als ein künftiger Posa auf dem Thron, als ein Ideal aller Größe und Tugend galt. Aber in dem Lobe liegt in der That ein erheblicher Tadel.

Ich habe angedeutet, an welchen Fäden das Drama mit den Erscheinungen der Zeit zusammenhing. Schiller gesteht, wenn der Genius der Tragödie sich für diese Grenzverletzungen an ihm gerochen habe, so sei es dem — redlichen Finder vielleicht lieb, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnre, in einem Trauerspiele angewandt zu sehen.

Aber wenn der redliche Finder etwas von den Grenzen der Tragödie versteht, so wird er finden, daß diese Grenzen in der That nicht verletzt sind. Der Dichter hat mit einem einzigen Wort, mit dem er den Schlüssel zum Charakter des Posa gab, den Schlüssel zu seinem ganzen Kunstwerk gegeben und dieses Wort (eilfter Brief) heißt: Nichts führt zum Guten,

was nicht natürlich ist. Dieser Satz enthält die Haupttendenz der modernen Zeit und zugleich die Kritik dieser Tendenz.

Das „Natürliche" war der Puls aller Bestrebungen, welche dem Menschen seine Rechte, seine Freiheit im Staat, in der Wissenschaft, im Glauben, in der Kunst, im Leben wieder erringen wollten. Aber das Natürliche wächst und wird, es wird nicht gemacht, und doch mußte es in der neuern Zeit zuerst als ein gemachtes auftreten, weil anfangs keine andere Brücke vom Geist aus zur Natur führt, als der Entschluß des Geistes. Dies ist der große tragische Widerspruch der modernen Zeit. Wir müssen das Natürliche wieder schaffen und doch wissen wir, sein erstes Gesetz ist freie Entfaltung.

Gegen dieses Gesetz hatte, prinzipiell angesehen, niemand grausamer verstoßen, als die christliche Kirche. Die Trennung des Geistes von der Natur, welche das Christenthum aussprach, war ein natürliches Ergebniß der Geschichte. Der Geist mußte endlich aus der Verthierung heraus, der er im Römerthum unterlegen war, er mußte seine Würde wieder erhalten. Er sollte von nun an das Erste, der Herr sein, aber er sollte die Liebe bleiben und die als schlecht erkannte Natur mit dem Geiste reinigend versöhnen. Diese schwere Mission ward sterblichen Händen vertraut. Kein Mensch neigt so sehr zum Uebermuth, als der den Geist verwaltet, denn er muß fühlen, es ist das höchste, das köstlichste Amt auf Erden. Und einer rohen, versunkenen Menschheit gegenüber reichten die sanften Mittel nicht aus. Was Wunder, daß die Kirche Gewalt und bald die übermüthigste Gewalt brauchte. Die Schlechtigkeit der Natur ward

ihr ein Mittel, sich Ansehn und Unentbehrlichkeit zu geben. Von der Wiege bis zur Bahre war sie mit Weihwasser und Oel, und jenseits des Grabes, ja bald diesseits, mit ihrem Feuer bereit, um die verdammte Natur zu reinigen. Der Geist wurde geistlich. Nicht blos ein Feind der Natur ward er, nein, die vollkommenste Unnatur. Die weltliche Monarchie, so roh sie war, hatte Recht, der Kirche entgegenzutreten. Aber es geschah ohne Nachhalt, weil sie nicht ganz mit ihr brach. Als endlich das nicht ganz vertilgte Heidenthum der alten Sachsen mit Luther's Bauerngesicht wieder aus dem Boden kam, als die Natur sich empörte und ein Mönch freite, da erreichte der Wahnsinn des Geistlichen seinen Gipfel in — der Inquisition.

Aber schon war der Geist selbst längst seinem schrecklichen Gefäß entflohn und saß in der Studirstube über den alten Heiden. Er schöpfte die Natur an der Quelle und dieser Trunk gab ihm das Leben wieder. Nun ward er stark und frei und sann über Sein und Nichtsein und über sich selbst und über die Natur. Nun erkannte er seine geschmähte Mutter. Nun studirte er die Natur, statt sie zu verdammen. Nun faßte ihn, denn er war Mensch, der Enthusiasmus für die Natur, für den natürlichen Menschen. Er liebte die Geknechtete und haßte — denn er war Mensch — seinen schrecklichen Doppelgänger, den Heuchler des Geistes. Er strebte ihn zu vertilgen und — verjagte die Jesuiten. Er wollte rasch die geknechtete Sinnlichkeit erlösen, die Menschen zu freien, tugendhaften, glücklichen Bürgern nach seinem besten Muster machen und — Joseph II. regierte so gewaltsam menschlich, daß dieselben Niederländer,

welche sich gegen die Inquisition empörten, gegen den aufgeklärtesten Fürsten aufstanden. Die französische Revolution führte die Menschenrechte mit Gewalt ein, sie nahmen ein Ende mit Schrecken. Friedrich's des Großen Wohlthaten wurden nur soweit im Volke lebendig, als das Volk sie innerlich besaß und sich gegen Romanismus und Barbarei — das ist seine Bedeutung — im siebenjährigen Kriege erkämpfte. Freimaurer und Illuminaten suchten die Menschlichkeit künstlich und im Geheimen zu pflanzen. Die Kunst allein zeigte, wiewohl bald von der Initiative des Geistes beherrscht und bestimmt, die Versöhnung von Natur und Geist im Bilde, auch wo sie ein Bild von dem Kampfe beider Gewalten entwarf.

Unter allen Dramen der gesammten Literatur ist keines, welches den geschilderten Kampf so treffend, so als eigentliches Thema der neuen Geschichte, so prinzipiell darstellt, als Don Carlos.

Schiller griff in der Inquisition das Nest mit den Jungen und das ist im Drama immer der sichere Griff. Philipp ist fanatischer Schüler und Werkzeug der Inquisition, er hat als solcher die Aufgabe, jedes Natürliche, Eigne, Weltliche aufzugeben. Aber er will Monarch sein. Das ist ein Widerspruch, eine Auflösung der straffen Einheit, in welcher alle Macht besteht. So ist selbst er im Kampf gegen die starre Unnatur der Inquisition *). Der Dichter führt uns in das Reich, das vor

*) So ist die Stelle zu verstehen in Schiller's Geschichte d. A. d. v. Niederlande: „Er war König und Christ und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte." Vgl. Joach. Meyer Sendschreib. S. 23.

allem das Natürliche zur Grundlage hat, in die Familie. Philipp hat die natürliche Neigung seines Sohnes mit Füßen getreten, indem er sich mit der seinem Sohne versprochenen Braut vermählt. Philipp zerreißt das innigste Familienband, er verliert die Liebe seines Sohnes. Aber die natürlichen Neigungen, durch Philipp's Ehe verletzt, rächen sich durch das Verhältniß zwischen Sohn und Stiefmutter. Was unter allen Umständen unnatürlich ist, hier wird es berechtigt. An dieses Fleckchen Recht und Natur setzen sich wahrhaft berechtigte Elemente an. Ein Volksstamm, durch die Inquisition in seiner natürlichen Freiheit angetastet, will sich gegen seinen Oberherrn erheben. Es ist das künftige Volk des Infanten, welches er einem Bürgerkrieg entgegentreibt, es ist sein Vater, sein Vaterland, gegen welche er konspirirt. Aber die Unnatur der Inquisition macht auch diese unnatürlichen Schritte einseitig berechtigt. Falsches Weltbürgerthum ist immer die Frucht schlechter Staaten.

Außer sich, und wir sehen, nicht minder in sich hat Philipp die natürlichen Mächte zu fürchten. Er hat eine sterbliche Stelle. Er will diejenige allein besitzen, die er einem Andern geraubt hat. In dieses Bedürfniß seines Herzens bohrt sich die Kirche ein, deren Streben es ist, daß Carlos und seine Welt untergehe. Das Komplott und die Einflüsterungen Domingo's schärfen die Qualen des Menschen Philipp, damit er zerstöre, was die Ursache dieser Qualen ist. An seinen Lastern hält ihn die Kirche fest, da sie ihn nicht an seinen Leiden ergreifen kann. Denn wunderbar, Philipp wird im Leiden frei, er empfindet

den nächsten Trieb des Leidenden, die Sehnsucht nach Mitgefühl. Er hat an den Schöpfer zum ersten Mal eine natürliche Bitte, er will einen Menschen.

Der gütige Leser mag nun die Weiterführung dieses Gedankens selbst übernehmen. Ich glaube, er hält die Probe durch alle Fasern des Werkes. Es ist einer der wunderbarsten Organismen, die je aus eines Dichters Seele gekommen sind. Nur noch ein Wort über den vielbesprochenen Posa.

Ueber seine historische Wahrscheinlichkeit hatte offenbar das Publikum, welches sich ihn in Puder vorspielen ließ *), weit richtigere Begriffe, als die damaligen Kritiker. Aber jetzt liest man öfter, und noch neuerdings bei Kuno Fischer, daß Posa als unschuldig, als moralisches Muster vom Dichter gedacht sei, und daß Schiller ihn erst in den Briefen über Don Carlos künstlich schuldig, das heißt ästhetisch gemacht habe.

Ich denke mir die Sache folgendermaßen: Schiller streifte eines Tages mit seinem Carlos durch die Bauerbacher Wälder. Ein inneres Feuer beeilte seinen Schritt. Der Zorn gegen die „Molche, den Geisterpöbel, der uns drängt", röthete seine Stirne, sein Gefühl machte sich endlich in einem jener Worte Luft, die einen ganzen Schwur der Seele enthalten. „Wahrheit!" So rief er laut und ballte seine Rechte. Plötzlich ward er von einem Glanz geblendet und eine Stimme rief: Hier bin ich, was willst du? Der Dichter, an diese Erscheinung schon gewöhnt, sprach: „O du kommst zur rechten Zeit.

*) Centralorgan f. d. deutschen Bühnen, Jahrg. III. Nr. 5, S. 71.

Du weißt ja, was ich vorhabe. Sage, wie kann ich an dieser Brut dich rächen?"

Die Stimme rief: „wenn du wahr, wenn du gerecht bist. Vor Allem mußt du beide Parteien hören. Will die Menschheit eine Institution verwerfen, so zeige sie, was sie Bessres kann. Nennt ihr unser Prinzip, wird die Inquisition sprechen, unnatürlich, so zeigt uns, wie in der Praxis sich das Prinzip bewährt, welches ihr das natürliche, das wahre nennt. Haben wir kein Erbarmen, so haben wir wenigstens Konsequenz, und diese Konsequenz war nöthig, denn wir hatten mit Bestien zu thun. So wird die Partei sprechen, welche du brandmarken willst. Es bleibt dir nichts übrig, als dein eigenes Prinzip auf den Kampfplatz zu führen. Carlos und die Königin sind keine reinen Vertreter desselben, denn die Leidenschaft macht selbstsüchtig; die Flamänder treibt am Ende die Noth. Du mußt einen Menschen wählen, der unabhängig von beiden ist, einen Menschen, der Nichts will für sich, sondern Alles für das Prinzip, welches du offenbar für das wahre hältst, es heißt: Freiheit des natürlichen Menschen; Versöhnung des Geistes mit der Natur. Und es muß ein Mensch sein, der dieses sein Prinzip nicht durch gewaltsame, nicht durch künstliche Mittel (denn das wäre gegen die Natur des ächten Geistes, des Prinzips), sondern allein durch seine Lehre, sein Beispiel, sein Leiden und seinen Tod bewährt."

„Das wäre ein zweiter Christus", fiel rasch der Dichter ein.

„Und könnte, sprach die Stimme, dem falschen Christenthum besser sein Spiegel vorgehalten werden, als durch das wahre?"

„Christus am Hofe Philipp's? Nimmermehr. Sowie er aufträte, würde ihn die Kirche verbrennen. Das Stück wäre zu Ende, ehe es anfinge. Ich sehe immer wieder, du verstehst dich nicht auf Komödien."

„Mag wohl sein, entgegnete die Wahrheit" (denn sie war es selbst, welche gesprochen hatte).

„Ich will dir einen Vorschlag machen, begann der Dichter nach einer Pause. Mein Christus soll die feurigste Liebe zur Wahrheit, die größte Schonung für jede natürliche Empfindung haben; er soll die Ehebrecherin nicht verdammen, er soll die Menschen kennen und doch sie lieben; er soll den Despotismus hassen und des Despoten sich erbarmen; er soll sein mächtiges, sein edles Wort brauchen, wo er kann. Er soll seinen Liebling, seinen Jünger haben, der nicht stirbt. Aber du sagst ja selbst: die Menschheit soll zeigen, was sie kann. Also mein Christus — es wäre sonst nicht gerecht gegen die Gegner gehandelt — muß ein Mensch und kein Gott sein. Ein wenig unwahr muß er sein dürfen, aber um der Wahrheit willen, mit geraden Mitteln käme er an Philipp's Hofe nicht einen Schritt weit. Die unnatürliche Spaltung zwischen Vater und Sohn treibt ihn zur Unwahrheit gegen beide, indem er mit Jedem von beiden wahr sein will. Aber die Unwahrheit gegen Carlos hat die schlimmsten Folgen, Carlos giebt sich selber auf, da er sich von einem solchen Freunde aufgegeben weiß. Carlos — wie natürlich ist dies bei einem Prinzen von seiner Lage — vertraut sein gefährlichstes Geheimniß der Eboli. Posa wird Zeuge dieser Szene, er übersieht mit einem Blicke

alle möglichen Folgen und in einem wirklich unauflöslichen Netz gefangen, von der Größe seiner Schuld gegen den Prinzen erst durch die Folgen derselben im Gemüthe des Prinzen überführt, hat er nur ein Mittel, das nächste, das natürlichste Band wieder herzustellen, zugleich das letzte und wirksamste Mittel, seinem Prinzip zu dienen. Den Freund von seiner Treue, von der Kraft seines Prinzips zu überzeugen, lenkt er des Königs Verdacht und Rache auf sich selbst. Er sucht den Tod."

„Das ist schön, sprach die Wahrheit. Und er betrügt den König? freilich mit einer Eboli konnte Posa des Königs Herz nicht theilen. Fürwahr, dein Posa hat den besten Willen und stirbt wie ein Mann, aber im Handeln ist er wenig bedenklich. Seine Fehler sind freilich so mit seinen Tugenden verschmolzen, — er ist ein sehr natürlicher Mensch. Sein Prinzip, die Menschen frei machen zu wollen und doch überall den Menschen zu schonen, scheint sich im Gedränge des Lebens als untauglich zu bewähren. Am Ende verschuldet er noch den Tod des Carlos?"

Der Dichter besann sich: „indem er ihn in seinem hochverrätherischen Plane, die Königin in ihrer Leidenschaft bestärkt und so das nächtliche Rendezvous veranlaßt, ja!"

„Und hat Posa's Tod auf den Prinzen die gehoffte Wirkung?" fragte die Wahrheit.

„Carlos besiegt seine Leidenschaft, er wird ein reines Gefäß des freien Staats, der geprüfte Vertreter der natürlichen Rechte: er beschließt, sich an die Spitze der Rebellen zu stellen."

„Und wird Rebell gegen seinen Vater? gegen sein Land? Wahrlich, er hat den Tod verdient. So selbstlos er ist, er mißachtet die ewigen Gesetze der Natur. Ein solcher Führer würde die reine Sache der Provinzen entweihen. Nun bin ich begierig: was wird aus Philipp? Er ist im großen Recht gegen diese Verschwörer.“

„Philipp wird voller, ganzer Despot. Der Betrug des Marquis, die Verwünschungen seines Sohnes treiben ihn in die Arme der Inquisition: er schwört der Menschheit Rache.“

„Also ein Despot ist die Frucht von Posa's ganzem Thun? Ah, das ist so groß, als wahr. Die Niederlande haben einen konsequenten Despoten. Das ist der erste Schritt zur Freiheit. Ich sehe, meine Schwester die Geschichte, wird nun vollenden, was ein einzelner Mensch nie herauskünsteln kann. Und das ist der natürliche Weg des Geistes. Du wirst zwar weder ein moralisches Beispiel im Posa und Carlos schaffen, noch die Inquisition ausschließlich richten, denn du stellst ihre Konsequenz wahrhaft erhaben dar, wenn du auch einen großen Theil der Schuld auf sie legst, aber du wirst eine echte Tragödie schaffen. Du wirst die größten geschichtlichen Mächte der Zeit malen, welche, wie die Familie Philipp's, so die Familie der Menschheit noch lange und immer von neuem in ihren Grundfesten mitleidswerth und grauenvoll erschüttern werden, bis die Institutionen der Ausdruck des mit der Natur versöhnten Geistes sind. Unser Deutschland wird deinen Posa — du hast sein bestes Theil darin gezeichnet — lieben und für alle menschlichen Charaktere des Drama's mit Recht Mitleid

fühlen, so lange es für seine Ideale Achtung hat, und wenn es durch maaßlose Leiden seine Schonung natürlicher Gefühle und gegebener Verhältnisse, seine Begeisterung für das Prinzip der Humanität und Freiheit, seine Künstelei und seine Verleugnung des Vaterlands gebüßt hat, so wird es erkennen, daß doch eine hohe Gerechtigkeit aus deinem Bilde spricht, und daß du im Bilde seine Fehler und Tugenden richtig gemischt hast. Und dann erst wird nach hundert und wieder hundert Jahren immer neuer Preis dir und deiner gewaltigen Kunst erklingen."

So sprach die Wahrheit und verschwand. Der Dichter hatte dieses Zwiegespräch wohl vergessen, als er die Briefe schrieb. Dichter sind vergeßlich. Durch ihren Sinn gehen so viele Gäste.

Die Zeitgenossen urtheilten über den Don Carlos sehr verschieden. F. H. Jacobi vergleicht das Stück mit einem kalten Palast, in dem die überheizten Oefen riechen. Erst die Briefe über Don Carlos konnten seine Phantasie von ihrem Dunste reinigen. Zelter urtheilte so brutal über das Werk, wie über Manches, was er nicht verstand. W. v. Humboldt liebte den Don Carlos. Ins eigentliche Publikum drang er rasch und dauernd ein. Göschen brachte, trotzdem daß bald vier Nachdrucke erschienen, 1799, 1801, 1802, 1804 neue Auflagen.

Uebersetzt ward das Drama zuerst 1798 zweimal ins Englische, später zu wiederholten Malen und in fast alle moderne Sprachen. Die jüngste französische Uebersetzung von Amedée de la Rousselière, Liège 1854, ist bereits 1858 in zweiter Auflage erschienen.

Auf der Bühne erschien Don Carlos, in Jamben, zuerst am 30. August 1787 in Hamburg. Die Vorstellung, von Schröder sorgfältig vorbereitet, erregte große Sensation. Er selbst war ein Philipp, dem man den König wie den Menschen glaubte und ohne einen solchen ist das Werk nicht aufzuführen. Das Publikum forderte laut die Wiederholung für den nächsten Tag. Reineke folgte in Leipzig mit seiner Aufführung des prosaischen Carlos. Hier ersticht sich der Infant und, wie der erste Bauerbacher Entwurf es will, betheuert die Unschuld seiner Mutter. Philipp sinkt voll Schmerz auf die Leiche. Schiller war nur im jambischen Carlos Schiller. Denn der Unschuldsbeweis, den der Prinz giebt, war doch die geringste Schuldigkeit des Kavaliers und für einen Philipp nicht zureichend, die nächtliche Zusammenkunft am spanischen Hofe auch ohne Verbrechen Verbrechens genug. Die Aufführung machte keinen Effekt. Mehr Eindruck machte die Berliner Aufführung, namentlich, wie man erzählte, auf den König Friedrich Wilhelm II., der, noch im ersten Stadium des Volksbeglückungsrausches, das natürlichste Gefühl der Menschen, die Gottesfurcht, durch Edikte regulirte. Schiller schrieb am 11. Dezember 1788 nach Rudolstadt, er erwarte jeden Tag eine Vokation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren. Auch die Mannheimer Darstellung (9. April 1788) machte, trotzdem Herr von Dalberg sich wieder des Textes erbarmte, kein Glück. Beck war ein trefflicher Posa, Iffland stieß mit dem Philipp an die Grenzen seines Talents. In Prag und Dresden führte die Bondinische Truppe die Prosa auf.

Aber Reineke war todt und überdies war die Darstellung eine, wovon wir doch jetzt kaum einen Begriff haben. Der Staatssekretär Perez, in welchen Domingo vom Dichter verwandelt war, mochte passiren. Aber der Tyrannenspieler Brückl, der in Dresden den König spielte, übernahm es, Schiller's Prosa in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Nach jedem Satz fügte er ein peremtorisches „Merkt Euch das!“ hinzu, und da, wo die Eifersucht dem Könige die harten Worte eingiebt: „Kurz also und ohne Hinterhalt, Madame!“ milderte Brückl dieselben in die erhabenen Klänge: „Jetzt keine Winkelhaken, Madame, und keine Schrauben.“

Siebentes Buch.

Im sichern Port.

Juli 1787 bis Februar 1790.

I.

Weimar.

Der Gedanke des Marquis Posa, in einem Fürsten das Werkzeug seiner Kulturpläne zu suchen, war grunddeutsch. Es war der Gedanke, mit welchem einst Goethe nach Weimar gekommen war. Versetzen wir uns zurück ins Jahr 1774. So eben waren die patriotischen Phantasien von Möser erschienen. Dieser treffliche Mann hatte, während man sonst auf der Verzweiflung über das „heil'ge röm'sche Reich" unthätig ruhte, rüstig den Rettungsweg gewiesen. An die beste Seite des Schlimmen knüpfte er seine Hoffnungen. Er vertheidigte die Menge kleiner Staaten als höchst günstig für die Ausströmung der Kultur in alle Adern des Volkskörpers. Das Buch war eine Brücke zwischen den Forderungen der Stürmer und Dränger und der bestehenden deutschen Wirklichkeit.

Goethe hatte es gelesen. Er war voll davon, eben als Karl August voll guten Willens und ungebrochener Jugendkraft nach Frankfurt kam. Der Herzog will den Dichter kennen lernen. Als Goethe erscheint, liegt zufällig das Buch von Möser unaufgeschnitten auf dem Tisch. Das Gespräch lenkt

sich darauf hin. Da es Niemand kennt, als Goethe, fällt den beredtesten Lippen die Aufgabe zu, Ausleger der patriotischen Phantasien zu werden. Der junge Fürst hatte einen Dichter gesucht und fand einen Minister. Goethe hatte nach Italien gewollt, um sich zu vollenden. Er ging nach Weimar, um thätig zu wirken.

Wie ein Stern ging er auf. Nach einem Menschen ging die Sehnsucht aller bessern Höfe. Hier war ein Urmensch, noch mit dem Thau des Paradieses auf dem Haupt. Jung, schön, natürlich, ein Virtuos auf dem Eise und bald dem noch glatteren Boden des Parquets, tanzte er fast in seine neue Rolle hinein. Wild und derb, Jäger mit dem jagenden Fürsten, arbeitsam mit dem Geschäftsmann, zart und rücksichtsvoll gegen die ernste und ängstliche Würde der jungen Herzogin Luise, bändigte er der Herzogin Anna Amalie und ihrem leichteren Geschmack zu Liebe den wilden Pegasus des Götz und ließ ihn nach der Musik des Singspiels schreiten. Er hob Wieland leicht und gewandt aus dem Sattel und drückte ihm dann lachend die Hand, daß dem entzückten Feinde die Sinne vergingen. Er herrschte über Alle, indem er Alle neckte, und durfte Alle necken, weil er sich selbst nicht schonte. Da gab es Komödien im Freien, Fackelglanz und Festgeräusch erfüllte die stille Ilm, glänzende Kavalkaden geleiteten über Berg und Thal den Thespiskarren, auf welchem Fürsten saßen, nach dem einsamen Ettersburg, dem ländlichen Tieffurt. Es war ein Leben, wie zu König Artus' Zeiten. Das geringe Murren Einheimischer ward vom Herzog abgefertigt, das Land hatte keine Meinung,

der bürgerliche Dichter wurde geadelt, stieg zu Amt und Ehren, wurde der Busenfreund des Fürsten.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Mit übermenschlicher Anstrengung suchte der Jünger Möser's unter dem Lärm der Feste seine ernsteren Plane zu verfolgen. Er zog Herder nach Weimar, dachte Stolberg anzusiedeln und während er das kleine Land in ein nach seiner Meinung bestmögliches Gedeihen brachte, hier für Deutschland eine Pflanzschule der Geister zu bilden. Wenn ihn die ermüdende Tretmühle der kleinen Kultur, Verbesserungen mit den geringsten Mitteln, zur Verzweiflung brachten, so hatte er eine schönere Welt, in der er ausruhte: Iphigenie, Egmont, Tasso. Diese Welt fehlte dem Herzog. Wenn er auch redlich mit Hand anlegte, wenn er für naturwissenschaftliche Studien ein ungewöhnliches Interesse zeigte, seine derbere Kraft war nur durch Thaten und Strapazen zu erschöpfen. Im Hause gehemmt durch die formvolle Haltung, ja selbst durch die zärtliche Sorge seiner Gemahlin, zu groß für die Aufgabe eines Pächters, voll weiter und richtiger Ansichten für eine norddeutsche Politik, warf er sich, mit Jägerblick in die Zukunft spürend, auf das Gebiet, wo für die Zukunft einem deutschen Fürsten Lorbeern und Pflichten winkten. Er warb für den Fürstenbund und exerzirte Soldaten.

Das sah sehr prosaisch, sehr barbarisch aus. Das war nicht Goethe's Meinung. Das Lachen verging ihm. „Der Wahn, schrieb er, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesä't und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen

dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und — ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt." Er trennte seine Ideale von seinen Geschäften, gab diesen einen festen Mechanismus und mit dem Vorsatz, sich selbst zu reifen, ja vielleicht mit einem noch schärferen Vorsatz ging er 1786 nach Italien. 1787 nahm Karl August preußische Kriegsdienste.

In das Weimar, dem Goethe und Karl August fehlten, trat Schiller am 21. Juli ein. In ein stilles, ausgelebtes Weimar! Verstoben waren alle die bunten Masken, erloschen die lustigen Fackeln. Und Schiller trat ein, geräuschlos, ohne Plan, von Niemand begehrt, von Niemand erwartet, als von Charlotte. Nur ihr Herz klopfte ihm entgegen, nur sie wußte es, als er am 21. Juli im Erbprinzen einkehrte. Sie hatte einen traurigen Winter einsam auf einem einsamen Gute verlebt. Ihr alter Schwiegervater, der Einzige, mit dem sie hätte verkehren können, lag meistens krank zu Bette. Die Erziehung ihres Friedrich, rastlose Lektüre geschichtlicher Werke, Herder's Schriften, die Briefe aus Dresden waren ihr Trost. Ihr Augenlicht war immer schwach gewesen. Eines Morgens bemerkte sie entsetzt, daß es in Gefahr war, ganz zu erlöschen. Ihr Schwiegervater drang auf ärztliche Hülfe. So ging sie zuerst nach Gotha, dann gegen den Sommer nach Weimar, wo ihr Hufeland durch heftige Mittel die schwache Sehkraft wenigstens erhielt. Aber solch' Elend ertrug sie geduldig, denn sie erwartete den Freund. Ihre ganze Seele hing nur noch an diesem Gedanken. Die fieberhafte Erregung, in der sie lebte, erreichte ihren Gipfel, als Schiller wirklich kam. Ihr gehörte

der erste Abend. Schon in der ersten Stunde knüpfte sich jeder Faden des zerrissenen Umgangs wieder an. Sie ließ den Freund auch den folgenden Tag nicht von ihrer Seite. „Charlotte, schreibt Schiller an Körner, ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken." Sie konnte ihm für seinen Eintritt in die Weimarische Welt zugleich als beste Führerin dienen; eine Hülfe, deren er sehr bedurfte, da er sich in neuen Verhältnissen leicht betäubt und eingeschränkt fühlte. Sie war von Wieland mit größter Achtung, von Herder mit warmer Freundschaft aufgenommen worden, in den Zirkeln der Herzoginnen Amalie und Luise ein gern gesehener, ein gern erscheinender Gast. Frau von Stein, bei welcher sie bereits auf Kochberg zum Besuche gewesen war, hatte ihr ein herzliches Vertrauen geschenkt, ja sogar Briefe von Goethe gezeigt. Hier stand zugleich eine verheirathete Frau, Mutter von sieben Kindern, in einem eben so leidenschaftlichen Verhältnisse zu Goethe, wie Charlotte zu Schiller. Und doch sagte die Welt, daß dieses Verhältniß ganz rein, ganz untadelhaft sei. Aufforderung genug für Charlotte und Schiller, auch aus ihrer Freundschaft kein Geheimniß zu machen. Sie gab ihm vor Allem das, wodurch man zu leben weiß, Selbstvertrauen, und sagte ihm, daß er es mit seinen Manieren überall wagen könne.

Ehe wir Schiller in seine neue Umgebung begleiten, ist es

nöthig, sich seine eigenthümliche Lage ganz zu vergegenwärtigen. Diejenigen Historiker, welche aus einzelnen Aeußerungen als Einschlag und ihrem Hochmuth als Auszug ihre Gewebe fabriziren, können mit Hülfe seiner Briefe an Körner ein leidliches Monstrum von Neid, Kleinlichkeit und Rachsucht aus Schiller machen. Geradezu kein Briefwechsel ist in so hingegebenem Vertrauen geschrieben, ist so die geheimste Stimme eines leidenschaftlichen Herzens. Ich habe nichts herausgelesen, als daß Schiller ein Sohn des Druckes und daß er ein Mensch war, und wohl dem, dessen geheimste Gedanken in solchen Fällen nie schlimmer gewesen sind, als Schiller's. Schiller kam fremd nach Weimar. Er kam, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, vorläufig mit keinem Plan eines dauernden Aufenthalts. Er wollte in Jena sondiren, ob künftig vielleicht ein Lehramt der Geschichte ihm dort erstrebenswerth sein könne. Er wollte dann allenfalls nach Hamburg reisen. Vor Allem, das ward mit Charlotten beschlossen, wollte er im Herbst wieder nach Dresden zurückkehren und zwar in Charlottens Gesellschaft. Man wollte nur die Ankunft ihres Gemahls und dessen wahrscheinliche Entscheidung abwarten, künftig von seiner Gattin getrennt zu leben.

Dieser Plan hätte freilich durch die Anwesenheit des Herzogs eine Aenderung erleiden können. Jetzt war der Don Carlos vollendet. Die Gunst des Fürsten konnte sich, wenn das Stück gefiel, zu wer weiß welcher Stellung gestalten. Schiller hatte die bescheidenste Meinung von seinen früheren Stücken. Mit diesem, war er sich bewußt, die Anforderungen einer

strengeren Regel erfüllt zu haben. Körner's Beifall, Schröder's bessere Meinung hatten das Bewußtsein über diese Leistung befestigt. Er hatte im Marquis Posa, wenn auch in der Rolle eines Schwärmers, seine Ideale niedergelegt. Es war für ihn eine Lebensfrage, ob er darin bestätigt wurde, ein Senkblei zugleich, womit er die Tiefe und den Ernst der Gesinnung bei jedem Beurtheiler zu messen fähig war. Wie wir wissen, traf Schiller in die ungünstigste Zeit. Sein Glück war an ihm in der Person des Herzogs vorübergefahren. Karl August war eine Stunde vor ihm im Posthause zu Naumburg gewesen, war eine Stunde vor Schiller's Eintreffen nach Potsdam weiter gereist. Auch die regierende Herzogin, eine Verehrerin Klopstock's, ernst, verschlossen und, wie Schiller wußte, für seine Schriften eingenommen, war von Weimar entfernt. Als sie endlich anlangte, hatte Schiller bereits allen Muth verloren, vom Hofe noch viel für sich zu erwarten. Es hatte eine Komödie gespielt, die zu bedeutsam in Schiller's Leben hineingreift, um nicht ausführlich behandelt zu werden.

Schiller meldete sich zuerst am Hofe der Dichter. Meine Leser kennen seine Anknüpfungen an Wieland. Der Dichter des Oberon stand jetzt im Alter von vierundfünfzig Jahren. Wie die hundert spielenden Linien seines Gesichts eher auf alles Andre, als einfache innre Größe deuteten, war sein Charakter, waren seine Schriften. Von den moralischen Epen seiner Jugend zur schlüpfrigen Erzählung in Versen übergegangen, sog er Honig aus allen Blumen. Er stahl ein englisches Trauerspiel so naiv, daß Lessing ihm derb auf die Finger klopfen

mußte, und verdeutschte den Shakspere so vorzüglich im Einzelnen, daß doch A. W. Schlegel die Rüpelkomödie im Sommernachtstraum unverändert wieder aufnehmen konnte. Er verarbeitete das Griechenthum in Romanen, hatte den Horaz verdeutscht und war jetzt daran, dasselbe am Lucian zu thun. Als schon die Stürmer glaubten, ihn überlaufen zu haben, pflückte er hinter ihnen mit seinem Oberon noch ächte Lorbeern, die vielleicht jedem Andern zu hoch waren. Die Ankläger seiner Moral mußten vor seinen sittsamen Töchtern verstummen. Der alternde Meister besaß fast nichts von dem, was Schiller hatte, aber er hatte Vieles von dem, was dem jungen Meister fehlte. Und Schiller wollte auch die kleineren Kunstgriffe der Form in seine Gewalt bekommen. So nahte er denn dem anerkannten Verdienst mit wärmster Begeisterung, als einem, von dessen Liebe und guter Meinung, wie er in seinem Begrüßungsbillet sagt, die schönsten Freuden seines zukünftigen Lebens abhangen sollten. Wieland nahm ihn wohlwollend auf, man tauschte Sympathien und Antipathien und wenn Schiller auch durch Wieland's würdeloses Aeußere frappirt war und sich bei seinen Reden ein wenig langweilte, so hatte er doch für einen Verkehr die beste Hoffnung. Es fragte sich nur: was wird Wieland zu dem Don Carlos sagen? denn daß Wieland bereits an den Herzog schriftlich sein Urtheil über die ersten Thaliaproben hatte abgeben müssen, daß dies nicht zu schmeichelhaft ausgefallen war, das wußte Schiller damals sicher nicht. Schiller sandte ihm ein Exemplar und Wieland versprach ihm, bot ihm an, den Don Carlos bis ins Einzelnste mit ihm durchzugehen,

Schiller's zweiten Besuch empfing Herder. Von ihm wird später die Rede sein.

Mit Wieland aufs Engste verbunden war die verwittwete Herzogin Amalie, die Mutter Karl August's. In zartester Jugend vermählt, gebar sie in den ersten zwei Jahren ihrer Ehe zwei Söhne und war mit zwanzig Jahren Wittwe. Sie hat sich selber ihres zärtlichen Pulsschlags angeklagt und dadurch wird die Anklage sehr entkräftet. Sie wußte, wo ihre schwache Seite war, und wußte Kräfte dagegen aufzurufen, die ihrem Lande in einer vortrefflichen Regierung zu Gute kamen. Sie tanzte gern, aber sie liebte auch gute Musik. Sie las sehr unweiblich den Aristophanes, aber sie lernte auch von Wieland das Griechisch dazu. Sie korrespondirte mit Gelehrten und Künstlern, ohne die Miene der Gelehrsamkeit. Sie haßte allen Zwang. Bei ihr durfte Wieland auf dem Sopha einschlafen, bei ihr empfahl sich, wer musizirte und Komödie spielte. Ihr war Wieland mit Grund ergeben und fand immer neue Wendungen, ihr seine Huldigung zu Füßen zu legen. Sie wohnte jetzt in ihrem bescheidenen Landhause zu Tieffurt, mit ihrer Hofdame Fräulein von Göchhausen, „einer in jeder Beziehung äsopischen Erscheinung." Ihr Oberhofmeister Hildebrand von Einsiedel, liebenswürdig, originell zerstreut, ein wenig Poet und Mime, höchst musikalisch, konnte Karoline von Wolzogen mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß es Hofleute in der Welt geben müsse.

Schiller dachte sich nach einiger Zeit der Herzogin vorstellen zu lassen. Man kam ihm noch zuvor. Am vierten Tage

seiner Anwesenheit schickte Herr von Einsiedel zu ihm und ließ sich entschuldigen, daß Schiller ihn nicht zu Hause getroffen, er wolle Schiller aufwarten. Schiller hatte ihn freilich gar nicht besucht. Das war eine ihm neue Art, einen Besuch zu erzwingen. Doch fuhr er auf dieses Geleise ein. Er ging zu Einsiedel, in dem auch er den herzlich guten Menschen fand, den Alle in ihm fanden. Einsiedel annoncirte ihn der Herzogin Amalie und schon zum 27. Juli bekam Schiller eine Einladung, sich in Tieffurt zu zeigen. Wieland sollte ihn einführen.

Schiller wußte, daß Anna Amalie seinen ersten Dramen nicht hold war. Begreiflicherweise war er gespannt, auszulauern, wo bei ihr der Grund oder der Fehler für diese Antipathie stecke. Die Herzogin bezeigte sich sehr huldvoll, die Unterhaltung war, wie sie in solchen Fällen sein kann. Die Fürstin ließ sich herab, ihm die Merkwürdigkeiten des kleinen Parks zu zeigen. Fräulein von Göchhausen schenkte ihm eine Rose. Wieland erklärte ihm beim Nachhausefahren, er habe die Herzogin erobert. Aber wie fiel Schiller's Bericht an Körner aus? „Es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwatzt." Ihm gefiel die Physiognomie der kleinen Herzogin nicht, nicht die braunschweigische Nase, nicht das spirituelle Gesicht. „Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt. Dies giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will. Sie ist selbst Komponistin, Goethe's Erwin und Elmire ist von ihr gesetzt." Ob Schiller nun wirklich gefallen hatte, genug, schon zum folgenden Abende

ward er förmlich geladen, Charlotte ebenfalls, und zwar, wie Wieland ihm auslegte, aus feiner Rücksicht für ihr Verhältniß. Aber das war eine gefährliche Begleitung. Die Gesellschaft bestand aus Wieland, dem Grafen Solms, einem preußischen Offizier. Das Künstlerpaar Schlick und Frau, von der Kapelle des Prinzen August von Gotha, spielten Duo's für Violoncell und Violine. Die Musik war meisterhaft, das Souper ohne Zwang. Die Herzogin unterhielt sich mit Schiller; aber dieser Unselige, der den zwanglosen Zwang nicht kannte, gewohnt Charlottens Augen zu suchen, wenn er aus freiem Herzen sprach, antwortete auf einige Fragen, welche die Herzogin an ihn richtete, nicht dieser, sondern Charlotten, die es nachher für nöthig fand, ihn bei Seite zu ziehen und sein Verbrechen ihm zu erklären. Etwas unruhig schreibt er an Körner: „vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen." Dieser Gedanke brachte ihn indeß nicht sofort zur Verzweiflung. Als er nach Hause kam, formirte sich im Erbprinzen eine Punschpartie zwischen Einsiedel, Solms, Schiller und einem Gaste, welcher soeben aus Gotha angekommen war. Dieser Gast, eine neue Person unsres Dramas, war Friedrich Wilhelm Gotter. Meine Leser erinnern sich vielleicht, daß Gotter's Posse: der schwarze Mann, bereits in Mannheim auf Schiller gedeutet war. Schiller hegte selbst den Verdacht, daß Gotter ihn hasse. Und diesmal sollte er wirklich für Schiller ein schwarzes Verhängniß werden.

Gotter war als Schriftsteller wie als Mensch das gerade Widerspiel Schiller's. Vermögend, früh in Amt und diploma-

tischer Karriere, elegant, wie seine Muster die Franzosen, in Vers und Auftreten, schmeichelnd und beschmeichelt, körperlich schwächlich, gegen Starkgeisterei epistelnd, ein wenig leichtfertig und ein wenig elegisch, war er so recht der Mann der Operette; dabei aus Liebhaberei Theaterdirigent, steifte er sich, ohne eine Spur von Lessing's kernigem Genie, auf Lessing's Natürlichkeit, so weit sie die bescheidne war. Er besaß alle geselligen Talente, machte die geistreichsten Impromptüs, spielte süperb Komödie und deklamirte Alexandriner nach Meister Ekhof's Muster.

Ein solcher Mann trat jetzt zugleich mit Schiller in Weimar auf. Bei der Herzogin Amalie und bei Wieland, der nichts von dramatischen Dingen verstand, galt er in letztern als Orakel. Leider verließ Schiller gerade jetzt den Kampfplatz. Er reiste auf einige Tage nach Erfurt.

An einem der nächsten Abende war Gotter bei der Herzogin, er hatte den Don Carlos zu sich gesteckt, Wieland war zugegen und es kam zu einer Vorlesung des Stückes. Sie hatte den Erfolg, daß Wieland, welcher kurz vorher den Dichter aufs Freundlichste in den Klubb geführt und in die Geheimnisse seines Lebens wie seiner Autorkulissen eingeweiht hatte, sich plötzlich von seinem jungen Freunde zurückzog. Schiller erfuhr von der Vorlesung bei seiner Rückkunft. Alle seine Versuche, Wieland zu einer Begegnung, zu einem Urtheil zu veranlassen, waren umsonst. Also das Werk hatte so mißfallen, daß Wieland die Unterhaltung darüber scheute, zu der er sich selbst erboten hatte. Es war Schiller klar, sein Gegner Gotter hatte das

absichtlich herbeigeführt, hatte durch seine Kritik das Stück ruinirt, die Herzogin hatte Schiller seit der Zeit nicht wieder geladen. Ein Gespräch mit Gotter gab ihm die Ueberzeugung, daß man seine Dichtung nicht verstehe. Gotter erzählte, die zweite Hälfte habe gar keine oder eine widrige Wirkung gethan. Jetzt war an ein Verhältniß zu diesem Kreise vollends nicht zu denken. Schiller's gute Meinung auch von Wieland fing an zu wanken. Letzterer reiste bald darauf nach Eisenach, ohne dem Dichter des Don Carlos ein Wort zu gönnen. Dazu schallte ihm überall das vergötterndste Lob über Goethe entgegen, dessen „Sekte“ auf jedes Wort des Meisters schwur. Schiller war in der gedrücktesten Stimmung. Er dachte daran, Weimar zu verlassen.

Der Zufall wollte es, daß er von einem Anhänger eben jener „Sekte“ noch einmal der Herzogin zugeführt wurde. Es war ihm anempfohlen, den einflußreichen Freund Goethe's und Karl August's, den Major von Knebel, zu besuchen. Dieser, durch Treuherzigkeit und Anempfindung bei geringer Begabung, aber dilettantischer Lust zum Anhänger und Uebersetzer prädestinirte Geist, früher als Erzieher des Prinzen Konstantin von Amalie berufen, jetzt als „Hofphilosoph“ eine Pension genießend, süßlich im Umgang mit Damen, als Tabakraucher ein furchtbarer Reisegefährte, aber als guter Vorleser gesellig angenehm, war ebenfalls einem Geiste wie Schiller's sehr entgegengesetzt. Knebel war mit Goethe der Naturwissenschaft ergeben, und resignirte Schiller gegenüber wahrscheinlich etwas gewaltsam in seine fünf Sinne, denn übrigens spekulirte gerade

Knebel gelegentlich sehr ins Blaue. „Es ist so viel Gelebtes, Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, so schreibt Schiller an Körner, daß es einen beinahe reizen könnte, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein." Trotz diesem Reiz, den ihm Knebel erweckte, ließ er sich, als er Knebel besuchte, und dieser eben in Tieffurt etwas zu thun hatte, bereden, mitzugehen. Schiller wird gnädigst von der Herzogin mitangenommen. Er findet darin nur „Hofmanier." Seiner Reise nach Erfurt wird erwähnt, wie er glaubt, um ihm zu erklären, weshalb er nicht miteingeladen sei. Er trinkt Kaffee und genießt den trefflichsten Kirschkuchen „ohne Steine!" Aber kein Wort von Don Carlos. Die Herzogin bezeigt sich wahrhaft gütig und kündigt ihm an, daß er am Sonnabend im geschlossenen Zirkel eine Operette hören werde. Schiller und eine Operette! Der Sonnabend kommt. Charlotte von Kalb erhält eine Einladung, mit der versuchenden Bemerkung, sie möge sich eine Gesellschaft wählen. Hiemit konnte Niemand anders gemeint sein, als Schiller. Gemeint war nicht förmlich geladen. Was thun? Charlotte sollte rathen und auf Charlottens Rath blieb er zu Hause. „Da man mich, lautet sein Gewissensbericht an Körner, nur als Pendant von ihr behandelte, so thaten wir Beide, als verständen wir's nicht. Jetzt hab' ich sie vollends satt und ich freue mich, ihr Beweise davon zu insinuiren. Am Dienstag kommt die Herzogin Luise."

Wenn hier wirklich mehr als ein Versäumniß von Seiten der Herzogin vorlag, vielleicht eine Neckerei über seine rücksichtslose Aufmerksamkeit für eine andre Dame, so machte Anna

Amalie ihren Fehler vollständig gut, indem sie nach kurzer Zeit das befreundete Paar noch einmal in aller Form zu sich einlud und wirklich aufs Wohlwollendste den Dichter ihrem Kreise zu erhalten suchte*). Aber Alles vergebens. Schiller war zu reizbar, war zu tief im Unglück gewesen, als daß er für Menschen schnell das richtige Maaß finden konnte. Er wußte sich hier in seinen heiligsten Interessen nicht gewürdigt, er verlangte Gerechtigkeit, keine Gnade, und war zu stolz, sich durch persönliche Liebenswürdigkeit etwa wie Goethe, der bei Anna Amalie in gleichem Falle gewesen, eine bessre Kritik zu erringen. Seine Toleranz gegen den Zwang, die Zeitversäumniß, die hohlen Formen war erschöpft. Schon daß er als Rath verbunden gewesen war, Visiten zu machen, war ihm ein Greuel gewesen. Die ganze Sphäre der Geborenheiten ward ihm zuwider. Ein einziger Spaziergang in großer adliger Gesellschaft entschied sein Urtheil vollends. Die einzige Frau, welche ihm zusagte, war Frau von Stein. Aber Frau von Stein verreiste.

Endlich kam die Herzogin Luise, auf welche Schiller so hochgespannte Hoffnungen setzte. Charlotte hatte ihm diese edle Frau, die in vieler Beziehung das Gegentheil ihrer Schwiegermutter war, mit Recht als eine ihm begegnende Natur geschildert, die jeden Muth, nur nicht den zur leichtlebigen Freu=

---

*) Wie Schiller am 7. Mai 1788 berichtet, ließ sie ihn in der ganzen Stadt aufsuchen, um ihm den Genuß eines Konzerts zu verschaffen. In späterer Zeit waren seine ungünstigen Urtheile ganz vergessen, er nennt sie in einem Briefe an Körner eine wackre Frau.

digkeit habe. Bei ihr, hatte Charlotte gesagt, könne er ganz er selbst sein. Freilich hatte sie schwerlich, wie Schiller, darunter verstanden, er werde die Herzogin sogleich unter vier Augen sprechen können. Als Schiller erfuhr, daß das Zeremoniel dies nicht erlaube, daß er sie das erste Mal im steifen Zirkel sprechen müsse, ließ er sich gegen Körner aus: „Charlotte hat mir schon oft falsche Nachrichten gegeben," und — ließ sich der Herzogin Luise gar nicht vorstellen. Gewiß, unter allen Nachrichten, die ihm Charlotte gegeben, war es nicht die aufrichtigste gewesen, daß „er es mit seinen Manieren überall wagen könne."

Je mehr sich Schiller vom Hofkreise abwandte, um so inniger schloß er sich an die zweite der großen Berühmtheiten Weimar's, an Herder. Schon sein erster Besuch vom 25. Juli war entscheidend gewesen. Herder war wesentlich wie Schiller eine kämpfende Natur. Aus niedrigem Stande hatte er sich emporgearbeitet. Sein cholerisches Teperament, durch Kränklichkeit verbittert, machte ihm um so mehr zu schaffen, als es ganz im Widerspruch zu seinem Beruf und seinem humanen Prinzip stand. Mit seinem Beruf stimmte außerdem weder seine heidnische Umgebung, von der er sein Bestes nicht geachtet wußte, noch die Hauptströmung des Zeitalters, welche er selbst mitveranlaßt hatte. Forster schreibt an Meyer aus Bramstedt: „Herder schwärmt, aber er ist nicht fromm." Dazu lag auf ihm, was er als Last empfand, die Sorge für eine zahlreiche Familie. So lebte er in der Stadt selbst isolirt und gegen manche Zeitinteressen entweder feindselig verbittert, oder gänzlich abgestorben. Er hatte nichts von Schiller gelesen, er ver-

stand nichts vom Drama. Aber er hatte Verständniß für den feinsten Duft der Poesie. Er hatte zwei Dinge, die Wieland fehlten, Ideen und Leidenschaft. Schiller fand hier außerdem ein ernstes, würdiges Aeußre, eine Unterhaltung voll Geist, Stärke und Feuer. Herder sprach Haß und Liebe rücksichtslos aus und nie redete, nach W. von Humboldt's Erzählung, Jemand schöner, wie Herder, wenn es einen Vortrag und keine Diskussion galt. Schiller fand sich mit dem Manne, der eben mit seinem „Gott" eine Lanze gegen Kant's Kritizismus gebrochen, in vielen Punkten zusammen. Eine zweite Begegnung auf einem Spaziergang im Park dehnte sich zu einem interessanten Abende aus. Schiller genoß mit allen Poren seines Geistes. Die Theosophie des Julius, die zum Theil in seine Schulhefte hineinreichte, langte aus, um Herder zum Sprechen zu bringen und Schiller selbst äußerte sich begeistert über Herder's „Nemesis Adrastea," worin das Maaß als das Allwaltende im Universum gepriesen wurde. Auch die etwas mystischen Ideen Herder's über Wahlverwandtschaft, Ahnung und Vorhersagung fanden bei dem Verfasser des Geistersehers ihre Stelle. Man zog sich augenscheinlich gegenseitig an. Der Dramatiker durfte dem Generalsuperintendenten seinen Don Carlos senden und bald bat Herder Charlotten um Schiller's sämmtliche Schriften. Ja, er drückte ihr, dieser Marquis Posa im Talar, vielsagend die Hand, als sie, das Urbild der Elisabeth, ihres Verhältnisses zu Schiller gedachte. Er nahm laut des Dichters Partie an der Tafel der Herzogin Amalie und hielt Gotter's Kritik ein kräftiges Gegengewicht. Aber — eine

Eigenschaft Herder's mußte Schiller mit der Zeit von ihm entfernen. Herder war Theolog. Als Schiller am Sonntag den 5. August hinausgegangen war, um Herder predigen zu hören, schrieb er an Körner, indem er die Predigt charakterisirt: „Herder's Predigt hat mir besser, als jede andere gefallen. Aber ich muß Dir gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann. Der Mann von Geist, der ihr das Wort redet, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler." Was war dann Der, welcher die Predigt hielt? Für Schiller's wahrhaftige Natur mußte es ein Widerspruch sein, daß man bei Herder's sonstigen Ansichten das Dogma lehren könne. Bald darauf ward Herder krank. Schiller ruft aus: „Was ist Weimar ohne Karl August, Goethe, Herder und Wieland!" Wir wollen sehen.

Als Schiller sich sehr unglücklich darin fühlte, fand er, daß Weimar kaum eine Stadt sei, und Herder, dem es überall nicht gefiel, nannte es ein unseliges Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf. Und Beide gingen gern in dem seit 1785 vollendeten Park spazieren. Uebrigens hatte Weimar alle Unvollkommenheiten andrer thüringischer Residenzen, die Thorkontrole, kleine Häuser, krumme, schmutzige Gassen und nur den Vorzug, daß sein Schloß in malerischen Ruinen lag. Reisende fanden die Stadt elend, dagegen nennt sie der Buchhändler Göschen, der gute Geschäfte in Weimar machte, 1785, auch äußerlich schöner und interessanter als Gotha. 1794 nennt es Falk schon im Vergleich mit Jena eine geschmackvolle Stadt. Es wird schwer zu entscheiden sein, welche der Residenzen aus dem Ge=

sichtspunkt eines Komfort gewohnten Berliners von heute auf den Preis der Unbequemlichkeit Anspruch machen konnte. Im Grunde haben Schiller und Goethe bewiesen, daß dergleichen seine großen Vortheile haben muß. Die Vorzüge Weimars, der Park, die treffliche Bibliothek und ein Theater, wie es weder eine gleich große Stadt Englands noch Frankreichs hatten, thüringische Waldluft und ein äußerst freundliches, anstelliges Völkchen, das durch den Zustrom von Fremden noch nicht um seine Ehrlichkeit und Herzlichkeit gebracht ist, diese Vorzüge hoben sich wahrscheinlich um so heller hervor, je weniger die nächtliche Straßenbeleuchtung konkurrirte.

Und einige Menschen fand Schiller in Weimar, die ihm nützlich und lieb werden sollten. Nicht daß hierin der Verfasser des Rinaldo Rinaldini mitbegriffen wäre, der damals fünfundzwanzigjährige Vulpius, der sich beeilte, dem Verfasser des Don Carlos seine Huldigung darzubringen. Aber der Direktor der Zeichenakademie, Kraus, ferner der geheime Hofrath Christian Voigt waren nach Schiller's Geschmack, von letzterem hoffte er viel für einen näheren Umgang. Einen weniger günstigen Eindruck machten auf ihn der Geh. Assistenzrath Schmidt und seine Tochter, welche Körner als eine gute Partie empfohlen hatte. Auch die noch mit vierzig Jahren schöne Sängerin Korona Schröter, eine frühere Flamme von Körner, konnte ihn nicht erobern. Der Legationsrath Bertuch, den Charlotte ein Bild üppig gieriger Gelehrsamkeit nennt, der Heros der Weimarischen Industrie, der mit seinem Garten, mit seiner Pandora, wie mit seiner Blumenfabrik und Literaturzei-

tung gleich gewandt spekulirte, Bertuch, der soeben ganz entzückt von Dresden kam, erhielt eine Visite und erregte Schiller's halb ironisches Interesse. Alle diese Menschen konnten ihm das doch nicht geben, was ihm fehlte, innere Freiheit. Und so raffte er sich denn zusammen aus eigner Kraft. Ein Gang nach der Bibliothek, dieser stummen Mahnerin des Fleißes, half dazu, er nahm eine französische Uebersetzung von Locke's Schriften mit nach Hause. Und endlich rettete er sich aus den Banden fremder und eigner Kleinlichkeit auf die Höhen der Geschichte, er fing rastlos an zu arbeiten und zwar nicht am Geisterseher, sondern an der niederländischen Rebellion, zu welcher gerade in Belgien das Seitenstück spielte.

Dazu brauchte er nicht in Weimar zu leben. Ehe er es indeß verlassen wollte, gedachte er noch Jena kennen zu lernen und in Jena drei Männer, Hufeland, Schütz und Reinhold.

Professor Karl Leonhard Reinhold in Jena war Wieland's Schwiegersohn. Reinhold's Gattin Sophie war eine begeisterte Verehrerin von Charlotte von Kalb, bei welcher sie mit Schiller zusammentraf. Sie erzählte viel von Jena und mit der Vorliebe einer jüngstverheiratheten Frau von ihrem Manne und lud Schiller ein, bei ihnen zu wohnen. Schiller nahm das Anerbieten an und fuhr in Gesellschaft der beiden Frauen nach Jena. Charlotte, welche sogleich nach Weimar zurückkehrte, sollte den Freund in einigen Tagen wieder abholen. Als sie kam, sah sie einen vergnügteren Schiller wieder. Jena hatte ihn vollends gesund gemacht.

In Jena herrschte im Vergleich zu dem schöngeistigen

Treiben, welches das adlige Ilm-Athen zierte, eine spartanische Thätigkeit. Die Stadt, belebt durch 700 Studenten, die „mit den Schritten eines Niebesiegten" wandelten und deren „Kopf weg! Kopf weg!" Abends den fliehenden Wandrer an die dreisteste Freiheit mahnte, erschien Schiller weit bedeutender als Weimar. Die unter vier fürstliche Nutritoren*) vertheilte Gewalt über die Akademie machte diese zu einer ziemlich freien und sichern Republik. Der Glanz der Universität war im raschen Steigen. Schiller's Besuch traf gerade in die denkwürdige Epoche, wo die Kantische Philosophie mit Reinhold's Anstellung einen Lehrstuhl bestieg, um den sich von Nord und Süd, von Triest und Kurland her eine begeisterte Schaar selbst von gereiften Männern sammelte. Reinhold war durch seine Vergangenheit nicht minder interessant, wie durch sein gegenwärtiges Auftreten. Er war Jesuit gewesen, die Aufhebung des Ordens hatte ihn auf ein längst erwünschtes Gebiet gedrängt. Und der ehemalige Jesuit sagte jetzt, daß Kant in hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben werde. Reinhold nahm Schiller wie einen alten Bekannten auf und indem er ihm erzählte, was er selbst von den Launen seines Schwiegervaters zu dulden gehabt, führte er Schiller's Ansprüche an Wieland, aber auch seine Verehrung auf ihr richtiges Maaß zurück.

Schon Schiller's erster Ausgang war von gutem Omen. Er führte in „die Literatur." So hieß das Gebäude, in welchem

*) Gotha, Coburg, Meiningen, Weimar.

die seit 1785 begründete Allgemeine Literaturzeitung, die Arbeit von mehr als hundert Schriftstellern, von Professor Christian Gottfried Schütz und Gottlieb Hufeland (geb. 1760 in Danzig) redigirt wurde. In Schütz fand er einen trefflichen Erzähler, einen Arbeiter ohne Gleichen, und — einen Verehrer des Don Carlos, in Hufeland „einen stillen, denkenden Geist voll Salz und tiefer Forschung," dessen Anlagen bei solcher Jugend ihm imponirten. Professor Döderlein, „eine feine, schelmische Physiognomie im Kopfe eines Geistlichen," war mit von der Gesellschaft, und Schiller's Endspruch lautet — wie mild gegen die Weimarischen Urtheile! — „diesen Abend war ich zwischen vier Männern von Geist, wie's mir selten begegnete." Sogar in der Umgegend, in Lobeda, regalirte ihn die Naturdichterin Frau Bürgermeisterin Bohl mit Rezitirung seines Gedichts an die Freude und ganzen Stellen aus Don Carlos. Er konnte hier in Jena ein für allemal erkennen, in welchem Stande der Schwerpunkt seines Wirkens liegen müsse. Am letzten Abend, Charlotte war bereits angekommen, war er bei dem Kirchenrath Griesbach, einem „geselligen, verständigen Mann." Frau Griesbach erschien ihm als eine wahre, gescheidte, natürliche Person; Alles dies Urtheile, die er später etwas modifizirte*). Er erkundigte sich bei Griesbach über die Verhältnisse der Universität. Das Resultat war: „die Professoren in Jena sind fast unabhängige Leute und — brauchen

---

*) Sie ist „der Lorbeerkranz" in Schiller und Lotte, so genannt von einem Haarputz, den sie zu Balle führte.

sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern.“ Reinhold versicherte den Frager, daß, wenn er einen Plan auf Jena habe, er nur ein Wort zu verlieren brauche, um noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin zu bekommen. Schiller legte das für spätere Jahre zurück. Vorerst wollte er die ganze Kraft und Fruchtbarkeit seiner Feder ausprobiren, um wo möglich unabhängig und mit Körner's engverbunden zu bleiben. Eins merkte er: Reinhold, so sehr er sich um ihn bemühte, war eine zu weiche und ängstliche Natur, zu phantasielos und eingeschränkt, um je sein Freund werden zu können. Aber Reinhold machte ihn mit einem Freunde bekannt, der bei weitem die wichtigste aller Jenenser Bekanntschaften war. Reinhold sprach mit so viel Verstand von Kant's Schriften, daß Schiller hier that, was Körner vergebens gepredigt hatte. Er las einen Kant'schen Aufsatz. Er konnte in seiner jetzigen Lage mit keinem geeigneteren beginnen. Es war die treffliche Abhandlung in der Berliner Monatsschrift IV. 5: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ Kant verglich sich darin mit Keppler und wünschte sich einen Newton als Nachfolger. Hegel ist dieser Newton geworden, aber neben Andern arbeiteten ihm Schiller's universal- und literarhistorische Aufsätze in die Hand. Was Kant einleitete, den Geist, die leitenden Ideen der Nationen und Epochen zu ergreifen und zu charakterisiren, das ist in der That das Hauptbestreben von Schiller's dahin einschlagenden Schriften. Jener Aufsatz enthält zugleich die wahre Politik des ewigen Friedens. Eine moralische und vernünftige Durchbildung aller einzelnen Bürger sollte erstrebt

werden, um das Ideal der Menschheit, die Entwickelung aller von der Natur in den Menschen gelegten Anlagen in der Gattung zu verwirklichen. Das war's ja, was Schiller in Weimar so gern mit gleichgesinnten Seelen durchgesprochen hätte. Es war das Ideal seines Posa.

II.

Schiller und Lotte.

„Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige — ich frage nach Niemand. Jetzt gehe ich sehr wenig aus, Tags zweimal zu Charlotten und zweimal spazieren, wozu ich mir den Stern erwählt habe.“ So schreibt Schiller in Weimar, wohin er am 25. August wieder zurückgekehrt war. Wir sehen ihn, mit Kant zu reden, einer ungeselligen Geselligkeit pflegen. Er feiert mit Knebel Goethe's Geburtstag in dessen Gartenhause und bringt die Gesundheit des Meisters in Rheinwein aus. Sein Umgang mit Herder, Voigt, Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Anderen geht an losem Zügel. Ein ihm neues Meteor am Weimarischen Himmel von etwas verbleichtem Glanze, aber um so größerem Umfang, der als Uebersetzer englischer Romane damals berühmte J. J. Christoph Bode, kommt von Paris. Seine Ansichten vom Verfall der französischen Nation

fallen tief in Schiller's Seele. Als Illuminatus dirigens hat Bode nichts Eiligeres zu thun, als Schiller die Freimaurerei anzupreisen. Schiller hört aufmerksam zu und bleibt, was er ist. Er ist jetzt zehn Stunden am Schreibtisch. Strada und Grotius, die Hauptquellen seiner Rebellion, sind seine treuen Genossen. Am 25. September meldet er Schröder, daß er die Reise nach Hamburg noch verschieben müsse.

Da in Weimar der Adel ganz gegen die Ansichten der Zeit in der Gesellschaft herrschte, reagirt auch hier der dritte Stand, indem er sich neben dem gemischten Montagsklubb zu einem bürgerlichen Mittwochsklubb zusammen thut, in welchen kein Adliger zugelassen wird. Schiller tritt eifrigst dieser Gesellschaft bei und formirt eine Whistpartie, wobei er auch für die Augen sorgt. Er engagirt neben dem Kammerrath Riedel und Hofmedikus Hufeland, Mademoiselle Karoline Schmidt, die Tochter des Assistenzraths, und Korona Schröter. Mit „beiden Weibern" kommt er auf freundschaftlichen Fuß, schenkt der Schröter, von der er Goethe's Iphigenia meisterhaft vorlesen hört, und auch der Schmidt seinen Carlos, der letzteren mit einer Widmung *), die ihn zu demselben Bekenntniß qua=

---

*) Kein Lebender und keine Lebende
Saß diesem Bild, der süßen Sympathie
Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandnen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie —
Ein volles Herz und warme Phantasie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig widerklingt,
Aus deinem Auge süße Thränen zwingt;

lifizirt, wie es Goethe von sich abgelegt hat, nämlich: „ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum.“

Was für Schiller von Bedeutung war: sein Verhältniß zu Wieland stellte sich her. Wieland hatte in seinem teutschen Merkur eine wohlwollende Anzeige des Don Carlos erscheinen lassen. War darin wirklich seine Meinung ausgesprochen, dachte er an Schiller, der sich jetzt in Weimar festzusetzen schien, einen Mitarbeiter am Merkur oder gar einen Schwiegersohn zu finden, genug, nach einer Begegnung am dritten Orte machte Schiller ihm seinen Besuch. Je zurückhaltender Schiller war, desto wärmer war Wieland, und bald konnte sich Schiller nicht blos als präsumtiver Erbe des Merkur ansehen, sondern sich auch mit seinem Körner ernstlich über das Thema unterhalten, ob Wieland's zweite Tochter für ihn passe oder nicht. Charlottens Abwesenheit — sie war nach Kalbsried gereist, wo ihr Gemahl angekommen war, — erleichterte solche Untersuchungen. „Das Mädchen, schreibt Schiller am 19. November, kenne ich nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden

---

Wenn es in stillen, schwärmerischen Stunden
Zu sanfter Rührung dich erreicht:
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Karoline, gleicht.

kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen, u. s. w." Dieser Monolog seiner Vernunft, wie Schiller ihn nennt, worin er ohne Leidenschaft lieben, eine unschuldige Frau haben will und nicht will, ist widerspruchsvoll genug, um dem Benedikt in viel Lärm um Nichts anzupassen. Aber Körner geht trotzdem darauf ein, solche Spinnefäden auf den Haspel zu bringen. Er räth entschieden ab, schon jetzt zu wählen. Schiller habe sich noch nicht gewöhnt, Genüsse gegen einander zu berechnen. Schiller glaube, unvereinbare Dinge, — er meint Liebe und Ruhm — vereinigen zu können. „Daher der geringe Widerstand, den jede aufkeimende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft. — Laß uns immer erst alle zusammen in den Hafen eingeschifft sein und dann wollen wir uns freuen, wenn Du in einer Gattin, die Deiner werth ist, uns eine neue Freundin zuführst." Es wäre eines freien Mannes wenig würdig gewesen, mit seiner Liebe auf das Datum und den Richterspruch Körner's zu warten. Das war auch bald nicht mehr möglich. Denn Schiller verliebte sich nun gründlich. Ich muß etwas weit ausholen.

Seit Schiller in Weimar lebte, trennten ihn nur wenige Bergzüge von Bauerbach und von seiner ältesten Schwester Christophine. Meine Leser erinnern sich, daß Schiller ihr eine Verbindung mit Reinwald widerrathen hatte. Allein in dem frommen Glauben, daß jeder Mensch Gott eine besondere

Leistung schuldig sei, hatte sich Christophine auf anderm Wege nach Reinwald's Charakter erkundigt, und da sie erfuhr, daß sie in das winterliche Dasein des armen Bibliothekars eine Hand voll Sonnenschein bringen könne, gab sie auf die erneuten Bewerbungen Reinwald's eine günstige Antwort. Am 22. Juni 1786 ward sie Reinwald's Gattin. Begreiflich, daß sie jetzt, dem Bruder so nahe gerückt, nicht abließ, um seinen Besuch zu bitten. Gleiche Bitten kamen von Frau von Wolzogen in Bauerbach, zumal jetzt, da ihr Sohn Wilhelm von Stuttgart aus zum Besuch gekommen und auch der Bräutigam ihrer Lotte, es war ein Regierungsrath von Winkelmann aus Hildburghausen, in Bauerbach anwesend war. So sehr Schiller mit Arbeiten überhäuft war, entschloß er sich aus Pflichtgefühl im November zur Reise. Er erwartete von der Rückkehr in jene Gegenden, wo er 1783 als Einsiedler gelebt, eine Wiedergeburt aller jener Gefühle, eine dichterische Erneuerung. Allein als er ankam, war die Magie, welche in seiner Erinnerung Bauerbach umschwebte, verschwunden, keiner von allen einst geliebten Plätzen sagte ihm etwas, Alles hatte seine Sprache verloren. Was lag alles zwischen Damals und Jetzt! Mannheim, Charlotte, Körner's, Weimar. Nur seine Dankbarkeit war dieselbe geblieben, er selbst war ein Andrer geworden.

Nach einem zerstreuenden Aufenthalte von zehn Tagen trat er die Rückreise an und zwar in Begleitung seines Freundes, Wilhelm von Wolzogen. Er überließ sich, wiewohl ungern, dessen Führung. Das war gefährlich. Denn diesen führte

die Liebe. Der Ritt ging nach Rudolstadt. Dort lebten nahe Verwandte der Wolzogens, die Wittwe des Landjägermeisters von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Karoline und Charlotte.

Die Namen der beiden Schwestern umschließen den schönsten Theil von Schiller's häuslichem Glück. Sie umschließen zugleich eins der wunderbarsten psychologischen Probleme. Der moralische Hochmuth, dem Alles zuwider ist, was nicht nach seiner Regel geschieht, muß sich hier um den Triumph gebracht sehen, den er aus den Folgen zu ziehen pflegt. Denn nie ward ein gefährlicheres Verhältniß von bedeutenden Menschen schöner und glücklicher hinausgeführt.

Das Leben der beiden Schwestern war ohne so tiefe Erschütterungen verflossen, wie sie Charlotte von Kalb getroffen hatten. Der Vater, ein bewährter Forstmann, war zwar gestorben, als die ältere, Karoline erst dreizehn Jahre zählte. Doch hatte er der Erziehung einen festen Halt gegeben und in seinem Andenken dem Herzen der Kinder ein klares Bild edler Männlichkeit hinterlassen. Er hatte den Kleinen erzählen können, daß Friedrich der Große ihn persönlich in seine Dienste zu ziehen gesucht habe. Sein Enthusiasmus für „den König" war auf die Kinder übergegangen. Ihre Phantasie ward auch sonst zu weitem Fluge gereizt. Sie hatten in Batavia einen Onkel, der Niemand anders war, als der Herr vom Wurmb, welcher (in Schiller's Erzählung) so großherzig seiner Liebe zu Gunsten des Bruders entsagt hatte. Sie lasen viel. Was Wunder, wenn sie von den Tugendhelden Richardson's entzückt waren, wenn man

ihnen immer anmerken konnte, daß sie mit dem Grandison aufgewachsen seien. War ihr Unterricht auch nicht der gründlichste und nach damaliger Weise mehr auf Konversation, als auf geordnete Bildung abgesehen, — mit der deutschen Grammatik blieben Beide auf etwas gespanntem Fuß — so bekamen sie dafür mit der französischen und englischen Sprache die Schlüssel zu den reichsten Schätzen der Selbstbelehrung in die Hand. Beide spielten Klavier, und Lotte kopirte mit großem Geschick die unmöglichen Bäume ihres Zeichenlehrers, welche noch im Zeichenbuche ihrer Kindheit prangen. Was mehr werth war, als Alles, sie wuchsen fast ganz im Freien auf. Ihr feiner Natursinn ruhte auf dem soliden Grunde frischer Wangen, die sie sich am Berge, auf dem das väterliche Wohnhaus lag, warm liefen, und ihre Augen wurden erfrischt von der Luft, dem Fluß, den Wolken und Bergen des heimathlichen Thales von Rudolstadt.

Aber auch die Gesellschaft, und zwar die erlesenste, ward ihnen an der Hand der weltgewandten Mutter eröffnet. Sie lernten Knebel und Goethe kennen und waren mit Frau von Stein aufs Innigste befreundet. Vom Rudolstädter Hofe sehr geschätzt, knüpfte Frau von Lengefeld auch an den Weimarischen einen Plan, auf dessen Veranlassung die Töchter vollends ein schönes Stück Welt zu sehen bekamen. Die sorgende Mutter, im Besitz eines nur kleinen Vermögens, hatte es gern gesehen, daß Karoline sich bereits im sechszehnten Jahr mit dem jungen Freiherrn von Beulwitz verlobte. Sie wünschte Lottens Loos durch eine Hofdamenstelle zu sichern,

die Herzogin von Weimar gab eine günstige Verheißung, und um Lotten zu diesem Beruf, wozu die Jugendliche übrigens selbst Neigung hatte, geschickt zu machen, nahm die resolute Mutter ihren Aufenthalt in der französischen Schweiz. Von Goethe an den Altmeister der Schwärmerei, an Lavater, empfohlen, reisten die Damen, begleitet von Herrn von Beulwitz, im Frühjahr 1783 ab. In Stuttgart besuchten sie die Frau von Wolzogen und hier war es, wo Wilhelm von Wolzogen für die Kousine (eigentlich Nichte) Karoline eine Leidenschaft faßte, welche aus einem schwärmerischen Vervollkommnungsbunde immer zu ungeduldigeren Wünschen emporflammte und um so schwerer von Karoline in Schranken gehalten wurde, als sie selbst seine Empfindung erwiderte und nach der Sprachweise der Zeit keinen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft zu machen pflegte. Auch mit der Schiller'schen Familie wurden die Reisenden bekannt gemacht. Endlich betraten sie den Schweizer Boden; die Schwestern mit dem Gedanken, daß es der Boden der Freiheit sei. Nun begann die Ernte der Tagebücher. Der Rheinfall, Lavater, der ihnen ein „Engel“ hieß, die Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, die Tellsplatte, dann die Ufer des Genfer See's, Vevay, wo sie sich niederließen, und Clarens „friedlich am Gestad' erhöht, die Meillerie voll rauher Majestät“, welche Eindrücke! Lotte bedauerte nichts mehr, als daß St. Preux und Julie nicht wirklich gelebt hatten. Kein Wunder, daß ihr Leben selbst beinahe einen kleinen Roman gefunden hätte. Ein junger Franzose gewann ihr eine flüchtige Neigung ab.

Nach einem Jahre kehrte man zurück. Im Juni 1784 kamen die Reisenden durch Mannheim. Sie suchten Schiller's Bekanntschaft. Der fieberkranke Dichter hatte gerade damals so viel mit sich selbst zu thun. Unlustig ging er zu ihnen, eben als sie abreisen wollten. Seine hohe edle Gestalt, erzählt Karoline, frappirte uns, aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Antheil erregte. Auch die Schwestern sahen damals alle Gegenstände wie aus einer „Wolke wehmüthiger Sehnsucht." Diese Stimmung begleitete sie nach Rudolstadt. Karoline, in Folge eines zu kalten Bades nervenleidend, verheirathete sich mit Herrn von Beulwitz, nur, um den Irrthum ihrer Wahl, den sie schon auf der Reise erkannt hatte, noch gründlicher einzusehen. Ausflüge nach Weimar, Jena und Kochberg, dem Gute der Frau von Stein, brachten Abwechselung in ihr einförmiges Leben. Auch ward Lottens Herz 1787 im Frühjahr zum zweiten Male und etwas tiefer von der Verehrung berührt, die ihr ein sehr liebenswürdiger Engländer, der Kapitän Henry Heron, widmete. Aber Pflicht und Beruf riefen Heron nach Indien. Er gestand Lotten, grausam genug, scheidend, seine Leidenschaft, wie die Unmöglichkeit, um sie zu werben, und dem liebenden Mädchen blieb als einziger Trost eines wunden Herzens, fleißig in den englischen Büchern zu lesen, die ihr Heron geschenkt hatte. So war der Winter von 1787 herangekommen. Die Schwestern waren von aller Welt abgeschnitten. Damals führte noch keine Chaussee durch das schöne Thal, wo jetzt jeden Sommer Tausende von Reisenden dem Schwarzathal zueilen. Gab

auch der kleine Hof einmal etwas zu lachen, so konnten sie das nur unter vier Augen. Die Gesellschaft war, namentlich gegen die Schweizer Zirkel gehalten, erbärmlich. Sie erschienen sich, erzählt Karoline, oft als verwünschte Prinzessinnen, die auf Erlösung harrten. Die Ritter nahten.

An einem trüben, neblichten Tage, es war am 6. Dezember, kamen zwei Reiter die Straße herauf. Die Damen sahen hinab. Sie erkannten den Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg, der andre Reiter war ihnen unbekannt und erregte ihre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Eintritt des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Freund Schiller bei ihnen einzuführen. So ungern Schiller gekommen war, so heimisch fühlte er sich bald in diesem Kreise. Bei den Tönen des Klaviers, welches die Schwestern spielten, ging ihm das Herz auf. Die Unterhaltung zeigte ihm kein begeistertes Ueberströmen, aber auch keine vorlaute Kritik, freie und feine Formen, ruhige Wärme. Der Briefe von Julius und Raphael wurde gedacht, Lotte hatte sich auch für die Räuber interessirt. Ohne eitel zu erscheinen, durfte er den Wunsch kundgeben, die Schwestern möchten seinen Carlos kennen lernen. Rasch wie er war, sprach er beim Abschiede den Plan aus, den nächsten Sommer im Thale von Rudolstadt zu verleben. Er ritt am andern Morgen, das anmuthige Bild Lottens in der Phantasie, nach Weimar zurück, um sich mit größter Energie in seine Rebellion zu vertiefen. Körner bekam sogar Angst, er werde der Dichtkunst untreu werden,

und beschwor ihn, sich nicht durch Wieland's Einfluß oder durch den Geist der Akademien in seinem Ideal irre machen zu lassen. Aber Schiller blieb fest. Er arbeitete seine Geschichte für den Merkur und, wiewohl er schon jetzt einen Ruf nach Jena voraussah, dachte er durch diese Art Arbeiten, die auf dem Markte geschätzt wurden, seine Existenz zu sichern. „Aber, schreibt er am 7. Januar, ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest Du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist, — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir entschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen." Noch nie hatte er das so stark, so schmerzlich ausgesprochen, als seit er in Rudolstadt gewesen war.

Im Anfang Februar 1788*) kam Lotte, von einer Freundin begleitet, auf einige Zeit nach Weimar. Sie wohnte bei Frau von Imhof, der Schwester der Frau von Stein, war viel in Gesellschaft Knebel's und der Frau von Stein und faßte die innigste Zuneigung für Frau von Kalb. Schiller sah sie nicht oft, aber bald sahen sich beide sehr gern. Einmal stand Lotte unverhofft auf der Redoute vor ihm. Im Theater begegneten sich ihre Augen. Schiller durfte für Lektüre sorgen. Er sandte ihr den Tom Jones. Sophie Western, eins der süßesten Mädchenideale, das je geschaffen ist, konnte für Lotte ein Vorbild treuer Liebe werden, und sie lehren, wie treue Liebe Stand und Ahnen vergißt. Bald wurden den Büchern Billets beigefügt. Er schließt ein solches mit den Worten: „eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen und das ist doch etwas für diesen Tag"; und in einem andern heißt es: „ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und — luft sich gefallen." Ein wenig zu warm für die Kritik einer Tante wäre schon folgendes: „die Tage haben für mich einen schöneren Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen." Er protestirt gelegentlich gegen das Wort Freundschaft, um die Grenzen zu verwirren. An Körner schreibt er am 12. Februar: „Eine Frau habe ich noch nicht,

*) Oder Ende Januar zum Geburtstag der Herzogin. Vgl. Hoffmeister Suppl. III. 372. Lotte war vielleicht eine der „Priesterinnen der Sonne", welche Schiller's gleichnamiges Gedicht überreichten.

aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere." Er macht jetzt die Entdeckung, daß seine Muse, ungeachtet der langen Vernachlässigung, nicht mit ihm schmolle. „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke und da machte ich in der Angst ein Gedicht." Dieses Angstgedicht, vom Strahle des Liebeslenzes gesonnt, waren: die Götter Griechenlands.

Und ein zweites Gedicht machte er, von dem er Körner nichts schrieb. Lotte von Lengefeld wollte von Frau von Kalb und Schiller Stammbuchblätter haben. Frau von Kalb zeichnete sich am 11. März mit Versen ein, welche von Grab und Wiedersehen sprachen. Schiller schrieb auf die Rückseite desselben Blattes sein bekanntes, später verändertes:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, — so Lotte spielt um Dich die Welt ꝛc.

Er sprach vom holden Zauber nie entweihter Jugend, von der Majestät der Unschuld und der Tugend, bedächtiglich und schmeichelnd, in jenem Tone Wieland's, den er sich sammt Wieland's Versmaß jetzt angeeignet hatte. Lotte mußte endlich nach Rudolstadt zurückkehren. Ihr ward das Scheiden nicht leicht, sie schob das zwar auf ihre Neigung zu Charlotte von Kalb, doch fügte sie in ihrem Billet an Schiller hinzu: „Und auch Sie verlasse ich ungern, denn Ihr Umgang (ich mag nicht Freundschaft sagen, weil Sie das Wort nicht gerne haben) hat mir manche Freude verschafft." Schiller war verloren. „Sie werden gehen, lieb-

stes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freude mit hinwegnehmen. — — Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im Voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. — Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sie nur für dieses Bild geübt hätte." Es war erklärlich, daß er jetzt die Rathsherrnstelle und die Frau, welche ihm von Schweinfurt her durch die vierte Hand angeboten wurde, ausschlug.

Lotte reiste nach Rudolstadt, mit der angenehmen Aussicht, daß Schiller bald folgen werde. Er hatte sie gebeten, ihm eine Sommerwohnung zu suchen. Kaum war sie fort, so hatte er ihr folgende wichtige Dinge zu schreiben: „Man sollte lieber nie zusammen gerathen oder nie mehr getrennt werden. Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur vorübergehendes Vergnügen gab. Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzusehen." Während für ihn die Nachtigallen im kühlen Stern ganz neue Weisen schlugen, ging Lotte am Ufer der Saale hin, um aufs sorglichste und besonnenste des Freundes Sommerwohnung zu wählen. Das Haus des fürstlichen Gärtners in Kumbach lag Rudolstadt fast gegenüber, aber es fiel ihr ein, daß in der Orangerie fürstlicher Besuch zu kommen

pflegte, und das, wußte sie, würde Schiller eine Störung sein. So wandte sie sich denn ein Viertelstündchen weiter, wo auf dem linken Saalufer das Dorf Volkstädt liegt. Hier fand sie gleich im ersten Hause rechts, wenn man von Rudolstadt kommt, eine passende Wohnung beim Kantor des Orts und bestellte, Möbel und Einrichtung nicht vergessend, alles aufs verständigste.

Ende Mai war Schiller am Platze. Nun begann ein Leben voll der reinsten geistigsten Genüsse. Den Tag über arbeitete der fleißige Mann, nur gestört vom Blöken der Kühe, denn jeden andern Lärm suchte der gute Kantor, der ihn bald vergötterte, fern zu halten. Legte er Abends die Feder weg, um nach Rudolstadt zu wandern, so bot sich ihm ein weites blühendes Thal mit den mannichfaltigsten Berglinien zu beiden Seiten, in der Mitte das saftige Grün der Wiesen, der Silberstreif des Flusses, an dessen Ufer eine Gruppe prachtvoller Schwarzpappeln noch jetzt den Maler anlockt. Vor ihm dehnte sich als Abschluß des Bildes hellschimmernd das imposante, hochliegende Fürstenschloß und am Fuße desselben die Stadt. Oft kamen ihm die Freundinnen bis zu einer Stelle entgegen, wo sich ein (damals noch wildromantischer) Waldbach in die Saale ergießt. „Wenn wir ihn, erzählt Karoline, im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heitres, ideales Leben unserm innern Sinn. — Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reineren, leichteren Elemente

der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe!" Uns! konnte Karoline sagen, denn auch von ihr fielen die Bande ihrer Verhältnisse ab. Man wird schon in diesen wenigen Worten erkennen, wie sehr Karoline fähig war, das Interesse Schiller's zu theilen. Zeichnen wir uns die beiden Schwestern etwas bestimmter. Karoline, geboren am 3. Februar 1763, war drei Jahre älter als Charlotte. Sieht man die zusammengedrückten Züge in ihrem von Steuben gemalten Porträt einzeln darauf an, so begreift man, daß Schiller ihre Schönheit nicht rühmen konnte. Dazu war sie von Gestalt kleiner, als ihre Schwester. Und doch ist das Ganze ihres Aeußern sehr anziehend. In ihrem Auge liegt eine leidenssanfte Schwermuth, etwas von dem unendlichen Mitleid mit allen menschlichen Schwächen, in das sie sich oft aufgelöst fühlte. Ihre Händchen waren von einer ausnehmenden gefühligen Zierlichkeit, sie mischten gern die Lebenskarten der Freunde. Die Grazie ihres Gesprächs und der Wohllaut ihrer Stimme machten ihre Unterhaltung zu einem Genuß. Mit dem Gedanken eines frühen Todes sich tragend, fand sie ihr Glück darin, Andern Glück zu bereiten, und sich selbst vollkommner zu machen. Selbst gegen ihre Anlage lernte sie etwas Mathematik und Zeichnen. Sie spielte trefflich Klavier und fühlte sich mit der Feder gewandt genug, neben Schiller und Goethe aufzutreten. Ihre Agnes von Lilien ward sogar von Friedrich Schlegel letzterem zugeschrieben. Sie überrascht nie, wie Charlotte von Kalb, durch Phantasie-

blitze, aber sie weicht auch nie wie jene aus dem Geleise aller hergebrachten Darstellung. Sie war durchaus eine sentimentale, gebrochene Natur, ganz Seele, Verständniß, ganz Fähigkeit, Ideen und Empfindungen in sich aufzunehmen, aber eben deshalb auch mit derbstem Scherz dem übermüthigen Augenblicke gewachsen.

Ganz verschieden von ihr war ihre Schwester Charlotte. In jener schönen Zeit jungfräulicher Blüthe stehend, wo sie ernst und durchgeistigt erscheint, war sie, ohne Schiller nach Fräulein von Arnim als eine Schönheit zu blenden, nach dem Zeugniß der Frau von Kalb holden Anblicks. Sie war groß und schlank, von anmuthiger Gestalt, bei blauen Augen entschieden brünett. Ein Profil aus ihren Mädchenjahren hat viel von einer Athene. Sie war wahrhaft eine treue Tochter der Natur und für alle Gaben der großen Trösterin empfänglich. Aber die Bildung hatte doch einen pikanten Zusatz in ihren Charakter geworfen. Schiller bemerkte bald an ihr eine gewisse coquetterie d'esprit, die indeß durch Lebhaftigkeit und Bescheidenheit nicht drückend sei. Auch einen kleinen Verrath an weniger geliebten Freunden, jene Zärtlichkeit auf Andrer Kosten, läßt sie dem Geliebten gegenüber aus. Ihre künstlerische Neigung ging auf die stillste der Künste. Sie zeichnete hübsch nach der Natur und radirte nicht übel. Sie hatte wahren Sinn für die höchsten Interessen des Mannes, Karoline oft nur schmeichelnden. Ein Widerwille gegen die Despotie des Glaubens, der Gesellschaft und Politik lebt schon in ihren

Briefen, ehe sie Schiller kennen lernte. Sie las schon vorher mit Anstrengung Pütter's Grundriß, um Deutschlands Verfassung zu studiren. Sie schrieb in kleinen, immer gleichen Zügen, während Karolinens Handschrift ausfliegender, aber ungleicher erscheint. Lotte schrieb, wie sie sprach, und sprach wie Kordelia, lieber weniger, als gegen ihre Ueberzeugung, oder zum Schein. Aber die Liebe und der Schmerz befreit ihre Sprache und wenn sie auch mäßig im Ausdruck, wie in ihren Neigungen bleibt, man sieht durch diesen Ausdruck in eine Welt von Empfindung. Jetzt, wo ihre Briefe an Fritz v. Stein, Knebel, Schiller und Fischenich dem Publikum vorliegen und manches schöne Blatt noch erscheinen wird, muß für jeden Unbefangenen die vielverbreitete Ansicht der Henriette Herz, daß Lotte von Lengefeld unbedeutender als ihre Schwester, daß sie nicht Schiller's Dichterliebe und wie die Phrasen mehr heißen, gewesen sei, sich in Nichts auflösen. Es giebt manche Frau, die schreiben könnte, was andre dreist genug sind, zu veröffentlichen. Und Lottens schön empfundene Gedichte, ihre Uebersetzungen des Ossian, ihre in Huber's Flora erschienenen, noch im Manuskript mit Schiller's Korrekturen vorhandenen Erzählungen durfte sie selbst auf Schiller's Antrieb öffentlich, freilich nicht unter ihrem Namen, erscheinen lassen. Die schöne Harmonie, welche Karoline mit schwesterlicher Bescheidenheit an ihr rühmt, war eine Harmonie von vorzüglichen Eigenschaften.

Es ist keine Frage, daß Schiller's Liebe sich sogleich stark und ursprünglich für Lotte entschied. Allein die beiden

Schwestern waren, wenn auch vor der Schweizer Reise nicht ganz zusammenstimmend, wie Lotte gesteht, eben durch diese Reise so innig verbunden; Karoline, älter, gereifter, nahm so liebend an Allem Theil, was Schiller bot, daß die Leidenschaft, indem sie sich durch Schiller's mächtigen Aufschwung ganz in die Sphäre des Geistes erhob und alle drei vor Allem in das Schöne und Wahre verliebt waren, hier bald ihre Ausschließlichkeit, ja ihre Deutlichkeit verlieren mußte. Je gewisser Karolinens Frauenblick Schiller's Neigung zu ihrer Schwester erkannte, um so weniger brauchte sie dem Ausdruck ihrer eignen Hingebung einen Zwang anzuthun, der ganz gegen den raschen Puls des Zeitalters gewesen wäre. Man kann ihrer Klugheit zutrauen, daß sie auch aus Rücksicht für ihre Mutter das Verhältniß selbst gegen Wissen und Neigung der Liebenden in der Schwebe hielt und, was Schiller selbst zu vollbringen sich gegen Körner rühmte, die Empfindung durch Theilung schwächte. Karoline führte meistens die Unterhaltung, der ganze Kreis besaß Kenntniß der neueren Literatur, Herr von Beulwitz nicht ausgeschlossen, der für Schiller die aufrichtigste Bewunderung empfand. Plutarch war den Schwestern schon ein vertrauter Freund. Popularphilosophische Themata über das Ineinanderwirken der menschlichen und der Weltkräfte, über Freiheit und Nothwendigkeit, gaben damals Stoff zu Theegesprächen. Karoline, von Herder's Schriften ganz erfüllt, war unermüdet, in diesem Aether die Flügel zu schwingen. Ein Freund

des Hauses, der Baron von Gleichen, strebte aus einem heftigen innern Bedürfniß auf eben diese Bahn. Schiller disputirte hier Alles heraus, was in ihm schlief und was er sich angeeignet, und Karoline besonders verstand es, seine Empfindungen und Gedanken zur Sprache zu bringen. Das bekannte Gespräch im Geisterseher soll die Frucht dieser Unterhaltungen sein. Man vertiefte sich so sehr in diese Dinge, daß Schiller oft bat, die Metaphysik ruhen zu lassen.

Wenn er dann nach solchem Vertiefen wohl in stürmischem Wetter so spät nach seinem Dorfe hinausging, daß ihm sein besorgter Wirth auf der halsbrechenden Straße mit der Laterne entgegenkam, dann hörte Lotte auf den Wind und sah nach den Wolken und dachte: „Wie wird Schiller nach Hause kommen!“ Freilich zog ihm ein nächtlicher Heimgang einen Katarrh zu. Das gab Zeitverlust, Trennung, aber auch schöne Trostbillets von Lotten. Alle die schmeichelnden Sonnenblicke, welche die beginnende Freundschaft mit Frauen gewährt, fingen an ihn zu segnen. Als er krank ist, übersetzt er ein wenig aus Gibbon, um seinen Kopf wieder einzurichten. Er borgt sich dazu Lottens niedliches Diktionnaire. Wie angenehm schlugen sich in den beiden echt englisch gebundenen Bändchen die Vokabeln auf. Wie dufteten die Blumen durchs Krankenzimmer, welche von Lottens Händen kamen. Er ward wieder gesund. Bald fand er, daß die Geschichte für den Sommer zu trocken sei, daß ihm manch' Stündchen, das er am Schreibtische hätte

zubringen müssen, entwische. Er nahm den Menschenfeind vor und versuchte es mit den Schreibtischen der Schwestern. Er arbeitete in Karolinens Zimmer und da es dort zu geräuschvoll war, bat er Lotten, ihm das ihrige einzuräumen. Und die gute Mutter sagte nichts dazu, daß Lotte schrieb: „Es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben. Es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr zusammen sind." Warum dachte Lotte so in die Zukunft? Genug, Schiller lebte in ihrem Eigenthum, dort wartete er, bis ein langweiliger Kaffee oder die französische Freitagsgesellschaft vorüber war. Allmählich kannte er alle Tugenden des kleinen Hündchens, alle Launen des Kätzchens und des Herrn von Beulwitz, war in Bezug auf letzteren Karolinens Trost in qualvollen Stunden und wußte ein leidliches Vernehmen zwischen den Gatten zu erhalten. Er durfte bald die Schwestern bei ihren Spitznamen nennen und verehrte in Lotte „die Weisheit" und neckte in Karolinen „die Bequemlichkeit." Lotte — und das ist ein schöner Charakterzug — kann nicht genug nach Schiller's Arbeiten fragen. Ihr lag sein größeres Selbst, seine Thätigkeit am Herzen, während Karoline den Reiz seines Umgangs auskostete. Lotte erkundigt sich, wie seine Geschichte vorrückt, und träumt, als er vorgelesen hat, die ganze Nacht von Oranien. Ihr Umgang erweckt dichterische Augenblicke. An Lotte schreibt er verlangender. So eben hat er für den Geisterseher einen Roman „Amalgundis" durchblättert, der etwas von „Hexerei enthält." „Es ist eine

Quelle darin, schreibt er an Lotte, wenn man hineinsieht, erblickt man sich in der Gestalt, die man in der Zukunft haben wird. Einen solchen Spiegel wünscht' ich mir auch. Ich möchte gar gern wissen, ob gewisse Sachen künftig sein werden, die mich jetzt sehr beschäftigen." An Lotte schreibt er: „Ich möchte Ihnen oft zu viel sagen und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt."

Da Lotte, weiblich und scheu, nach trüben Erfahrungen, ihn nicht aufmunterte, mehr zu sagen, so zieh er sie innerlich oft der Kälte und wandte sich, bedrängt von seinem Gefühl, um so inniger, schutzsuchender Karolinen zu. Der Mutter machte er sich angenehm durch das Geschenk einer englischen Bibel.

Um sich nicht durch die nächtlichen Heimgänge neuen Erkältungen auszusetzen, zog er Anfangs August den Schwestern noch näher nach Rudolstadt. Gern hätte er ihnen gegenüber gewohnt. „Ich brächte dann, schreibt er, Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte."

Während er so wahrhaft die Erneuerung empfing, die er von seiner Reise nach Bauerbach gehofft hatte, mahnte ihn ein trauriges Ereigniß noch einmal an jenes Thal, an die Herzen, die dort für ihn schlugen. Seine Wohlthäterin, die edle Frau von Wolzogen, starb in diesem Sommer. Schiller war auf's tiefste von diesem Verlust ergriffen. Er beweinte sie herzlich und schloß sich, als hätte er der Ge-

schiedenen damit vergelten müssen, um so inniger an Wilhelm an, der jetzt nach Paris ging, um sich in seinem Beruf — er war Architekt — zu vollenden. Die Gegenwart forderte indeß ihre Rechte. Man machte zusammen Ausflüge in die Umgegend, nach Schwarzburg, nach Schaala. Die Natur zeigt dort überall bald große, bald freundliche Formen. Und drinnen im traulichen Zimmer, welches, in jener Zeit eine Rarität, eines Kanapee's mächtig war, genoß man gemeinsam die Labe einer Dichtung, die, wie die Natur selber, reinigend, heilend, stärkend wirkt. Schiller hatte die Odyssee in der Uebersetzung von Voß (erste Ausgabe von 1781) kommen lassen. Bald lebte und webte man in der neuen Wunderwelt. Die tägliche Rede vermummte sich scherzend in das Schleppengewand des alten Epos. Man sprach „in geflügelten Worten.“ Als Schiller wieder einmal Zahnweh hat, schreibt Lotte: „Guten Morgen, lieber Freund, wie geht es Ihnen heute? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert“, und liebender fügt sie hinzu: „ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf aufgeopfert, dachte ich heute früh; und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich schlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruhten.“ Und Schiller schreibt: „Was macht Ihre Schwester. Klappert der Pantoffel schon um ihre zierlichen Füße oder liegt sie noch im weichen, schönen Bette?“ Der Umgang nahm eine Traulichkeit an, die der chère mère, so ward die Mutter von den Töchtern genannt, gewiß bedenklich ge=

worden wäre, hätte sie sich vorgestellt, der Herr Rath und Literat werde kühn genug sein, die Schranken der Freundschaft zu durchbrechen. Er durfte, wenn er ermattet war, bei den Schwestern „auf dem Kanapee leben.“ Er bittet Lotte in einem Billet, den Garten aufschließen zu lassen. Sie antwortet: „Kommen Sie also. Ich glaube, es wird mir nichts schaden, daß ich auch ein bischen hineingehe; ist es mir nicht gut, so wird mich mein Arzt zurückschicken, nicht wahr?“ Auch ein wenig Eifersucht meldet sich bei Schiller. Lotte geht auf den Ball. Ihr Jugendgespiele, Fritz v. Stein, die Erbprinzen tanzten gerne mit ihr. Schiller moralisirt über das unschuldige Vergnügen, vornehmlich aber will er das, was „ihm lieb ist, nicht durch eine Reihe fliegen sehen, die ihm nicht lieb ist. Doch vor dem Sehen, schreibt er, werde ich mich wohl hüten.“ Er tröstet sich inzwischen am Leben des Pompejus von Plutarch und faßt sich stoisch zu dem Entschluß zusammen, sich künftig mehr mit den großen Zügen des Alterthums zu nähren.

Lotte flog indeß, wie ein schöner Vogel, vor ihm hin und her, und zeigte ihm ihre Freiheit. Oefters reiste sie zu ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Stein nach Kochberg. Da werden Schiller's Worte wärmer. „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas beitragen, ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben, und was könnte ich wohl mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres

Geistes anzuschauen, und immer und immer um mich her zu fühlen.“ Und Lotte: „ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern (von Kochberg) gewesen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie.“ Das war ihm ein entzückender Gedanke, „solche abgerissene Stücke seines Wesens in das ihrige übergegangen zu sehen.“ Ein „bestes Lottchen“, ein „freundliches Lolochen“ entschlüpft der kühnen Feder.

Die Außenwelt hatte auf diesen Kreis wenig Einfluß. Die Gesellschaft, ja die Verwandten der Lengefeld'schen Familie konnten den Schwestern nicht nahe kommen. Nur wer Geist und Talent einzusetzen hatte, durfte als Mitspieler in diesem Kreise gelten. Und es fehlte nicht an solchen, die diesen Einsatz thaten. Obenan steht billig der junge Erbprinz von Schwarzburg-Rudolstadt mit einer sehr hübschen Komposition von vielen Figuren in schwarzer Tusche, welche eine Szene aus dem Geisterseher vorstellte. Dann der Bücher leihende Knebel, welcher Lotten gern zierliche Briefchen schrieb; dann der rastlose Aufklärungsmann Zacharias Becker aus Gotha, der mehrere Tage zum Besuche blieb und in welchem Schiller einen stillen, denkenden, edlen Charakter schätzte, wenn er auch auf die Dauer unmöglich seiner löblichen Bildungsindustrie als Aesthetiker Beifall schenken konnte. Becker war im Hause des Präsidenten von Dacheröden in Erfurt Erzieher gewesen und dadurch der Frau von Beulwitz werth und bekannt geworden. Denn diese stand mit Erfurt, sowohl mit dem dort residirenden

Koadjutor von Mainz, dem Fürsten von Dalberg, als auch mit der ihm eng befreundeten Dacheröden'schen Familie, vor allem mit Karoline von Dacheröden, wie wir sehen werden, im engsten brieflichen und persönlichen Verkehr und suchte auch Schiller mit jenem Kreise zu verbinden. Mit Wieland blieb Schiller in freundschaftlicher Korrespondenz und zwang durch seine Briefe über Don Carlos dem Alten das Geständniß ab, daß wenige Leser des Don Carlos diese Briefe lesen würden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden. Auch die niederländische Rebellion (im Merkur), der Geisterseher (in der Thalia) machten viel Aufsehen und die Götter Griechenlands hatten einen wahren Sturm von Beifall und Tadel erregt.

Ich will hier keine Kritik dieses Gedichtes geben, in welchem Körner Ideen zum Julianus Apostata wiedererkannte. Es ist eine Elegie im größten Styl und es ist zu seiner Zeit ein wahres Reformationswerk in ästhetischen Dingen gewesen. Es hat wie kein andres die Frage über die Grenzen von Kunst und Moral, oder schärfer ausgedrückt, von roh stofflicher und ächt ästhetischer Betrachtung von Kunstwerken in die Zeit geworfen. Aber diese Grenzen sind in unseren Tagen wieder so unbegreiflich in Bezug auf Schiller verwirrt worden, daß es Zeit ist, an diese seine That zu erinnern. Stolberg hatte im Augustheft des deutschen Museums vom orthodoxen Standpunkt aus dagegen geeifert. Forster, Herder übernahmen direkt und indirekt Schiller's Vertheidigung. Körner sandte für die Thalia in Folge des Stolberg'schen Artikels eine Abhandlung über die Freiheit der Kunst an Schiller ein; und

Schiller selbst sagte brieflich dem Freunde seine Meinung. Es ist das Beste, was noch darüber gesagt ist. „Der Gott, schreibt Schiller (Dezember 1788), den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungen zusammengesetzte Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie, in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eignen Schönheitsregel, Rechenschaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt." Und Wahrheit hat aus den Göttern Griechenlands auch der frommste Christenglaube herausgelesen. Friedrich Perthes schrieb 1822 an Heinroth: „Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schiller's Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüth macht. — Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmuth eines Menschen nicht ahnet, welchem Sehnsucht nach Hülfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben des Christen nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe

ist, der sich ausstreckt nach dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes. Nie wird die bessere Jugend von Schiller lassen" u. s. w. Passow hat das Gedicht mit der Braut von Korinth verglichen, aber indem er seine Gattung übersah, seinen Werth übersehen. Das Griechenthum ist für die moderne Welt nicht blos eine falsche Richtung gewesen. Das wird jeder Vernünftige zugeben. Nun wohl. War es „eine andere Natur," war es das Evangelium der Schönheit, welche schon einmal Italiens Kunst erneut hatte, so mußte es die Herzen seiner Priester entzünden. Einmal und irgendwo mußte der deutsche Geist es lebendig ergreifen. Einmal durfte und mußte diese Liebe zur Sehnsucht werden. Mochte der Gott der Deisten und der Gott Stolberg's noch so viel dem Denker und Beter, mochte das Gesetz der Schwere (Frauenstedt findet auch dies durch Schiller beleidigt) dem Naturforscher noch so wichtig sein, die Phantasie, welche, wie Perthes so richtig erkannte, das Höchste auch gern umfaßt und als das Schöne geschaut hätte, ging leer bei jenen Göttern aus und fand sie, verglichen mit dem Reiz der Hellenischen Götter, armselig und todt. Daß Schiller seine Götter nicht für Kutscher und Nähterinnen schrieb, wie manche Leute zu verlangen scheinen, das liegt nicht an Schiller, sondern an den Kutschern. Man kann nicht Alles zugleich sein, man kann nicht ein großes und neues Ideal in die Zeit einführen und zugleich Allen mundrecht sein. Nur das Mittelmäßige ist unbedingt populär. Und so höre man denn auf, den Maßstab dieser Popularität an

Schiller's Götter, ja an seine ganze Aufnahme des Griechenthums zu legen. Das Zuviel, was er etwa in der Braut von Messina that, ist schön und groß und ist gar nicht als Fehler anzurechnen im Vergleich zu der unermeßlichen Volksthümlichkeit in großem Styl, welche seine Schöpfungen über die Köpfe kleiner Geister wie der Jahrhunderte tragen wird.

Schiller einigte in seinen Göttern nur den Olymp, den die Dichter der Aufklärung bei allen Nationen in der Poesie gebraucht hätten. Aber der Streit, den diese That hervorrief, mußte es ihm zur Pflicht und Herzenssache machen, einmal die Mission des Künstlers in aller Würde und Kraft hinzustellen. Er dachte eine Zeitlang daran, Stolberg zu erwidern. Seine Erwiderung unterblieb. Oder vielmehr sie ward zum Gedicht. Und dieses Gedicht sind die Künstler. Sie sind ein Gedicht, keine Philosophie in Versen, und als Gedicht heben sie mit Recht eben so einseitig der Welt des Handels und Denkens gegenüber die Kunst ins Licht, wie ihr Vorgänger die Götter Griechenlands. Auch in den Künstlern, — man könnte sie eine Technegonie nennen, sind die Begriffe Idee und Erscheinung, die beiden Momente des Schönen, zeitlich und persönlich aus einander gelegt, als Urania und Cypria personifizirt, und die Kunst hat ihr Paradies und ihren jüngsten Tag. Das macht dieses Werk eben zur Dichtung. Seine Wahrheit liegt nicht in einzelnen Worten, sondern in der Brust des Dichters, in der Tendenz, aus der es entsprang, und diese ist: einer anmaßenden Dogmatik, einer anmaßenden Kritik, einer anmaßenden Wissenschaft und einer anmaßenden Praxis gegenüber die

verkürzten Rechte der Kunst zu reklamiren, nicht durch grobes, stürmisches Pochen, sondern durch die schöne Darstellung ihres Wandels in der Geschichte, durch die sanfte und edle Erinnerung an die Künstler, daß sie nur das Schöne zu bilden brauchen, um die Würde der Menschheit zu heben, daß sie, der freiesten Mutter freie Söhne, um keine andere Krone, weder der Moral noch der Wissenschaft, zu buhlen haben.

Und während Schiller in diesen Gedanken lebte*), während er selbst an sich arbeitete, sich dieser Mission immer würdiger zu machen, trat ihm derjenige Künstler entgegen, auf dessen Stimme, auf dessen Genossenschaft Schiller mit aller Begier eines großen Strebens wartete, der, wunderbar genug, in Italien dieselben Ideen, welche Schiller über die Kunst bewegten, in lebhaftem Austausch durchsprochen hatte, ja dessen Ansichten, durch dritte Hand an Schiller vermittelt, auf die Gestaltung der Künstler einen unmittelbaren Einfluß erhielten. Es war Goethe.

Kehren wir einen Augenblick zu dem Freunde Karl August's zurück. Auch Goethe hatte sich in Italien als Künstler wiedergefunden. Er hatte dies offen dem Herzoge erklärt; er hatte hinzugefügt: „ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Andern auftragen." Er überließ dem Fürsten die Entscheidung, wie er den Künstler, der wohl ein Theater leiten, aber keine Rekruten ausheben

*) Der Ursprung der Künstler reicht in den Sommer von 1788.

konnte, fortan zu verwenden denke. Nie hat ein Fürst großmüthiger entschieden. Karl August entband Goethe des lästigsten Theils seiner Pflichten und erhöhte seine Ehren. Goethe kam am 18. Juni 1788 nach Weimar zurück. Er ließ sich die erneute Gunst gefallen, erzählte mit Begeisterung von Italien, aber er war entschlossen, nichts Fremdes und Halbes auf sich eindringen zu lassen. Zu derselben Zeit, als Schiller seine Leidenschaft für eine Schwester in eine leidenschaftliche Freundschaft für beide verbarg, trennte Goethe, begierig nach einfachen Verhältnissen, schonungslos seine Freundschaft von den Forderungen seiner Sinnlichkeit und fand Frau von Stein, der früher das Ganze gehörte, mit dem kühleren Theile ab, indem er schon einen Monat nach seiner Rückkehr seinen Bund mit Christiane Vulpius schloß. So sehr war ihm alles Nordische und Neblige verhaßt, daß er in der Gegenwart nur die Vergangenheit umarmte und sich und seine Geliebte nach Rom träumte. Alles drängte sich um ihn, aber nur, um zu erfahren, daß Goethe noch eben so groß, so bezaubernd, wie sonst, jedoch es nicht gern in der Heimath war.

Auch Schiller war ungeduldig, den Gefeierten zu sehen. Seine Erwartungen waren aufs Höchste gespannt. Er hatte lange genug in dem Weihrauchdufte geathmet, den alle Welt in Weimar dem Genius Goethe's spendete. Er hatte die beklemmende Luft mit großer Geduld ertragen. Er berichtete Körner getreulich das überschwengliche Lob, welches Herder dem Dichter des Egmont zollte; er hatte sich aus diesem Lobe die Vorstellung eines unbeschränkt großen Menschen, eines modernen Julius

Cäsar gebildet. Denn Herder gab Goethe einen klaren, universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, er fand ihn als Geschäftsmann noch bewundernswürdiger denn als Dichter, kurz er nannte ihn einen allumfassenden Geist. So ungemessenes Lob über Goethe's Geschäftsführung erklang schwerlich aus deren Mund, die jetzt für Goethe arbeiten mußten. Schiller war Voigt eng befreundet worden. That er durch diesen einen Blick in die Schattenseiten, die der Musenhof für die Strumpfwirker in Apolda hatte, oder war es eine Minute, wo er empfand, wie hart ihn selbst das Schicksal behandelte, genug, der Demokrat empörte sich in ihm und er schrieb an Körner: „Während er in Italien malt, müssen die Voigt's und Schmidt's wie Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Wer sich über diese Aeußerungen betrübt, den beneid' ich um sein schneereines Gemüth. Schiller's hohe Meinung über den Dichter Goethe blieb trotz solcher Aufwallungen unverändert. Ja, als Goethe ankam, brannte Schiller, ihm etwas werden zu können. Aber das war klar, von dem Berühmteren, dem Mächtigen mußte die Annäherung ausgehen. Schiller war zu stolz, sich an den Minister zu drängen, ja, er war zu rechtschaffen, sich, auch wo er es ohne aufzufallen gekonnt hätte, den unbedingten Bewunderern des Dichters anzureihen. Er empfing Goethe mit einer scharfen Kritik.

Schiller hatte für die Allgemeine Literaturzeitung unter andern Rezensendis den Egmont zu besprechen. Er lobte, was

zu loben war, gewiß war sein Herz in der Stelle, die er aus Ferdinand's Rolle anführte: „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete." Aber er tadelte den opernhaften Schluß und stellte dem leichtblütigen Egmont den zärtlichen Familienvater der Geschichte entgegen. Man mag, wie Körner, diesen „Tom Jones" des Trauerspiels vertheidigen, aber zu dieser Zeit geschrieben, während er jeden Tag Goethe's Bekanntschaft erwarten konnte, gereicht diese Kritik unserm Dichter zur größten Ehre. Bevor Goethe sie las, erfolgte am 9. September die Begegnung der beiden Dichter im Lengefeld'schen Hause. Grüße waren zwischen ihnen bereits gewechselt.

Jetzt kam Goethe zum Besuch nach Rudolstadt, um sich einen Kranz von Verehrerinnen, Frau von Stein, Frau von Schardt und Herder's Frau. Die Lengefeld'schen Schwestern, von je mit unbedingter Begeisterung Goethe ergeben, hofften rasch eine Freundschaft zwischen den Männern aufgehen zu sehen. Die Bekanntschaft war auch bald und ohne Zwang gemacht. Aber Schiller's hochgespannte Erwartungen fanden sich schon durch Goethe's Erscheinung enttäuscht. Schiller hatte ihn offenbar an jenem Abende in der Akademie nicht deutlich gesehen. Er erwartete jetzt einen Apoll. „Er ist von mittlerer Größe, schreibt der Riese Schiller an Körner, trägt sich steif und geht auch so, sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. — Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt" u. s. w. Die Unter=

haltung beschränkte sich, da Alles auf seinen Umgang eifersüchtig war, nur auf allgemeine Gegenstände. Aber Schiller ließ sich doch, was Goethe gern that, von Italien erzählen. So viel wurde ihm aus dem, was Goethe leidenschaftlich lobte, klar, daß ihre beiderseitigen Vorstellungsarten wesentlich verschieden seien. „Im Ganzen genommen, fährt Schiller fort, ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung, so viel voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Und die Zeit lehrte, daß Goethe vorläufig nur darin mit Schiller zusammenkam, daß sie nicht zusammenkommen würden.

Die Schwestern vom Saalthal betrübten sich über das Ergebniß dieser Begegnung. Die Rezension über Egmont erschien. Sie machte großes Aufsehen, und die Schwestern — die Schwestern konnten sie Schiller beinahe nicht vergeben. Ob ihn das wohl glücklicher machte? Kam jetzt vielleicht „die Veränderung" in sein Verhältniß zu Karolinen, über welche sie ihn in einem Briefe offen befragen mußte? Goethe herrschte also unbedingt in deren Geschmack, in deren Herzen Schiller wenigstens den ersten Platz zu haben glaubte. War das Gedicht „im

Oktober"*) ein wehmüthiger Nachklang solcher Betrachtung, wenn er darin

„Kränze des Ruhms und das buhlende Glück"

den stolzeren Söhnen der Natur gönnend der Göttin für das verliehene Saitenspiel, den offenen Sinn, des Schmerzes wohlthätige Warnung dankt? und sich an ihr mütterliches Herz mit reiner Umarmung schließen will.

„Bis der Tod sie zerreißt."

Aber sein Gefühl für Lotte, das durch solche Verstimmungen gegen Karoline nur stärker, bestimmter sich regen mußte, ließ sich nicht durch solche Resignation ersticken. In ihr blühte ihm doch vielleicht ein voller Besitz, ein ungetheiltes Glück. Nach seinem Geständniß kämpfte er oft mit dem Entschluß, ihr sein ganzes Herz zu entdecken. Eines Abends, als Schiller zum Besuche kam, war zwischen der Mutter und Lotte ein Auftritt vorgefallen. Die chère mère war recht hart gewesen. Lotte war im Gefühl ihres Rechts aufs Tiefste davon bewegt und erzählte dem Freunde, was geschehen war. Karoline verließ das Zimmer, und Schiller nahm diesen Augenblick wahr, dem erregten Mädchen Trost zuzusprechen. Lotte, von seinen lieben Worten und seinem sanften Ton gerührt, drückte ihm die Hand — das erste Mal — und mit einer tiefen Bewegung. Schiller glaubte etwas in ihrem Herzen zu lesen, er wollte mehr

---

*) Thalia von 1790. Heft 11. S. 95. Das Gedicht ist erst jetzt von Joachim Meyer wieder entdeckt worden.. Siehe dessen verdienstvolle Beiträge zur Feststellung ꝛc. des Schiller'schen Textes S. 18.

sagen, da trat — und diesmal ihm sehr zur Unzeit — Karoline wieder ein, der günstige Moment war dahin und kam nicht wieder. Schiller sah mit Schrecken den Winter nahen. Man hatte oft Pläne eines Zusammenlebens gemacht. Jetzt sprachen manche Billets der Schwestern von der Nothwendigkeit, getrennt zu leben. Das war für Schiller der widerwärtigste aller Gedanken. Noch immer zögerte er, den Tag seiner Abreise zu bestimmen. Die Schwestern kamen in die peinlichste Lage. Sie wollten nach Erfurt reisen, um Karoline von Dacheröden zu besuchen. Wenn sie Schiller ihren Entschluß jetzt mittheilten, sah es aus, als wollten sie mit der Trennung den Anfang machen. Und doch mußten sie es, mußten die Saison für beendet erklären, da Schiller auf die Mahnung von Schnee und Hagel nicht hörte. Schon sprach man in Weimar ziemlich laut von einem Verhältniß. Frau von Beulwitz mußte hier grausam gegen Schiller sein, um klug für Alle zu handeln. Die beabsichtigte Reise wurde ihm mitgetheilt. Das Billet, worin es geschah, preßte ihm Thränen aus. Er war wirklich noch nicht entschlossen zu gehen. Er sah, daß er zu keiner besseren Zeit gehen könne, und doch ward es ihm so schwer. Alle seine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als zu Anfang des Sommers, und die ganze Aussicht seiner Liebe schien ihm verfinstert zu sein.

Sein Geburtstag, an dem Lotte ihn mit einer Zeichnung von ihrer Hand unsäglich erfreute, ward noch im Kreise der geliebten Menschen gefeiert. Noch zwei Tage bangen Genusses, und als er am zwölften Abends geschieden war, warf Lotte folgende Worte aufs Papier: „So sind wir denn wirklich ge-

trennt? Kaum ist's mir denkbar, daß der lang' gefürchtete Moment nun vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände, die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies Alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanz Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gerne sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und deutlich zu machen." Noch eine „gute Nacht! gute Nacht." Am andern Morgen schrieb sie auf das schon gefaltete Blatt noch einen innigen Gruß. Am andern Morgen empfingen die Schwestern sein schriftliches Lebewohl, und mit dem „süßen Trennungsweh" reichlich und einem Geranium als Andenken beschwert, reiste Schiller nach Weimar. Oft, oft sah er sich anfangs um, ob der Wagen der Freundinnen, der sie nach Erfurt führen sollte, nicht nachkäme. Er hatte eine Strecke lang denselben Weg zu nehmen. Aber der Wagen kam nicht, ihn bestieg „die Weisheit" und „die Bequemlichkeit."

Als Schiller am 14. November an Körner schrieb: „mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste," so war es gut, daß Körner's Leben nicht an diesem Troste hing. Schiller wollte keine Einmischung und keine Rathschläge mehr. Und wahrhaft lästerlich führte er den Freund hinters Licht, als er im März des nächsten Jahres schrieb: „Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12,000 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich Dir in

fünf Jahren — eine Friedericiade, eine klassische Tragödie, und weil Du doch darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern."

III.

Professor.

Die strengere historische Muse war ihren poetischen Schwestern gewichen. Schiller arbeitete an den Künstlern, übersetzte die Euripideische Iphigenie in Aulis*), bald auch Szenen aus den Phönizerinnen, faßte den Agamemnon des Aeschylus ebenfalls ins Auge, und zu einem Drama regten sich Neigung und Kräfte. Einem Fortleben in dieser halb übenden Thätigkeit war die immer größere Annäherung Wieland's günstig, dessen Merkur in Todesnöthen lag. Schiller sollte helfen, und womöglich einen Plan zur vollständigen Regeneration des Journals ausarbeiten.

Inzwischen geschahen Anfangs Dezember Dinge, welche diese Leistungen im kleineren Styl plötzlich abschnitten und den Dichter zwangen, eine energische Fahrt durch ein Fachstudium zu beginnen, die ebenso langwierig, als in ihrem Erfolge unge-

*) Er hatte dazu den griechischen Text, die lateinische Uebersetzung und das Théâtre grec von Brumoy.

wiß war. Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande war erschienen. Sie machte Glück. Das war zugleich „eine solide Arbeit.“ Damit konnte die Protektion etwas beginnen. Die Frauen spinnen gern solche Fäden. Was von Schiller gelegentlich als entfernter Zukunftsplan hingeworfen war, es ward bei Karoline von Beulwitz zum lebhaften Wunsch, und Frau von Stein, selber dem Dichter wohlgesinnt, setzte voraus, eine feste Stellung werde ihm sehr erwünscht sein. Durch Eichhorn's Berufung nach Göttingen war in Jena eine Professur erledigt. Frau von Stein sprach bei dem Herzoge für Schiller und fand eine so günstige Aufnahme für ihr Gesuch, daß der geheime Rath Voigt sofort den Dichter sondiren mußte. Schiller war überrascht. Indessen Voigt redete warm und herzlich zu, es galt zuzugreifen. Noch an demselben Abende konnte Voigt an den Herzog berichten, daß Schiller entschlossen sei. Karl August, damals mit Goethe in Gotha verweilend, versicherte sich der Stimme des dortigen Fürsten als eines der Hauptnutritoren der Universität. Schillern wurde vorläufig am 15. Dezember von der Regierung die Weisung ertheilt, sich darauf einzurichten, während ein unter dem 11. Dezember ausgefertigtes Reskript der Weimar'schen Regierung, welches die Anstellung Schiller's beantragte, an die Höfe von Sachsen-Gotha, Koburg und Meiningen abging. Da in kurzer Zeit mehrere Anträge dieser Art von Weimar ausgegangen waren, so fing das Schriftstück an: „Fast getrauen Wir Uns nicht,“ fuhr aber muthig fort: „Es ist aber das Subjekt, welches bei Denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die

Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller, Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt... Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolument bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden" u. s. w.*)

Je gewisser seine Anstellung wurde, um so mehr ward sie Schiller zuwider. Er traute seinen Fähigkeiten nicht. Goethe, dem Schiller so gern ein besonderes Verdienst um die Berufung zugeschrieben hätte, sprach ihm mit einem docendo discimus Muth ein. Aber das Gefühl seiner verlorenen Freiheit, seiner mangelhaften Kenntnisse kam mit aller Gewalt über ihn. Er schrieb nach Rudolstadt, an Körner, er habe sich übertölpeln lassen, und bat Körner um Rath und Trost. Und Körner rieth und tröstete. Er machte sofort Anstalt, seinen neuen Professor in seinem Fache zu orientiren, notirte ihm eiligst die Werke, welche er zur nöthigsten Vorbereitung lesen müsse, und rieth ihm vor Allem, sich eine gute Besoldung auszumachen. Als aber Schiller schrieb, daß die ganze Herrlichkeit gratis sei, da war es an ihm, seinen Körner zu trösten. „Mein ganzes Absehen bei dieser Sache, schrieb Schiller, ist, in eine gewisse

*) Jedenfalls ist dies das Schriftstück, welches Kanzler Müller bei Stahr, Weimar und Jena I. 426 meint. Es ist aber nicht einmal von Goethe, sondern nur von Karl August, Freiherrn von Fritsch, von Schnauß und Schmidt unterzeichnet, also Goethe auch wohl von dem Schatten gereinigt, Schiller an die Seckel von vier Herzögen als einen empfohlen zu haben, den man „gratis" haben könne. Das Aktenstück befindet sich im Weimar'schen Hausarchive, aus dem ich es mitgetheilt erhielt.

Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann. — Zugleich bringt mich die Nothwendigkeit, in die es mich versetzt, mich mit Ernst auf das Geschichtsfach zu legen, schneller zu einem gewissen Vorrath von Begriffen und erleichtert mir nachher die schriftstellerischen Arbeiten im historischen Fach." Ein Fixum, meint er, müsse ihm in nicht zu langer Zeit werden. Er gestand, er hätte doch auf seinem bisherigen Wege nicht dahin gelangen können.

Körner war wenig von dieser Post erbaut. Um so glücklicher waren Schiller's Eltern, die nun endlich den Sohn in die ersehnte „feste Stellung" einlaufen sahen und nicht minder glücklich die Freundinnen in Rudolstadt. Allerdings stimmten sie dem Dichter bei, daß der Abschied von den Musen schwer sein müsse, und Lotte meinte, nimmermehr dürfe der Historiker den Dichter kosten. Doch fanden sie so viel Begeisterndes und für ihn so vielen Nutzen im geschichtlichen Lehramt, daß Schiller nur mit ihren Worten gegen das Mißtrauen Körner's zu pariren brauchte. Zwar war es mit seinem Besuche in Rudolstadt zum nächsten Sommer vorbei, aber dafür war nun auch die immer drohende Reise nach Hamburg und die Rückkehr nach Dresden aufgegeben. Die Weisheit wollte lieber die dauernde Nähe, als den Sommerbesuch, und die Bequemlichkeit gab gern das Versprechen für beide, ihn in Jena zu besuchen. Er lachte herzlich über Lottens Bemerkung, daß es doch schöne Pfirsiche und Weinbeeren bei Jena gebe, und daß sie fortan die

Saale gemein hätten. Er klirrte noch einige Male mit seinen neuen Ketten, aber schließlich, wie es einem tapfern Menschen ansteht, erhob er den übereilten Schritt zu seinem festen Willen. Er wollte nicht mehr seine geistigen Ideale zum Broderwerb mißbrauchen. „Um glücklich zu sein, schrieb er an Lotte, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein.“ Es war freilich eine „heroische Resignation“, aber doch nicht auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, wie er noch schwarzsehend annahm.

Bei diesem ganzen Verlauf war unserm Dichter fast nichts so wichtig, als der Antheil, den Goethe an seinem Schicksal zu nehmen schien. Voller Freude meldet er jedes leise Zeichen davon den Schwestern. Die Götter Griechenlands, das wußten sie, hatte Goethe gelesen. Das Merkurheft, in welchem sie standen, hatte bei seinem Besuche in Rudolstadt gerade auf dem Tische gelegen. Er hatte hineingeblickt, hatte es mitgenommen. Karoline sah die Beiden schon unfehlbar verbunden. Unter allen Menschen war Keiner, nach dessen Urtheil und Beifall Schiller so geizte, Keiner, von dem er besser Wahrheit über sich hören zu können glaubte. Um ganz sicher zu gehen, umgab er Goethe mit Lauschern. Er erfuhr, daß Goethe sich mit Achtung über die Rezension des Egmont, zufrieden über die Götter Griechenlands ausgesprochen, nur zu lang habe er das Gedicht gefunden. Das waren freilich nur kärgliche Tropfen eines Urtheils. Aber Schiller sog sie begierig ein. Goethe's

Ansehen übte, wie Goethe's Werke seit seiner Knabenzeit, jetzt eine so fördernde Gewalt über ihn aus, daß er bei der Vollendung der Künstler vor Allem darauf bedacht war, durch eine klassische Form seines Werkes die starre Haltung des Meisters zu erschüttern.

Umsonst. Goethe vermied ihn. Goethe erklärte seine Abneigung später aus seiner Sehnsucht nach Italien und seinem gesteigerten Kunstprinzip, dem die neueren Dichterwerke hemmend in den Weg traten; eine wohlsoutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wage, das seien nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele gewesen. Neben Heinse's Ardinghello Schiller's Räuber, in welchen letzteren ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem, hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen. Er habe glauben müssen, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen, — auch seine Freunde, Meyer, Moritz, Tischbein, Bury seien ihm gefährdet erschienen.

In der That, erklärt ist Goethe's Widerwillen hiermit nicht. Wenn er auch an Fiesko, Don Carlos keinen Gefallen fand, die Götter Griechenlands, die niederländische Rebellion hätten ihm sagen müssen, daß hier bereits ein redliches Bemühen nach reineren Formen vorhanden sei. Die Gefahr für sein Kunstprinzip konnte Goethe ebenfalls

nicht so hoch anschlagen, da er selbst ein Paar Schritte ins Platte nicht scheute, um in seinem Bürgergeneral und seinen mannichfachen Opernversuchen sich dem Geschmack des großen Haufens zu akkommodiren. Ja, sogar der Berührungspunkte zwischen ihm und Schiller gab es bereits nicht wenige. So nah hing Egmont mit Don Carlos und der niederländischen Rebellion, so nah die Iphigenie mit den Schiller'schen Uebersetzungen zusammen. Und durch den Besuch eines der Männer, welche Goethe gefährdet hielt, trat es um diese Zeit klar hervor, daß von Schiller keine Gefahr drohte. Ernst Philipp Moritz, Schiller bereits von Leipzig her bekannt, hatte in Rom Goethe's Freundschaft gewonnen. Aus seinen Unterhaltungen mit Goethe ging eine kleine Schrift hervor, die ihrer Zeit ganz ungemeinen Einfluß auf die Aesthetik geübt hat. Goethe hat sein Eigenthum später reklamirt, und in der Schrift „über die bildende Nachahmung des Schönen" seine eigensten Kunstdogmen anerkannt.*) Die Idee Plato's vom göttlichen Ursprung des Schönen, die Shaftesbury ihm nachdachte, ehe noch Winkelmann daraus zum fruchtbaren Gedanken des Ideals gelangte, diese Idee fand sich in der Schrift von Moritz-Goethe aufs sinnigste und strengste ausgeprägt. Das Naturganze, wie es hier heißt, ist das höchste Schöne. Die Seele des Künstlers faßt dieses edle Ganze (die Idee, nach dem heutigen

*) Der Auszug, den Goethe in seiner Italienischen Reise von dieser Schrift gegeben, ist eben so wenig genügend, als der von Klischnigg mitgetheilte. Es lohnt der Mühe, sie selbst zu lesen.

Ausdruck) in dunkler Ahnung. Hat sie es einmal als Ganzes gefaßt, so kann sie sich — dies ist sehr wesentlich — nicht mehr mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur begnügen. Sie muß das Ganze nachschaffen, alle seine Verhältnisse in einen Brennpunkt fassen. Höchst wichtig sind, wie ich glaube, auch für die spätere Aesthetik Sätze, wie folgender, geworden: „Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist daher im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur, welche das noch mittelbar durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren Plan gehörte." Natürlich war in dieser Sendung der Kunst ihre ganze Nothwendigkeit ausgesprochen. Das Schöne ist nur um seiner selbst willen da, es wird durch den Genius frei von aller Rücksicht auf Nutzen und Schaden erschaffen. Der Schaffende, und nur der so Schaffende, hat den höchsten Genuß des Schönen. Und das Schöne kann nicht anders mitgetheilt werden, als indem es durch die nachschaffende Phantasie wieder von innen heraus gebildet wird. Solche Grundsätze waren das Resultat langen Nachdenkens und können hinlänglich die Meinung widerlegen, als ob Goethe nicht reflektirt und philosophirt habe, und Alles nur so empirisch bei ihm angewachsen sei.

Schiller las diese Moritz-Goethe'sche Schrift. Julius an Raphael sprach über die Kunstidee des Universums ungefähr, wie sie. Nur war in ihr die Anwendung auf die Kunst und den Künstler gemacht, dieselbe Anwendung, welche

Schiller im Begriff war, von den Ideen des Julius in seinen Künstlern zu machen. Moritz besuchte ihn, man gefiel sich gegenseitig besser, wie früher; Moritz sprach das seinerseits gegen Frau von Stein aus und Schiller bekennt, daß die erwähnte Schrift großen Einfluß auf seine Künstler ausgeübt habe. Auch in ihr wurden zwei Wege als die einzige Richtschnur zur Bildung des Künstlers angegeben: Studium des Organismus der Natur und Studium der Alten, als der Kunst gewordenen Natur.

In der That, es ist unbegreiflich, daß Moritz nicht bei seinem Wirth — er wohnte bei Goethe — eine Annäherung an Schiller bewerkstelligte, aber einen Punkt gab es, worin man prinzipiell und persönlich auseinander ging. Moritz-Goethe behauptete in jener Schrift, daß jedes Kunstwerk, so bald nur ein einziger Punkt an seiner Vollendung fehle, unter das Nützliche herabsinke. Diese makellose Vollendung bewunderte Moritz selbst an Goethe's Egmont. Goethe's öffentliche Abwehr jedes Tadels, eine Abwehr, die sich auf Angelika Kaufmann berief, läßt uns vermuthen, daß ihn dieses Bewußtsein der Vollendung in Bezug auf Egmont ebenfalls durchglühte. Wer nun nicht im Stande war, das von der Natur durch den Genius erschaffene Kunstwerk aus sich heraus wieder so nachzubilden, wie es vom Genius empfangen war; wer nicht den Gesichtspunkt fand, von wo aus die innere Vollendung des Kunstwerks allein angeschaut werden konnte, der wurde von der Gnade dieses Evangeliums ausgeschlossen. Und in diesem Falle befand sich Schiller nicht blos dem Egmont

gegenüber, er sprach es gegen Moritz offen aus, daß es auf diese Weise überhaupt kein vollkommenes Kunstwerk gebe. Damit hatte er vollkommen Recht, aber um so größer war dann sein Vergehen, daß er an Egmont Unvollkommenheiten rügte, die mit seinen Schönheiten so innig zusammenhingen, als Goethe mit — Goethe. Wie nichtsnutzig aber mußten nach Goethe's Dogma Schiller's Produkte erscheinen! der nur erst in großen kühnen Strichen die Hauptsachen hinstellte, worauf es beim Drama ankam und ewig ankommen wird! Ja was sollte Goethe selbst zu den „Künstlern" sagen, die ihm neben den übrigen Werken Schiller's nur als ein Wollen ohne Können, als eine Forderung erscheinen konnten, die sich am wenigsten zu einem Gedicht eignete? Das verkannte Goethe, daß die Natur einen andern Mann zum Erhabenen, einen andern zum Schönen braucht. So fern, so nah standen sich diese Beiden. Nur so ist es zu erklären, daß sie so lange getrennt blieben, nur so, daß sie sich so innig verbanden. Beide hegten die würdigste Vorstellung von ihrem Beruf, daß die Idee (Schiller's Urania) es ist, die im Künstler schafft. Beider Kunst war rein von Egoismus, sie suchten nicht voreilig und unablässig den Kitzel der Kunst, nachdem die erste Wonne der Zeugung gestillt war. Sie suchten zuerst die Vernunft und die Schönheit des „Ganzen", der Eine in der Geschichte und Philosophie, der Andere in der Naturwissenschaft und beide in den Alten. Dieser reine Ernst, diese selbstlose Hingebung an die Idee, mußte sie zwingen, zuerst einander zu achten, und die

Schönheit, die sich ihnen zum Lohn für ihr treues Ringen nach Wahrheit ergab, mußte sie in gegenseitiger Liebe und Bewunderung vereinigen.

Für jetzt war auch Moritz ein unabsichtliches Werkzeug, sie von einander zu entfernen. Während Zeus-Goethe die Welt weggab, für Moritz, bald auch für den Kapellmeister Reichard, welcher die Claudine von Villa Bella komponirte, Gunst und Gastlichkeit hatte, während er für einen mittelmäßigen Maler, aber trefflichen Menschen und treuen Kunstforscher, Heinrich Meyer (aus Stäfa bei Zürich) schon für den Sommer 1789 eine hübsche Besoldung und eine künftige Anstellung ausmachte, blieb Schiller als geistiger Widersacher abgestoßen. Wer wird es Schiller verargen, daß, als er allmählich entdeckte, Goethe's Antheil an seiner Berufung sei rein amtlicher Natur oder so gut wie keiner gewesen, er sich schmerzlich getroffen fühlte. „Oefters um Goethe zu sein, schreibt er am 2. Februar an Körner, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. — — Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." Körner rief ihm zu: „Du kannst keck mit dem Gefühl anch' io son' pittore vor ihm auftreten."

Schiller, das Gebiet der Ideen bald über=, bald unterschätzend, antwortet: „mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft aufbieten will. Er hat weit mehr Genie, als ich; und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt.“ Auf solche übertriebene Selbstverkleinerung schreibt Körner mit Recht: „daß Goethe mehr Genie hat, als Du, zweifle ich sehr.“ Er sucht den Grund der niederen Vollendung Schiller's in der ungeduldigen Gluth des Ideals, die das Einzelne und Kleine noch versäume. Worauf denn Schiller mit herrlicher Offenheit herausgeht: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Er beklagt, daß sich das Verlorene nicht mehr einholen lasse. „Aber ich habe noch guten Muth, schließt er, und glaube an eine glückliche Revolution in der Zukunft.“ Er wußte, daß er sich „ein Drama nach seinem Talent“ geschaffen, was ihm kein Anderer nachmache, und wenn er dahin alle Kräfte lenke, so werde er immer Kunstwerke schaffen, die sich neben andern sehen lassen könnten,

Mit diesem Bewußtsein gab er sich zur Ruhe und in folgendem Bekenntniß liegt der ganze Adel seiner Seele, liegt ein zu allen Zeiten gültiger Grundsatz: „Im Ernst, schrieb er am 25. Februar 1789 an Karoline von Beulwitz, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche Deine Kräfte. Wenn Jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und Andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne."

Bis dahin mußte sich seine unerwiderte und grollende Liebe mit Huber's Mittheilung trösten, daß Goethe's Mutter sehr von Schiller begeistert sei. Und Goethe — war der Sohn seiner Mutter.

Schiller begann nun seine Herkulesarbeit. Es ist eine traurige Lust, ihm zuzusehen. Er begann sie ohne Hülfe anderer Götter, als Bertuch's und seines Verlegers. Aber als er die Arbeit zur Hälfte gethan, war er ein verlorener Mann. Seine Gesundheit war für immer gebrochen.

Schiller mußte das Amt sich durch dasjenige Elend erkaufen, wovor es ihn schützen sollte, er mußte für Geld schreiben. Und er fing das, jener Annahme zum Trotz, daß ein großer Dichter im praktischen Leben ein Pinsel sein müsse, ganz vortrefflich an. Schon lange Zeit trug er sich mit dem Plan,

in der Weise einer damals in London erscheinenden Memoirensammlung ein fortlaufendes Werk herauszugeben. Zunächst französische, später englische Memoiren aus dem Gebiet der Geschichte sollten übersetzt, fürs Publikum lesbar gemacht und jedem Bändchen sollte eine universalhistorische Einleitung vorangeschickt werden. Schiller theilte diesen Plan dem spekulationslustigen Bertuch mit und dieser, die Vortheile rasch erkennend, schaffte ihm in dem Buchhändler Mauke zu Jena einen zahlungsfähigen Verleger. Der Herausgeber konnte nun entweder selbst übersetzen oder Handlanger anstellen, die, mit einem Theil des ganzen Honorars zufrieden, ihm noch einige Prozente übrig ließen. So bezahlte das Publikum dem neuen Professor sein Quellenstudium und damit zugleich den Ueberblick über eine Menge dramatischer oder historischer Stoffe. Außer diesem Geschäft, das ihm täglich nur drei Stunden kosten sollte, stand ihm seine alte gute Muse Thalia getreulich zur Seite, welche Göschen mit erneutem Eifer betrieb, da er gestand, daß von allen seinen Verlagsartikeln — und darunter waren Goethe's und Wieland's Werke — die Arbeiten Schiller's am besten gingen. Auch den Merkur hielt Schiller sich offen. Im Januar 1789 erschien die Novelle „ein Spiel des Schicksals", wozu Rieger's Geschichte den Stoff gab. Freilich verlor er durch die schlechten Beiträge, die Wieland aufnahm, bald alles Interesse dafür. Endlich hoffte er auf die Herausgabe seiner Vorlesungen, auf historische Arbeiten und — die Kollegiengelder. Seine Briefe an Körner gleichen in dieser Zeit einer Anweisung zum Addiren mit

kleinen Summen. Er hoffte kühnlich aus seinen Schulden zu kommen, denn „der Magisterquark“ und die Forderungen der fünf fürstlichen Kanzleien (Altenburg wurde noch mit bezahlt, wenn es auch mit Gotha verbunden war) für Expeditionsgebühren fanden ihn nach dem fleißigen Winter „nicht ganz blank.“ Sein Amt kostete vorläufig über 60 Thaler. Im März erhielt er seine förmliche Berufung als außerordentlicher Professor. Sein letzter Gruß an die Musen — niemals hatte er größere Lust, ein Drama anzufangen — waren die Künstler. Sie erschienen im Märzheft des Merkur, gerade ein Jahr nach den Göttern Griechenlands. Noch ein Streifzug ins Land der Poesie mit dem Plan zu einer Friedericiade, zu welcher Körner verleiten wollte. Dann ging er Mitte März nach Jena, miethete eine Wohnung und machte sich mit den Erfordernissen seines Amtes bekannt. Schütz rieth ihm, im ersten Semester nur ein publicum zu lesen, Schiller wählte dazu die Einleitung in die Weltgeschichte und bald prangte am schwarzen Brett sein Anschlag: Fridericus Schiller publice introductionem in historiam universalem hora nondum definita sed justo tempore indicanda proponet. Von Jena reiste der neue Professor noch einmal nach Rudolstadt, sich am Sonnenblick der Liebe zu erfrischen. Auch dort fand er eine Professur angetreten. Die chère mère zog als Erzieherin aufs Rudolstädter Schloß, um zwei junge Prinzessinnen zu bewachen, und ließ die eigenen Töchter arglos unten zurück, sie sollte bald erfahren, welchem Räuber zur Beute.

Am 11. Mai siedelte Schiller nach Jena über. Er freute sich seiner drei in einanderlaufenden ziemlich hohen Piecen mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und zwei Sophas, freute sich seiner kunstvollen Schreibkommode, die er sich für zwei Carolin machen ließ. Er rechnete etwa 480 Thaler zu gebrauchen, das war freilich nur möglich bei einem Mittagsessen, welches seine Wirthinnen, zwei ledige Jungfern, für zwei Groschen herstellten. Der Umgang mit seinen Kollegen gefiel ihm, das Jenenser Frauenzimmer fand er aus begreiflichem Vorurtheile abscheulich.

Am 26. Mai bestand er das gefürchtete „Abenteuer auf dem Katheder." Er hatte bescheidentlich das mittelgroße Auditorium Reinhold's gewählt. Es konnte 80 bis 100 Menschen fassen. Schiller's Stunde war Abends von 6 bis 7. Er wartete bei Reinhold den Zeitpunkt ab. Aber schon um 5½ Uhr hieß es, das Auditorium sei voll. Und noch sah Schiller, mit klopfendem Herzen am Fenster stehend, die Studenten Trupp auf Trupp die Straße heraufkommen. Das wollte gar kein Ende nehmen. Die Menge wuchs noch immer, schon war Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt, ganze Haufen gingen wieder zurück. Jetzt wäre weitergetriebene Bescheidenheit Verbrechen gewesen. Es blieb nichts übrig, als das größte Auditorium zu wählen, welches in Jena aufzutreiben war. Dies war Griesbach's. Den Studenten ward ein Umzug vorgeschlagen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, in hellem Zuge, die Johannisstraße hinunter. Die Bürger dachten, es brenne. Die

Schloßwache kam in Allarm. Was ist denn? Was giebts denn? schrie es überall. „Der neue Professor wird lesen.“ Nach einer Weile ging Schiller, von Reinhold begleitet, dem Strome nach. Es war ihm, als ob er Spießruthen liefe. Als er ankam, war das Auditorium, das 400 Menschen faßte, voll, der Vorsaal voll, der Flur voll, bis an die Hinterthür. Man saß, man stand auf den Subsellien. Ein lautes Pochen, das Zeichen des Beifalls, empfing ihn. Der Anblick der Menge gab ihm wunderbare Kraft. Der Anfang seines Vortrags war eine Parallele zwischen dem Brodgelehrten und philosophischen Kopf, in seiner Lage eine kecke Abwehr falscher Ansprüche und zugleich ein Glaubensbekenntniß des Geschichtslehrers, welches immer noch beschworen werden darf. Er las, und las mit einer Sicherheit und Stärke, daß man jedes Wort an der Thür hören konnte. Sein Vortrag machte Eindruck. Am Abend geschah, was bei einem neuen Professor ohne Beispiel war. Eine Nachtmusik mit den dazu gehörigen Vivats aus den kräftigen Kehlen der Musensöhne bezeugte, daß Körner Recht hatte zu behaupten, die Universität Jena habe schon an dem Namen Schiller mehr gewonnen, als Schiller an der Universität Jena.

IV.

Liebesmühe.

Schiller war nun im Joche. Sein Lehren war in Wahrheit ein Lernen. Und beim Lernen ward ihm seine Materie unter den Händen wichtiger, als er sie für den Lehrzweck brauchte. Aber er war im glücklichsten Humor. Die Freunde trugen ihn auf Händen, der Neid ward wenigstens nicht laut. Und einige goldne Bilder künftiger Freuden standen vor seiner Seele. Körner sehnte sich, den Freund wiederzusehen, der sich so wacker durchkämpfte. Mit Schiller's steigender Thätigkeit war ihr brieflicher Austausch immer gehaltvoller geworden. Viele Fragen waren mündlich zu durchsprechen. Durch die rastlosen Fortschritte des Freundes immer wieder aus seinen herabziehenden Amtsverhältnissen emporgerufen, hoffte Körner sich noch zum Schriftsteller zu machen. Man wollte sich in Leipzig ein Rendezvous geben, dann sollten Körner's noch mit nach Weimar und Jena kommen. Auch auf Huber's Zureise hoffte man, der, seit Anfang 1788 in Mainz als Gesandtschaftssekretär angestellt, jetzt in regem Verkehr mit Forsters lebte. Forster, welcher Beiträge zur Thalia lieferte, und von Huber längst „des sechsten Bechers" für würdig gehalten wurde, wollte mitkommen. Indessen die Reise unterblieb, und statt dieser beiden führte Schiller

zwei andre Personen dem Freunde zu, welche des Bechers vor Allen werth waren.

Die Schwestern im Saalthal hatten im Winter fleißig geschrieben. Es waren keine Billets mehr, es waren Briefe. Auch die ausgezeichneten Frauen unsrer Zeit müssen vor diesen Briefen gestehen, daß es den besten ihres Geschlechts im vorigen Jahrhunderte ernstlich um Bildung zu thun war. Was lesen diese beiden Schwestern Alles und wie lesen sie es! Lotte übersetzt Gesänge aus Ossian und Karoline Stücke aus Ovid's Metamorphosen und Schiller muß kritisiren. Sie lesen den Oedipus zu Kolonos, den Agamemnon, bald kommt Shaftesbury's schöne Weisheit, bald Gibbon's römische Geschichte, jetzt die Schriften des Königs von Preußen, jetzt die Oeuvres morales de Diderot, jetzt Müller's Schweizergeschichte zur Sprache. Was Schiller noch nicht kennt, darauf leiten sie ihn hin. Ihnen sendet er Körner's Briefe, des Mannes, den er ihnen längst in seiner ganzen Bravheit und Tüchtigkeit geschildert hat. Und nicht etwa blos genascht wird an den Büchern. Als Lotte einmal, weil sie krank ist, zu wenig ausführlich über Moritzens oben genannte Schrift schreibt, kanzelt sie der Herr Rath sanft herunter, und sie macht im nächsten Briefe ihr Versäumniß durch ein wärmeres Resumé wieder gut.

Im Cid heißt es: des Weibes Fehler ist des Mannes Schuld. Wenn man gerecht sein will, so liegt die Exzentrizität und die Verirrung einzelner Frauennaturen aus jener Zeit, wo sie nicht Schuld unglücklicher Verhältnisse und krank-

hafter Anlagen war, zum größten Theil an der Richtung selbst der ausgezeichneteren Männer. Sie beherrschten die Literatur wie das Leben. Es ist nicht von dem schwächeren Geschlecht zu verlangen, daß es sich, zur Liebe geboren, zum Tadel erkühnt. Aber es giebt Frauennaturen, die es dürfen, ohne von ihrer Schönheit zu verlieren. Nicht sie sprechen, die Natur spricht aus ihnen. Es ist, als ob sie sich die sanfteste Stimme gewählt hätte, um zum Herzen des Mannes zu dringen. Von der letztern Gattung, das lehren uns diese Briefe, war Lotte von Lengefeld, von der erstern Karoline. Goethe sagt einmal, daß Schiller von Fraueneinfluß abhängig gewesen ist. Man wird aus diesen Briefen ersehen, in wie weit das wahr ist. Schiller war damals sehr weltbürgerlich gesinnt. Karoline war es mit ihm, sie meint, man könne gelegentlich aus dépit deutsch sein, den Franzosen gegenüber, wie der Tempelherr Christ ist. Schiller schreibt an Lotte, sie darüber verspottend, daß sie Winkelried's That, welche er eine Ferocité nennt, bewundert: „ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind." Was antwortet Lotte? „Es war kein Anfall der Wuth, in der er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich erwogene That, er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten, — daß er es nicht unüberlegter Weise that, sieht man daraus, daß er in dem letzten Moment ihnen noch zurief: Sorget für mein Weib und meine Kinder, treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts. Nennen Sie es nicht Ferocité

— bitte." Ist das „bitte" nicht prachtvoll? — Und dann fährt sie bescheiden fort: „ich möchte rechte Beredtsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können, wie Sie, um Sie zu überzeugen." Karoline schließt sich liebesklug an sein Jetzt an, in Lotten ruhte seine Zukunft. Karoline war mit Wilhelm von Humboldt wahlverwandt, Lotte mit Goethe, der sie schon jetzt herzlich liebte. Karoline reflektirt mit Schiller über die Grenzen des Romans und der Geschichte, sie empfindet das Allgemeine, den Geist aus Diderot's Schriften, sie urtheilt fertig und nimmt gern selbst einen künstlichen Ausdruck an. Solch ein verschwommenes Wort, wie Karolinens: „in allem Irrthum bleibt uns doch die Liebe ewig Wahrheit!" wäre nie aus Lottens Feder gekommen. Lotte holt sich aus den Büchern zunächst, was ihr paßt, sie freut sich, daß Friedrich II. den Giftbecher dem Elende vorziehen will, sie freut sich, daß Diderot die Freundschaft zwischen Eltern und Kindern lobt, und ist traurig, daß manche Schriftsteller von den Frauen so niedrig denken. Sie klagt sich an, früher eitel gewesen zu sein, jetzt hatte sie einen Widerwillen gegen allen Schein. Sie hätte streng erscheinen können, wenn sie weniger bescheiden war. Während Karoline mit Schiller aus dem Leben hinaus denkt, lebt in Lotten eine schöne Erdenfreudigkeit, die Quelle einer zufriedenen Stimmung. Sie schaut wohl ahnend nach dem funkelnden Orion, „aber, schreibt sie, die Welten da droben, die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es ist viel Gutes darin." Schiller klagt über das rauhe Klima. Lotte rühmt tröstend

„die Widerstandskraft, die solche Hemmnisse erwecken.“ Ich überlasse meinen Leserinnen, die Rollen in Schiller's späteren Dramen mit Lotten, Karolinen und Frau von Kalb zu besetzen. Sicherlich würde Lotten die Thekla und die Jungfrau zufallen.

Gewiß, diese Briefe mußten Schiller's anfängliche Wahl bestätigen. Aber gerade durch diese Briefe, welche so alles Persönliche verloren und gleichsam immer nur zwei verschiedene, oft unmerklich verschiedene Seiten der Sachen darstellten, um die es sich fast allein handelte, schwammen ihm die Bilder der beiden Schwestern in ein liebenswerthes Geschöpf zusammen. Wie schwer war es, aus dieser rein gestimmten Dreiheit etwa in eine Zweiheit mit der praktischen Tendenz der Ehe überzugehen! Jetzt mußte Schiller fürchten, durch einen Antrag letzterer Art die schöne Unbefangenheit des Bundes zu trüben. Zugleich scheute er sich, ein Opfer zu fordern. Ein solches war es und damals ein heroisches, wenn die Adlige einen Bürgerlichen heirathete. Lotte stand vor keiner leichteren Entscheidung. Ein jedes natürliche Mädchen weiß, wie es sich zu einem schüchternen Liebhaber zu verhalten hat. Lotte liebte Schiller bereits mit aller Innigkeit ihres Herzens. Aber das freie Spiel ihrer Empfindungen war gehemmt. Trotz mannichfacher Siege war sie zu bescheiden, um an die Liebe des Genius zu glauben. Schiller theilte ja, wie es schien, seine Neigung zwischen den Schwestern. Und Karoline schien ihren Antheil mit besondrer Leidenschaft anzunehmen. Wahrlich, nur die zärtliche Liebe, welche Lotte der Schwester zollte, konnte es verhindern, daß sie nicht in Karolinen die Ursache

dieser Theilung anklagte. Sie beschied sich, mit der Schwester vereint wenigstens die Freundschaft Schiller's zu besitzen, da sie die Seine zu werden nicht hoffen konnte. Durch diese Resignation erschien sie kalt und hemmte wieder Schiller's offneren Ausdruck. In diesem wunderbaren Kreislauf waren die beiden Liebenden gefangen.

Es ist klar, die Leitung, die Entscheidung dieses ganzen Verhältnisses lag in der feinen Hand Karolinens. Auch sie hatte ohne Zweifel einen innern Kampf zu bestehen. In ihr mischte sich Klugheit, Rücksicht auf die Verhältnisse, Schwärmerei, Pflichtgefühl mit dem innigsten Liebesbedürfniß, welches fast in gleicher Stärke mehreren Personen zugewandt war. Welche von jenen Eigenschaften in ihr zumeist wirkte, genug, die That zeigte, daß sie die Entscheidung so getroffen, wie es Allen am liebsten war. Sie gab Lotten den Mann ihres Herzens, Schiller eine edle Gattin, der Mutter einen Professor zum Schwiegersohn, und sich selbst behielt sie, was sie besaß: Schiller's Freundschaft, und errang den Genuß derselben, indem sie sich später von ihrem Gatten trennte und längere Zeit mit den geliebten Beiden zusammen lebte. Ja, sie führte unserm Dichter, indem sie gleichzeitig eine zweite Heirath betrieb, in Wilhelm von Humboldt und ihrem angebeteten Dalberg zwei Verbindungen zu, welche für ihn von größter Bedeutung wurden.

Verfolgen wir rasch diesen Faden von Karolinens Gespinnst und sehe sich der Leser nur vor, in dem Wirrwarr der verschiedenen Charlotten und Karolinen sich zurecht zu finden.

In Erfurt lebte, wie meine Leser bereits wissen, Karoline von Dacheröden, die Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden. Sie war der geliebte Schützling von Frau von Beulwitz, ein warmblütiges, äußerst feinsinniges Geschöpf, von den glänzendsten Anlagen selbst zur strengeren Wissenschaft. Sie las Griechisch wie ein Philolog. Aber sie war kränklich, auch sonst körperlich gehemmt und damals zwischen zwei Anbetern unentschieden. Sie zu trösten, ihr Freude, Glück, Aufheiterung und womöglich den ihrer würdigen Lebensgefährten zu schaffen, hielt Frau von Beulwitz für ihre heilige Pflicht. Bei Frau von Beulwitz hatten sich die Bewerber zu präsentiren. Ein Sohn von Sophie la Roche hatte das bereits im Sommer 1788 gethan. Aber ein anderer Bewerber erhielt den Vorzug. Wilhelm von Humboldt, protegirt von dem Bunde sentimentaler Frauen in Berlin, als deren geistvollste und thätigste Henriette Herz verehrt wurde, jung, unabhängig, bereits mit Forster befreundet und durch Reisen geschult, klassisch gebildet, sah in Therese Forster sein Ideal von einer Frau so vollkommen erfüllt, daß er daran verzweifelte, für sich noch irgend ein ähnliches Glück zu finden. In Berlin wußte man Rath. Karoline von Dacheröden korrespondirte mit den Berliner Frauen, ebenso wie Frau von Beulwitz, aufs Emsigste, und in Karolinen, sagte man Wilhelm von Humboldt in Berlin, werde er eine zweite Therese finden. Die Leitung des Ganzen wurde der Frau von Beulwitz in die Hand gegeben, Humboldt zeigte sich in Rudolstadt im Winter 1788—1789, und fand Gnade vor ihren Augen. Karoline von Dacheröden sollte die Som=

mermonate im Bade Lauchstädt bei Halle zubringen. Da Schiller in Jena zu besuchen, Körner mit Schiller in Leipzig zu treffen war, so bot sich für Frau von Beulwitz eine Badereise nach Lauchstädt als die beste Gelegenheit, vieles auf einmal zu betreiben, zumal Herr von Beulwitz mit seinen prinzlichen Zöglingen auf lange Zeit in die Schweiz verreiste. An Kränklichkeit hatte sie leider immer so viel übrig, daß ihr eine Badereise nicht schaden konnte. So gingen denn die Schwestern Anfang Juli zuerst nach Jena, sahen dort Schiller, zu ihrem Bedauern in anderer Gesellschaft, und von neugierigen Augen beobachtet. Von da reisten sie nach Burgörner, dem Dacheröden'schen Gute, wo sich Humboldt und la Roche bereits eingestellt hatten. Die geistige Ueberlegenheit Humboldt's trat hier entschieden hervor, doch kam es zu keiner Erklärung. Die drei Freundinnen fuhren nach Lauchstädt. Man hielt sich einsam, las viel und erwartete Anfang August mit Sehnsucht Schiller's Ankunft. Dieser war durch das halb vereitelte Wiedersehen in Jena über alle Maaßen aufgeregt. Er kam, und am 3. August, Morgens, wie es scheint, nicht in Lottens Gegenwart, gab Karoline ihm auf seine schon längst verhüllter und klarer ausgesprochenen Liebesgeständnisse noch immer verhüllte Hoffnungen, aber doch die Gewißheit, daß Lotte ihn liebe. Unbestimmt genug muß in der That auch jetzt noch Karolinens Ausdruck gewesen sein. Denn von Leipzig aus, wohin Schiller noch denselben Tag reiste, schrieb er sofort: „Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, sagen Sie mir's, daß Lotte mein sein will, daß ich sie glücklich machen

kann." Und an Lotte: „Ist es wahr, theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen und aus Ihrem Herzen beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? — bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keinem andern Bilde mehr dachte, als unter dem Ihrigen."

Und hierauf erst schrieb Lotte: „Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet." Sie hatte auch jetzt nur Gefühl „an Inhalt reicher als an Worten." Das „ewig Ihre treue Lotte," sie hat es wahr gemacht.

Wenn mich nicht Alles täuscht, so habe ich die Verhältnisse aufgefaßt, wie sie waren.

Nun führte Schiller die Schwestern nach Leipzig, wo Körner's ihrer warteten. Schiller hatte im ersten Rausche des Wiedersehens dem Freunde Alles mitgetheilt. Nach dem, was Schiller ihm noch vor Kurzem geschrieben, mußte Körner von dem fertigen Verlöbniß nicht wenig überrascht sein. Körner konnte nicht heucheln. Nur wenige Stunden waren ihm gegeben, die Vortrefflichkeiten der Braut und ihrer Schwester einzusehen. Und in diesen Stunden waren die Liebenden fast nur mit sich beschäftigt*). Es trat ein Entfremdungsstoff in die Freundschaft, der erst lange nachher ganz ausgeworfen wurde.

---

*) Ungedruckter Brief Körner's an R. Z. Becker.

Körner's reisten mit Schiller nach Jena und Weimar, ohne rechten Genuß und ohne die alte Herzlichkeit.

Aber Schiller war glücklich, so überschwenglich glücklich, daß er kaum diese Entfremdung empfand. Wußte er doch, wie unberechtigt Körner's kühle Haltung war. Ja, jetzt, als er wieder allein in Jena weilte, jetzt brach der Jubel über sein Glück in so vollem Strom hervor, daß man aus ihm erst begreift, was dem Manne gefehlt hatte. Die Gewißheit, daß Lotte sein Weib sein will, statt daß ein Andrer sich nun ärmlich mit diesem Besitz von der Schwester zurückgezogen hätte, bewirkt bei ihm, daß er überreich alle Liebkosungen des Bräutigams auf Karolinen überträgt. Nun beginnt erst jene wunderbare geistige Doppelbrautschaft, die einzig dasteht unter allen ähnlichen Verhältnissen. Als müßte er Karolinen doppelt im Ausdruck seiner Liebe ersetzen, was ihr seine Ehe nothwendig entziehen mußte, schließt er sie wieder und wieder in seine zärtlichsten Betheuerungen ein. Er stellt eine Trennung ihrer Dreiheit als unmöglich dar. „Mein ganzes zeitliches und ewiges Glück ist an diesem einzigen Haare befestigt und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren." Rudolstadt ist ihm sein Mekka, seine Liebe, seine Religion, sein Prophet. Er malt immer wieder die Zukunft aus. Wie unschuldig, wie ätherisch sind diese Bilder! „Du, Karoline, bist am Klavier, und Lottchen arbeitet neben mir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, sehe ich Euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein,

daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wieder finde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von diesem himmlischen Paare verfliegt unser goldenes Leben." Und so unbefangen waren diese Menschen, daß Lotte in diesen Ton einstimmt: „Gewiß, schreibt sie, werden wir es nie bereuen, alles Glück unsres Lebens auf Deine Liebe gesetzt zu haben." Schiller entzieht Lotten darum nicht, was ihr allein gehört. Er erklärt seine ursprüngliche Neigung zu ihr, sein durch ihre scheinbare Kälte zurückgedrängtes Geständniß und um so offner bringt ihm die Braut ihr ganzes Herz entgegen: „Reich in Deinem Geiste wird der meine sich freuen, dem Fluge des Deinen zu folgen und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe uns blühen. Welche Aussicht für die Zukunft. Mein künftiges Leben steht nun hell und lachend vor mir."

Aber Lotte konnte ruhig der Zukunft sich freuen. Schiller strebte bald ungeduldig, Alles zu vollenden. Ein Aufenthalt von mehreren Wochen in Volkstädt während der Herbstferien 1789 gab ihm die Wonne des Zusammenlebens zu kosten. Als er im Oktober nach Jena zurückkehrte, fand er die Einsamkeit, wie die Gesellschaft dort unerträglich. Auch seine Amtsverhältnisse zeigten ein um so widrigeres Antlitz, je lachender sie zu Anfang gewesen waren. Als die Studenten bezahlen sollten, war ihr Enthusiasmus verflogen. Er trug durch seine zu späte Ankündigung und durch die Wahl einer ungünstigen Stunde zum Theil selbst die Schuld. Sein Kolleg über römi-

sche Geschichte (von Erbauung der Stadt bis zum Fall des Reiches im Occident) war kaum von dreißig Zuhörern besucht, von denen ihn nur zehn bezahlten*). Dazu mußte er arbeiten, daß ihm kaum Zeit blieb, an die Schwestern zu schreiben. Der Mutter wagte man nicht eher Eröffnungen zu machen, als bis Schiller's Existenz gesichert war und hierzu schien Jena immer weniger der Ort zu sein. Ein Vorfall verleidete ihm seine Stellung vollends. Ein Professor Heinrich empfand es als Titularprofessor der Geschichte übel, daß Schiller sich auf der jetzt herausgegebenen Antrittsvorlesung Professor der Geschichte titulirt hatte. Der Akademiediener hatte den Titel der Rede, welche am Buchladen angeklebt war, abgerissen. Schiller ließ untersuchen, mit welchem Recht, befand sich selbst aber thatsächlich im Unrecht. Er fand jetzt seine Stellung nutzlos, beklagte bitter, seine goldene Freiheit aufgegeben zu haben. Von Körner vollkommen in diesen Klagen bestärkt, machte er Pläne, Jena zu verlassen. Er blickte nach Berlin, Wien, selbst Mannheim, überall hin, wo Akademien besoldete Stellen hatten. Ja, durch Karolinens Vermittelung wandte er sich mit direkter Bitte an einen Mann, der wenigstens für die Zukunft viel zu versprechen hatte. Der schon genannte Reichsfreiherr Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, seit 1772 Statthalter zu Erfurt, seit 1778 Koadjutor von Kurmainz, war derjenige Kirchenfürst, welchen der nach menschlicher Berechnung bald zu

*) Das erste Honorar bekam er von einem Studenten aus der guten Stadt Bernburg.

erwartende Hintritt des Kurfürsten von Mainz zu dieser glänzenden Machtstellung erheben mußte. Seine politischen Absichten, die bereits bei Gelegenheit des Don Carlos zur Sprache kamen, ruhten auf dem Grunde eines reichen und wohlwollenden Herzens und einer schöngeistigen Phantasie. Forster hielt ihn freilich für einen verkappten Jesuiten. Von seinem Geist bezaubert, bemerkte der Weltumsegler in seinem vollendet schönen Gesicht einen Zug weibischer Sinnlichkeit. Dalberg hätte so gern, mit Haym's Worten zu reden, „durch wissenschaftliche, ästhetische, moralische Kultur einen Mustermenschen aus sich gemacht: — hätten nur die Götter nicht vor die Tugend den Schweiß gesetzt." Aber so wenig Dalberg's Charakter sich auf der Tenne der Zeit als ächtes Korn bewährte, für Schiller war seine bloße Protektion ein wirkliches Gut und sichert Dalberg unter seinen fürstlichen Genossen, die in späterer Zeit nicht einmal eine ordentliche Spreu ausmachten, das dankbare Andenken der Nachwelt. Dalberg versprach, wenn auch noch unbestimmt, Schiller seine Protektion und warf mit dieser lichten Aussicht die Jenenser Lage vollends in tiefen Schatten.

Und hätte Schiller nur für sich selbst und seine Ehre zu sorgen gehabt! Karoline von Dacheröden war gefährlich erkrankt, sie hatte bereits versprochen, in den Armen der Frau von Beulwitz zu sterben*), da erholte sie sich plötzlich und gegen Weihnachten 1789 durfte Schiller, man möchte sagen, im Schweiße seines Angesichts hoffen, „daß auch Karoline von

---

*) Frau von Beulwitz an R. Z. Becker, ungedruckter Brief.

Dacheröden für ewig ihnen angehöre," indem Frau von Beulwitz nun ernstlicher die Heirath mit Humboldt, der sich bisher ziemlich plastisch=diplomatisch verhalten hatte, bei dem Präsidenten von Dacheröden (in den Briefwechseln Papa genannt) betreiben durfte. Ja, die losen Vögel dachten sogar an eine Heirath des Präsidenten und ihrer eignen Mutter! Welche Gluth! Welche Geschäftigkeit! Noch nicht genug. Um dieselbe Zeit hatte Schiller zwei Scheidungen zu überlegen, die Scheidung der Frau von Kalb — davon nachher — und der Frau von Beulwitz. Denn diese sollte und wollte durchaus mit dem geliebten Paare zusammenleben. An diese Bedingung knüpfte Schiller für jetzt noch seine Heirath.

Es ist nicht zu verwundern, wenn Lotten mitunter auf dieser Höhe ein wenig schwindlig wurde. Noch am 6. April 1789 hatte sie an Fritz von Stein in Bezug auf die bekannte Sage vom Grafen von Gleichen geschrieben: „Sehen Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist, denn wir glauben, daß es wahr sein könne, daß ein Mann existirt habe, der zwei Frauen so lieben kann und der der ersten Geliebten doch immer getreu geblieben ist, wie Graf Gleichen." Jetzt wankte sie etwas in diesem Glauben. Schiller mußte sie beruhigen. „Du kannst fürchten, liebe Lotte, schrieb er, daß Du mir aufhören könntest, zu sein, was Du mir bist. So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! — — Unsre Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit — —, wie könnte ich mich zwischen Euch meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eignen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn mein Gefühl für Euch Beide, für Jedes von

Euch nicht die süße Sicherheit hätte, daß ich dem Andern nicht entziehe, was ich dem Einen bin. — — Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte, aber ich wünschte nicht um Alles, daß Du anders wärst, als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen, Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und *mein* Geschöpf mußt Du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude vorweggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen. Wie schön ist unser Verhältniß gestellt von dem Schicksal. Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele."

Und die Weisheit war weise genug, zu fühlen, daß dies keine Schmälerung ihres Glückes sei, und wartete ruhig und mit richtigem Gefühle der Zukunft. Bald war sie es, die ihrem ungestümen Verlobten wieder Ruhe zusprechen konnte, ja ihre hingebende Liebe söhnte ihn so weit mit seinem harten Geschick aus, daß er alle seine vergangenen Leiden für nichts rechnete, daß folgende, wahrhaft rührende Worte seinem Herzen entströmten: „Wie gut, daß ich nicht gelitten habe! daß der Keim zur Freude und Liebe noch unversehrt in meinem Herzen lebt, um sich an dem Eurigen zur Blüthe zu entfalten." Schiller gab Lottens Empfindung auch etwas nach, er verzichtete jetzt auf ein sofortiges

Zusammenleben mit Karolinen, die Scheidungsfrage und seine Bewerbung sollten nicht zugleich auf die Frau von Lengefeld einstürmen. Er bat jetzt, Lotte möchte mit ihm allein in Jena leben, und war überglücklich, als Lotte zustimmte. Er hatte so tief vom Zaubertrank der Liebe getrunken, daß der Wahnsinn des Verlangens nicht länger zu ertragen war. „Ach, so klagte er, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen!" Jetzt wurde alle Hoffnung plötzlich auf den Herzog von Weimar, auf ein kleines Gehalt gesetzt. Frau von Stein konnte dazu verhelfen. Sie hatte zugleich großen Einfluß auf die chère mère. Ihr vertraute Lotte das ganze Geheimniß. Aber Frau von Stein war durchaus gegen die Heirath. Sie stellte Lotten vor, sie werde an Schiller einen kranken Mann haben. Sie beschwor sie, sich nicht ins Unglück zu stürzen. Nur, als Lotte sich unerschütterlich fest zeigte, versprach die Freundin gerührt ihre ganze thätige Theilnahme. Es galt vor Allem den Herzog zu gewinnen. Frau von Beulwitz, immer dem großen Augenblick höherer Schlachtpläne gewachsen, erkannte, daß in Weimar die zu nehmende Hauptfestung war. Hier war sie auch der zweiten Aktion in Erfurt näher; denn die Einfädelung der Dacheröden'schen Ehe wollte immer noch nicht gelingen. Von Weimar aus konnte zugleich im Sichern die chère mère und „der Papa" bestürmt und vom Koadjutor besser eine feste Zusicherung er=

schmeichelt werden. Frau von Beulwitz hielt einen Aufenthalt in Weimar dringend nöthig, und bald hatte Schiller das Vergnügen, den Wagen der Schwestern zu Pferde gegen Abend die Schnecke hinauf zu eskortiren. Bekanntlich ein halsbrechender Weg, so daß Frau Griesbach und ihre Gevatterinnen in dieser Begleitung keinen neuen Stoff für den nächsten Kaffee finden konnten. Auch seine nun erfolgenden Reisen nach Weimar wußte er schlau durch die Begleitung Andrer zu maskiren. Alles war im besten Gange. Auf einmal, Karoline muß Zauberei verstanden haben, entwickelte sich plötzlich aus heitrer Luft ein neuer Plan, der wieder auf ein sofortiges Vereintleben aller Drei hinauslief. Schiller wollte nach Rudolstadt ziehen, er wollte entweder sein Jenenser Amt ganz aufgeben, oder doch auf eine Zeitlang sich Urlaub erwirken. Er hoffte fast, Karl August werde das Gehalt abschlagen. Das wäre Grund genug gewesen, Jena zu verlassen. Wohnte Schiller in Rudolstadt, so war auch die Scheidung der Frau von Beulwitz unnöthig, denn Schiller verstand es wunderbar, ein gutes Vernehmen zwischen den Gatten zu erhalten. Schiller dachte als Schriftsteller seine Freiheit und Existenz zu gewinnen, einen Hofrathstitel vom Herzog von Koburg zu erbitten. Auch Humboldt's konnten in Rudolstadt wohnen. Frau von Beulwitz hatte dann alle ihre Lieblinge vereinigt.

Mit diesem neuen Plane nun ward zuerst die chère mère von den Töchtern überrascht. Lotte schrieb ihr, sie

könne ohne Schiller nicht leben. Fast um dieselbe Zeit, wo diese Bombe bei Frau von Lengefeld platzte, übernahm Frau von Beulwitz, dem Kammerpräsidenten (Papa) mitzutheilen, daß Wilhelm von Humboldt sein Schwiegersohn zu werden wünsche. Sie schien, wie man fand, recht auserlesen, Heirathen zu stiften. Beide Anträge hatten den besten Erfolg. Schiller schrieb den 18. Dezember ebenfalls an Frau von Lengefeld und hielt mit innigen herzlichen Worten um Lottens Hand an. Als er zu Weihnachten wieder nach Weimar kam, erhielt er dort ihre Antwort, über die er alle Ursache hatte, gerührt zu sein. „Ja, schrieb sie, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen geben.“ Doch wünschte sie noch über Schiller's äußere Lage beruhigt zu sein, und — was freilich ein großer Querstrich war — den Plan auf Rudolstadt lehnte sie ab.

Nun galt es klugen Rath im Olymp der Damen. Nun mußte Schiller in Jena aushalten. Er fürchtete freilich für seine adlige Frau bürgerliche Platitüden, denn in Jena rächte sich der Bürgerstolz an dem Weimar'schen Adelstolz, indessen es mußte gewagt sein. Frau von Stein hatte inzwischen gehandelt. Der Herzog, welcher schon von Schiller's Verhältniß gehört hatte, fragte sie danach, sie entdeckte ihm die Wahrheit und ließ ein Wort von Pension fallen, das er nicht ungütig aufnahm. Jetzt schrieb Schiller geradezu an den Herzog und bat um ein Gehalt. Als er Tags darauf nach Weimar ging, ließ Karl August ihn rufen,

und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu zeigen, aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht setzte er hinzu, daß 200 Thaler Alles sei, was er zu bieten vermöge. Schiller antwortete, das sei Alles, was er zu haben wünsche. Da verlor der Herzog seine Verlegenheit. Er bezeigte sich über die Heirath erfreut. Als die Liebenden Tags darauf bei der Stein zu Mittag aßen, kam er selbst und sagte vergnügt der Frau von Stein, „daß er doch das Beste zu der Heirath hergebe, das Geld.“ Nun war die chère mère beruhigt und noch eine andere Aussicht machte sie doppelt zufrieden. Dalberg versprach, an seine eigene Zukunft auch die Schiller's zu knüpfen, er vertraute Karoline von Dacheröden, und diese sagte es hübsch weiter, daß, wenn er Kurfürst werde, er Schiller ein Jahrgehalt von 4000 Gulden geben wolle. Der großmüthige Dalberg! Der glückliche Schiller! Man träumte schon von einer Kolonie schöner Seelen in der herrlichen Gegend von Mainz. Leider kamen die Mainzer Klubbisten ihnen noch zuvor. Bei einem persönlichen Besuche Schiller's im Februar wiederholte Dalberg seine Versprechungen und malte zur unendlichen Freude der Schwestern ein noch vorhandenes allegorisches Bild zu Schiller's Hochzeit: Hymen vorstellend, der den Namen der Verlobten in eine Baumrinde schneidet. Wie geistreich! Wenn Hymens Beine auch etwas gegen die Anatomie verstoßen, so hatte doch der Baum schöne grüne Blätter. Um gegen Lottens Adel etwas in die Wagschaale zu legen, bat

Schiller den Herzog von Meiningen um einen Hofrathstitel, den er auch bereitwilligst erhielt. Schiller's Eltern waren überglücklich, das Aufgebot konnte vor sich gehen.

Aber so ganz ohne Wermuth sollte Schiller den Wonnebecher nicht trinken. Körner, da es zur Hochzeit ging, machte einen Fehler, der oft den gescheutesten Freunden passirt, er schrieb mit einer zweifelnden und rathenden Miene, die Schiller tief verwunden mußte. Schiller antwortete den 13. Januar 1790, wie sich's gehörte: „Wenn ich, schrieb er, vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stelltest Du Dich vielleicht etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden, — und vielleicht gestehst Du dann selbst, ein schönes Herz, und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen wozu viele Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte.“ Körner hielt die Hand des Freundes fest, aber er sagte ihm doch: „ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie. Sie sind in Deinem Charakter nothwendig und mit andern Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein, und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine

solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.“ Schiller wies auch solchen leisen Vorwurf zurück, die Freunde verstanden sich bald wieder.

Nicht so bald, nicht so leicht heilte eine andre Entfremdung. Es ist Zeit, eine Frage zn beantworten, die jedem Leser längst aufgestiegen ist, die Frage: wo blieb Schiller's Verhältniß zu Frau von Kalb?

Gehen wir einige Zeit zurück. Als Schiller nach Weimar gekommen war, knüpfte er seine Rückkehr nach Dresden an die Möglichkeit, daß Frau von Kalb ihn begleite. Allein daß dieser so eigne, so hochgesinnte Seelenbund wieder dieselben Gefahren in seinem Schooße trug, welche des Dichters Weggang von Mannheim mitveranlaßt hatten, geht sehr bald aus seinen Briefen an Körner hervor. „Unser Verhältniß, schreibt er am 8. August 1787, ist wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. — Wir haben mit der Ahnung des Resultats angefangen und müssen jetzt unsre Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. — — In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist.“ Charlotte war nach der stürmischen

Freude des Wiedersehens fast jedem Gefühle abgestorben. In solcher Verfassung war sie, als Schiller ihr den Don Carlos vorlas. Wie viel gab er damals auf eine Zustimmung zu dieser Arbeit! „Die Wirkung, schreibt er an Körner, die der Carlos auf Charlotten gemacht hat, war mir angenehm, doch fehlte es ihr, weil sie krank und schwach war, oft an Sammlung des Geistes. Des Königs sogenannter Monolog hat auf sie erstaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich gleichsam auf sie berechnet habe, wovon ich Dir gesagt, erreichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Szene mit dem Könige that viel auf sie, aber Alles faßte sie nicht beim ersten Lesen. Auf sie wirkte die Schönburg'sche Szene recht sehr, aber auch sie verstand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derselben wollte.*)

Man sieht, die Wirkung war eine getheilte. Zudem kannte Charlotte den Dichter Gotter, war eine treue Anhängerin Anna Amalia's. Schiller zerfiel mit dem ganzen Kreise, in dem Charlotte zu leben gezwungen war.

In dieser Zeit war es, wo er an einen Freund schrieb: ein weiblicher Freund ist keiner. Er hätte auch schreiben können: wird leicht eine Geliebte. Als er im Dezember 1787 von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, war Herr

*) Die Schönburg'sche Szene hat nichts mit dem Herrn von Schönberg zu thun, wie G. Kuhlmey vermuthet. (Persönliche Mittheilung des Herrn von Schönberg, welcher 88 Jahre alt (1858) noch lebt. Seine Bekanntschaft mit Schiller datirt erst von 1792.) Gemeint ist wohl Act IV., Sz. 21.

von Kalb dort anwesend. „Ich weiß nicht, schreibt Schiller an Körner, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann.“ Das heißt, die alte Eifersucht meldete sich und klärte ihn über die egoistische Beimischung seiner Gefühle auf. Nun war von dem Dresdner Plan keine Rede mehr. Lotte von Lengefeld kam nach Weimar.

Es ist keine Andeutung weder in den Memoiren der Frau von Kalb, noch sonst wo, daß sie Schiller's Frau zu werden wünschte. Ich glaube das auch nicht. Sie hatte ihre Ehe mit Rücksicht auf ihre Schwester geschlossen, jetzt fesselte sie ihr Sohn noch stärker an dieses Band. Noch war das Familiengut nicht hoffnungslos verloren. Sie war freilich, wie Elisabeth im Don Carlos, nicht stark genug, die Schmach abzuwehren, die ihr bei dieser neuen Anwesenheit ihres Mannes drohte, ja sie erschien sogar überreizt vergnügt. Aber Schiller empfand diese Zustände als eine Zerstörung für die Freundin. Und wenn sie gebrochen von diesen Wirrsalen, oft dem Wahnsinn nahe, dann um so hastiger und gluthvoller zu dem Freunde zurückkehrte, um an der Unschuld seiner edlen Interessen sich wieder zu erholen und zu erheben, wer wird es Schiller verargen, daß er nicht den Stein gegen sie aufhob? Nur stellte er ihr mit scharfem Ausdruck die Nothwendigkeit einer gänzlichen Trennung von ihrem Gemahl dar. Er schrieb ihr, nach ihrer Erzählung, von Volkstädt im Frühjahr 1788: „Wir wissen längst

von uns, wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar, wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen. Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur die Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzt wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen sein können und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten." Charlotte erkannte in diesem Brief die Stimme des Freundes. Der höchste Lebenszweck schien ihr erreicht, wenn „mit erhöhtem Frieden die bekannte Bahn (natürlich der Freundschaft) wieder betreten würde. Aber, schreibt sie, ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf, und wodurch wir Beide aus ihr schieden." Sie schrieb ihm, sie fürchte den Kampf mit der Gesellschaft, die Unruhe und Unsicherheit solches Verhältnisses. Er müsse persönlich nach Weimar kommen, um ihr den Entschluß zu geben, seinem Willen zu folgen.

Es vergingen Wochen, Monate, Schiller antwortete nicht. Als Frau von Kalb nach langem schmerzlichen Harren nochmals bei ihm anfragte, hatte er keine Entschuldigung und verwies auf mündliche Unterredung. Jetzt schrieb er

an Körner (20. Oktober 1788) über Charlotte: „ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein edles geistvolles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen." Es war dieselbe Erfahrung, die er in Mannheim gemacht. Er strebte nach geraden klaren Verhältnissen, um seine Kräfte zu konzentriren. Ihr Einfluß löste diese Einheit auf.

Als seine lange Villeggiatur vorüber war, besuchte er sie. Schon sprach das Gerücht von einer schönen Rudolstädterin, die ihn gefesselt. Schiller brachte einen Brief von Lotte von Lengefeld, worin letztere um Charlottens Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen, bekennt Frau von Kalb, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt." Sie sprach zu Schiller heftig erregt: „ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsre Ansicht für unsre Zukunft und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig Briefe überlästig sind." So empfindlich Schiller durch diese Aufwallung gereizt war, so konnte er ihre Annahme eines erklärten Verhältnisses widerlegen. Charlotte gewann wieder Vertrauen. Als Schiller nach Jena ging, wechselten sie Briefe, so viel die schon halb Erblindete vermochte. Im Sommer 1789, nachdem er in Lauchstädt sich verlobt, kam er mit Körners nach

Weimar und führte sie zu Charlotte. Schiller erschien ihr sehr weich, wie einer, der zu bekennen, zu vertrauen hatte. Unglücklicher Weise schwieg er und schwieg noch, als Frau von Stein und Andre Alles wußten. Er ging nach Jena zurück, und dann in den Ferien nach Volkstädt. Wieder hatte er mit Frau von Kalb verabredet, sie solle sich mit ihrem Manne wenigstens in ein bestimmtes Verhältniß setzen. Sie konnte jetzt kaum selbst noch schriftlich eine solche Sache führen, Schiller hatte ihr seinen Beistand zugesagt. Er allein wußte um ihre Verhältnisse. „Sie verlangt, schreibt Schiller am 6. November 1789 an Frau von Beulwitz (von Jena aus) und konnte es auch mit allem Rechte von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über diese neue Lage mit ihr berathschlagen sollte — und bei Gott, ich konnte diese Woche nicht weg.“ Er bat Frau von Kalb, sie möchte nach Jena kommen und um es schicklicher zu können, in Gesellschaft von Korona Schröter geradezu bei ihm vorfahren. „Ist sie rücksichtsvoll, schreibt Schiller an Karoline von Beulwitz, so wasche ich meine Hände, denn ich werde durch die Nothwendigkeit, und sie blos durch ein Vorurtheil verhindert.“ Charlotte von Kalb, durch dieses Vorurtheil wirklich gehindert, wohl auch erwägend, daß Schiller so eben vier Wochen in Volkstädt gewesen und jetzt nicht einen Tag für sie übrig hatte, kam nicht. Jetzt erschienen plötzlich die Brüder von Kalb in Weimar. Die Trennung kam zur Sprache. Die Brüder wollten in

Alles willigen, aber nur unter der Bedingung, daß Charlotte ihnen den Sohn mitgebe. Das vermochte sie nicht über ihr Herz zu bringen und so blieb Alles, wie zuvor. Sie ward krank unter diesen Erschütterungen. Das Gerücht trug ihr Schiller's Verlobung zu. Als die beiden Rudolstädter Schwestern im Dezember 1789 nach Weimar kamen und sie besuchten, zeigte sie sich in ruhiger Haltung, aber Schiller traute ihrer Eifersucht das Aergste zu. So oft er nach Weimar kam, sie besuchte er nie. „Lieber zehnmal schreiben, war sein Wort an die Schwestern, als einmal kommen." Jetzt hielt sich Charlotte nicht länger. Sie machte ihm die heftigsten Vorwürfe; sein Schweigen war eine tiefe Kränkung geworden: „er solle die giftigen Zungen nicht die Wahrheit haben reden lassen." So schrieb sie, und er verrieth es den Schwestern, und setzte hinzu: „Leidenschaft und Kränklichkeit haben sie oft an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Sie erhält jetzt keine Briefe mehr." Frau von Kalb erbat sich nun ihre Briefe zurück. Schiller, als er im Februar (1790) nach Erfurt reiste, übergab sie ihr eigenhändig und meldete ihr seine Verlobung. Sie war außer sich. Das erfuhr sie zuletzt. Das erfuhr sie vierzehn Tage vor seiner Hochzeit. Stolz und Schmerz rissen sie zu den Worten hin, „er irre sich sehr, wenn er ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, jenem ungeschickten Traum, der lange nicht mehr in ihrer Erinnerung sei (ihrem künfgen Zusammenleben), zusammenbrächte." Schiller berichtete

dies sofort an die Schwestern und setzte hinzu: „sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.“ Das war aus dem „edlen geistvollen Geschöpf“ geworden.

Heinrich von Kalb ging im März 1790 nach Paris, um mit Graf Fersen die Flucht des Königs einzuleiten. Charlotte hatte abermals große Summen unterschrieben, sie sah ihren Besitz rettungslos schwinden. „Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß — wo find' ich einst die ernste Ruh.“ So fragte sie in dumpfer Erstarrung hinauf. Und sie durfte sich nicht einmal nach dem Tode sehnen. Sie fühlte sich — entsetzlich in ihrer Lage — abermals Mutter. Ihre Bedrängnisse zu mehren, wird um diese Zeit ihre treuste Dienerin in ihrer Gegenwart vom Wahnsinn erfaßt. Noch hat sie einen Trost, Schiller's Briefe. Sie beschließt, sie zu ordnen. Indem sie dies und wieder ein andres theure Blatt mit schwachen Augen durchirrt, überkommt sie der Gedanke: wenn das in fremde Hände käme! Welche schmähliche Mißdeutung könnte das Reinste finden! Ihre innere Vernichtung raunt einem aufsteigenden Entschluß Beifall zu und während Thränen ihren Augen entströmen, überläßt sie Blatt auf Blatt zögernd den Flammen.

„Wie aus dem Himmel fielen diese klaren Blüthen nieder,
Nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf.“

In diesen Versen legte Charlotte nach vielen Jahren ihre Gefühle nieder. Nach vielen, leidensvollen Jahren! Ja, wenn schnell fertige Kritiker dieser Frau auch nichts Ausgezeichnetes zugestehen, das müssen sie anerkennen, daß sie ausgezeichnet unglücklich war. Sie vergötterte Jean Paul, als er nach Weimar kam, er nahm diese Vergötterung an, sie ließ sich zu einer schriftlichen Werbung hinreißen, die fast jede Frau, nur mit den Augen, auszusprechen pflegt, und er belohnte ihre kühnen und freien Aussprüche, die nach seinem Zeugniß mit der würdigsten Haltung im Leben gepaart waren, indem er Charlotten als Linda im Titan brandmarkte.*) 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens. 1806 erschoß sich, nach leidenschaftlichen Verirrungen, ihr Gemahl in München. Sein ältester Sohn folgte ihm auf diesen dunklen Pfad.**) 1820 erblindete Charlotte gänzlich und lebte in den dürftigsten Verhältnissen, bis sie auf Verwendung der Prinzessin Marianne von Preußen im königlichen Schlosse zu Berlin eine Wohnung erhielt, wo sie am 12. Mai 1843, fast 82 Jahre alt „die ernste Ruhe fand.“

Ihr Geist blieb bis zu ihrem Ende theilnehmend allem Großen zugewandt. Goethe, Herder, Knebel, Hufeland,

---

*) Die beste und vollständigste Darstellung dieses Verhältnisses findet man im Weimar'schen Jahrbuche I, 372 von Hermann Sauppe (im ersten Bande durch einen Druckfehler als J. Sauppe citirt).

**) Kirchenbuch zu Waltershausen im Grabfeld.

Fichte, Varnhagen waren mit ihr zum Theil sehr innig befreundet, Hölderlin und Rahel ihre begeisterten Bewundrer.

Und Schiller? Konnte er so unritterlich sein, ein Weib wirklich zu verachten, dessen Freundschaft er mindestens angenommen hatte? Nimmermehr! Leidenschaft konnte ihn maaßlos verleiten und wohl Allen, die sich tugendhaft genug fühlen, ihn zu verdammen. Aber er kannte dafür auch, was den Untadligen fehlt, die Süßigkeit der Versöhnung. Schon in den nächsten Jahren und aus Schiller's Dichtung kam der lösende Strahl. Charlotte war wunderbar von der Elegie (dem Spaziergang) ergriffen. Auf ihr Urtheil berief sich Schiller bei Humboldt. Sie war die Pathe seines zweiten Sohns. Mit Rath und That blieb er ihr nah bis an seinen Tod. Wenn Schiller zwei entgegengesetzte Urtheile über eine Persönlichkeit ausspricht, so ist das positive immer der wahrste Ausdruck seiner Seele. So ist's beim Herzog von Würtemberg, so bei Charlotten. Und folgender Brief Schiller's mag schließlich meine Auffassung dieses Verhältnisses rechtfertigen. Charlotte hatte nach der Aufführung des Wallenstein in besonders herzlicher und ergreifender Weise an Schiller geschrieben. Schiller antwortete: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein reingefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten." Er erinnert sich der ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft. „Nicht durch das, was ich war

und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin."

Achtes Buch.

Späte Lehrjahre.

Februar 1790 bis 1795.

I.

Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Wir verließen Schiller dicht vor seiner Hochzeit. Nachdem er mit den beiden Schwestern aufs Angenehmste drei Tage in Erfurt zugebracht, eilte er am Sonntag den 21. Februar mit ihnen nach Jena. An demselben Tage wurde das Brautpaar „ein vor allemal" proklamirt. Schiller wollte alles Geräusch vermeiden, das Geheimniß wurde glücklich gewahrt und am Montag den 22. reisten die unzertrennlichen Drei wieder ab, um Frau von Lengefeld einzuholen, welche ihnen von Rudolstadt entgegenkam. Nun ging's zurück nach dem dicht vor Jena gelegenen Dorfe Weningenjena, und in dem Kirchlein dieses Dorfes führte der Adjunkt Schmidt, ein kantischer Theologe, Nachmittags 5½ Uhr die Verlobten bei verschlossenen Thüren in den Ehestand. Schiller, der etwas Furcht vor der Hochzeit gehabt hatte, nannte das im Briefe an Körner einen kurzweiligen Auftritt. Lotte vergaß das Kirchlein nicht, sie hat es gezeichnet.

Schiller hatte die Ansicht thatkräftiger Menschen, der größte Segen der Ehe sei, dem Manne die freie Entfaltung seiner Kräfte zu sichern. Daß ihm dieser Segen wurde, bezeugt die Reihe unsterblicher Werke, welche er in der Zeit seiner

Ehe schuf, Werke, welche nur auf dem Grunde der höchsten, ja zum Theil einer spielenden Gemüthsfreiheit zu denken sind.

Und dennoch hat man daran gezweifelt, daß Schiller's Ehe glücklich war. Hofmeister fand die Stelle in den Idealen bedenklich:

„Ach allzuschnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit."

Er meinte, Schiller's großer Geist habe nicht in die Schranken der Häuslichkeit gepaßt, Lotte sei ihm auch wohl nicht geistig ebenbürtig gewesen. Die angeführte Stelle lautete anfangs:

Der Minne süßen Traum entführte
Ach allzu schnell der Hore Flug.

Auf Humboldt's seltsamen Rath wurde „Minne" in „Liebe" verwandelt *). Aber die Intention Schiller's tritt in der ersten Lesart deutlich hervor. Endlich ist jenes Gedicht aus der wehmüthig gefaßtesten Stimmung heraus, mit ähnlicher dichterischer Uebertreibung, wie die Götter Griechenlands geschrieben. Und was konnte dem damals schon gebrochenen kranken Manne Besseres werden, als der Freundschaft leise zarte Hand, die des Lebens Bürden liebend theilte, die es möglich machte, daß „Beschäftigung", das will hier sagen, uninteressirte Thätigkeit mit dem Bewußtsein einer unendlichen Aufgabe, ihn erquickte und tröstete. Und das war doch vor Allem Lottens liebe, treue Hand. Wahrlich nur der raffinirten

---

*) H. und Sch. Briefwechsel, S. 175.

und beschränkten Kritik haben solche Stellen unnütze Gedanken gemacht. Im deutschen Volk ist die unsinnige Betonung: die Leidenschaft flieht, die Liebe m u ß bleiben, nicht ausgeheckt. Das Publikum versteht seinen Schiller so sehr viel besser. Im Publikum lebt auch die Vorstellung, daß Schiller's Ehe eine sehr glückliche gewesen sei, und diese Vorstellung ist die allein richtige. Schiller hat die Ehe, die durch die Lüderlichkeit der Höfe und Schöngeister im vorigen Jahrhundert in Mißkredit gekommen war, durch sein Beispiel für die höchsten Machtstellungen des Geistes wahrhaft zu Ehren gebracht.

Aber Karoline? fragt mancher Leser, der die Vorrede zum literarischen Nachlaß Karolinens gelesen hat *). Was wurde aus der Doppelbrautschaft? Wenn Schiller in der That etwas von einer geistigen Doppelehe träumte, so sah er bald ein, daß dergleichen ein Unding ist. Die Ehe ergreift im natürlichen Menschen den ganzen Menschen. Das ist ihre Gewalt, ihr Gewissen, die unermeßliche Wichtigkeit gesunder und freigeschlossener Ehen für die Gattung. Es kommt etwas darauf an, wie die sittliche Verfassung des Menschen

---

*) Die Herausgeber jenes Nachlasses deckten das unschuldige Falsum auf, welches Karoline beging, indem sie das „Ihr" in Schiller's Briefen an die Schwestern in ein „Du" verwandelte. Aber die Herausgeber haben unwissentlich noch ein größeres Falsum begangen, da sie die Briefe Lottens und die entsprechenden Schiller's nicht besaßen. Sie wären nach dem Erscheinen von „Schiller und Lotte" dem Publikum eine Erklärung schuldig gewesen.

beschaffen ist, wenn er als Naturwesen auftritt. Die Sitte der Kulturvölker, welche zunächst aus Gründen der Ordnung verlangt, daß der Mensch mit der Außenwelt in Harmonie, mit den Gesetzen in Einklang stehe, sie spricht damit das tiefste physiologische Gesetz aus. Menschen, welche die Gattung erneuern, sollen eine ungebrochene Einheit sein. Daß Schiller ein solches Gesetz und jedes Vergehen dagegen als eine Schuld empfand, bezeugt die tiefsinnige, freilich von keinem Ausleger verstandene Motivirung in der Braut von Messina. Es handelt sich hier um einen Theil von Schiller's Moral, der mit Goethe's sittlicher Zartheit in den Wahlverwandtschaften zusammentrifft, einer Zartheit, wofür unsere gelesensten Kritiker freilich kaum ein Verständniß zu haben scheinen.

Karoline wohnte die ersten Monate in Jena, aber nicht einmal mit dem Paare in einem Hause. Und als sie im Sommer nach Rudolstadt zurückging, um mit Beulwitz wieder vereint zu leben, brach Schiller's Herz nicht. Seine Briefe an sie, wie an alle Freunde, schlagen sofort einen ruhigen, jovialen Ton an, die Schwärmerei hatte ein Ende. Karoline war ihm fortan nichts mehr, als eine verständnißvolle Freundin. Ja, in einem Briefe an Goethe spricht er ihr später sogar alle ästhetische Kultur ab. Und das war begreiflich, denn sie entbehrte längere Zeit die Schule seines täglichen, unabläßig fortschreitenden Verkehrs, eine Schule, welche Lottens Blick, wie er schon von Natur unbeirrter sah, immer klarer und sicherer und ihr Urtheil über die Werke der Ro-

mantiker und des späteren Weimarischen Dichterhofs (an dem sie deshalb nicht beliebt war) streng und, wie wir urtheilen, durchaus gerecht machte*). Karolinens Verhältniß zu Wilhelm von Wolzogen, der später zur Diplomatie überging, gestaltete sich immer inniger, sie ließ sich von Beulwitz scheiden und heirathete schon 1794 den Vetter.

Wie Schiller das neue, so heiß und ernst ersehnte Glück genoß, hören wir von ihm selber. Sechs Tage nach der Hochzeit schreibt er an Körner: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt. Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt, nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin.“ Nach beinahe zwei Jahren schreibt er: „mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie (Lotte) um mich ist, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre.“ Und acht Jahre nach der Hochzeit: „Ihr, Humboldt's und meine Frau sind die einzigen Menschen, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können.“

---

*) Vgl. Düntzer. Briefe von Schiller's Gattin &c. S. 178 &c.

Nichts beweist aber — es ist nöthig, diese Materie bis zur Ermüdung des Lesers zu erschöpfen — so sehr für die Harmonie dieses Verhältnisses, als die Aussagen eines Zeugen, welche von Karl Hofmeister dagegen angeführt sind. Ich nehme bei Gelegenheit dieses Erweises einige andre Lebensverhältnisse des Dichters mit, um meine Erzählung durch solche Dinge nicht um einen einzigen Schritt zu versäumen. Wiewohl Schiller anfangs mit den Jenenser Kollegen, Schütz, Hufeland, Paulus und seiner Frau, Griesbach's, in freundlichem Verkehr blieb, nur mit Reinhold wollte sich kein Verhältniß gestalten, so liebte er doch vor Allem solchen Umgang, in dem er sich zwanglos erholen durfte, bei welchem er sich nicht bewacht fühlte. Die Jugend, die, durch keine Berufseinseitigkeit verengt, mit voller Frische dem Ideale nachstrebte, welches er in seiner Schilderung des philosophischen Kopfes an den Eingang seines Hörsaals gestellt hatte, konnte auf sein wärmstes Entgegenkommen rechnen und ersetzte ihm durch persönlichen Verkehr den Mangel, welchen er als vom Universitätslehrer unzertrennlich erkannte, den Mangel einer durch Diskussion zwischen Lehrer und Schüler gewonnenen Ueberzeugung, daß das ausgestreute Samenkorn im Herzen des Schülers aufgegangen sei. Manche unter diesen Jünglingen wurden seine Hausfreunde. So der lebhafte, Schiller ganz hingegebene Graß, von Beruf Theolog, aber Poet und Maler seiner Neigung und seinen Talenten nach, der 1789 nach Jena gekommen war. So ein andrer Liefländer, der fleißige, besonnene, zartsinnige Behagl von Adlers=

kron, der, um sich vor der Gemeinschaft der Liefländer Landsmannschaft zu schützen, mit Bewilligung der Weimar'schen Regierung seinen Namen in le Bon veränderte (1790). Der damals achtzehnjährige von Hardenberg (Novalis), weich und schwärmerisch, war Schiller zu Rath und Ueberwachung vom Vater empfohlen worden (1790). Ein junger Mediziner, Benjamin Erhard, ein klarer, scharfdenkender und scharfredender Kopf, kam besonders Schiller's und Reinhold's wegen von Nürnberg (1790—1791) nach Jena. Sein Freund, der Fabrikbesitzer Baron von Herbert aus Klagenfurt, ein Mann von eben so großartiger Gesinnung als tragischem Geschick, war eigens hierher gewallfahrtet (ein deutscher Fabrikant!!), um durch das Evangelium Kant's seine Vernunft und sein Herz zu beruhigen. Auch der junge Dozent der Philosophie, der anhängliche Niethhammer, Andre, wie Hardegg, Hornemann, strebende Geister, schlossen sich herzlich an Schiller an, zwei Freunde Körner's, Husarenoffiziere, Thielmann und Funk, letzterer schriftstellerisch thätig, kamen wenigstens durch Besuch in geistige Berührung mit ihm und lasen später mit Begeisterung während der Kampagne 1796 seine ästhetischen Briefe. Ein Stammbuchblatt Schiller's, an Creuzer abgegeben, bezeugt eine andre Verbindung dieser Art.

Aber ganz nahe standen seiner Gattin und ihm besonders der junge Fritz von Stein, aus dem Goethe das wahre Muster eines liebenswürdigen, maaßvollen Jünglings erzogen hatte und Bartholomäus Fischenich, mit zweiundzwanzig Jahren bereits zum Schöffen in Bonn designirt und jetzt

zu seiner letzten Ausbildung in Jena verweilend. Fischenich wohnte in Schiller's Hause und hatte durch sein biederes feinsinniges Wesen das uneingeschränkteste Vertrauen beider Gatten. Lotte pflegte ihn, nach Art junger Frauen, ihren Sohn zu nennen, und erhielt, als Fischenich von Jena abging, während Schiller ihm gelegentlich die Resultate seiner wichtigsten Forschungen mittheilte, einen gemüthlich herzlichen Briefwechsel mit ihm aufrecht, in dem sich die ganze Seele der trefflichen Frau aufs treuste abspiegelt. Später, als Schiller sich mit Kant bereits tief und innig befreundet hatte, nahm ein Dr. Gros (1792—1794) aus Würtemberg die Stelle in Schiller's Umgang ein, die Fischenich's Abgang leer gemacht hatte. Im Winter 1792 lud Schiller solche Freunde zu einem gemeinsamen Mittagstisch ein. Noch immer besorgten seine Wirthinnen die Küche und Lotte hatte somit volle Muße zum Malen, Lesen und geistigen Mitleben. Aber Schiller, damals sehr kränklich, hatte das Bedürfniß, sich in größerer Gesellschaft zu erholen und durch das Gespräch auch an geistiger Ausbeute zu gewinnen, was er sich durch angestrengte Studien zu erarbeiten oft versagen mußte. Er traf die Einrichtung, daß mehrere Kantianer mit ihm aßen, und wenn er auch selbst, wie sein einmal als Gast in Jena einsprechender Jugendfreund Conz erzählt, wenig zur Unterhaltung beitrug, so hörte er doch zu und warf gelegentlich ein scharfes und treffendes Wort dazwischen. An diesem Mittagstisch, welchem Fischenich, Niethhammer, eine Zeit lang auch noch Fritz von Stein angehörten, ließ Schiller auch einen

jungen Studenten, Namens von Fichart und dessen Hofmeister, einen gewissen Göritz, Theil nehmen, und da Schiller sich gelegentlich mit Karten und Schachspiel die traurigen Tage einer langsamen Genesung kürzte, so ward ihm mancher nichtige Gesell durch die Gewohnheit vielleicht unentbehrlicher, als der gesunde Schiller erlaubt hätte. Das scheint mit jenem Göritz der Fall gewesen zu sein, denn von ihm stammen die von Hofmeister ohne Kritik des Zeugen aufgenommenen Aussagen. Ist es nun schon das Geschäft einer gemeinen Seele, ein junges Ehepaar auszulauern, so ist es wirklich eine ganz vorzügliche Gemeinheit, die Ausbeute dieses Geschäfts zu registriren. Das hat jener Göritz gethan. Und was hat dieser Tischgenosse der Götter, der eine scharfe Beobachtungsgabe so unedel verwandte, gesehen? Nichts, als daß Lotte die geduldigste, bescheidenste Frau von der Welt war, daß sie indeß den Fehler hatte, welchen Göritz an allen adligen Damen bemerkt haben will, sie behandelte ihre, Herrn Göritz sehr hübsch vorkommende Kammerjungfer schnöde und unfreundlich. Außerdem machte sie die Mode des Weimar'schen Hofes nach, sehr leise zu sprechen und schämte sich ihrer Anverwandten. Von Schiller erzählt Göritz: „Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens

um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Recht antworten können: „Und Du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?" Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz." Mehr wußte selbst ein Göritz diesem Paare nicht nachzureden. Wie schade, daß dieses glänzende Zeugniß für das durch solche Aufwallungen nicht beirrte, tiefe Verständniß zwischen den Gatten dadurch an Kraft verliert, daß die Aussagen des Herrn Göritz nicht zuverlässig sind *).

Hören wir endlich Lotten selbst drei Monde nach Schiller's Tode in einem Briefe an Fischenich: „Es hat Niemand, so fährt sie nach herzerschütternden Klagen fort, dieses edle, hohe Wesen so verstanden, wie ich, denn keine Nüance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären, zurecht zu legen, wie Niemand. — Ach, wenn er diesen Antheil an mir noch nimmt, den er stets nahm, wenn er auf solche Art mein Leben fühlt, wie es Menschen fühlen, muß er über das Schicksal, über die Nothwendigkeit trauern, die ihn von mir riß. Denn er muß fühlen, daß ich ohne ihn nicht leben

*) Göritz erzählt, daß Schiller beim Anfang und Ende des Kursus nie mit dem üblichen Stampfen des Beifalls empfangen sei, weil die Studenten ihn viel zu sehr geachtet hätten. Schiller schreibt an Körner das Gegentheil. II., 99.

kann und doch muß, so lange es das Schicksal gebietet. — Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eignen Wege gewann und ihn verstand, wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz, wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verband. Seine poetische Laufbahn, der ich leichter folgen konnte, als der philosophischen, hat auch unser Wesen noch fester an einander gefesselt. — Dies Alles ist nur für Ihr Herz, lieber Sohn! Ich würde zu keinem Menschen sonst so sprechen, so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich unersetzlich verlor, daß ich alle höhern Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen. — Sie sollen Zeuge meines Lebens sein; daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines solchen Geistes zu sein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Resignation auch zeigen will, daß ich meinen Geist an Schiller's Beispiel zu stärken verstand."

Wir sind mit diesen Worten schon über das Ende des erhabenen Kampfes hinaus gelangt, an dessen Anfang wir jetzt stehen, eines Kampfes, welchen nach kaum vollendetem ersten Freudenjahr seiner Ehe der Genius mit den unerbittlichsten Mächten des Lebens begann. Daß gerade Schiller das Schicksal oft als ein blindes, als die harte Nothwendigkeit empfand, ist es zu verwundern? Der Druck, die Noth hatten sich vergebens an ihm versucht, ein Sonnenblick des Glückes machte ihn

beides vergessen; die Begier, die Leidenschaft verschwanden wie die Furien vor dem „Hain der Diana,“ so nannte er seine Liebe; die innere Marter der Eifersucht und der Abhängigkeit vom Urtheile Andrer unterdrückte er mit der unbarmherzigen Energie seines Entschlusses; aber einen Feind hatte er übersehen, einen Feind, der seit den unglücklichen Mannheimer Tagen sein Opfer freilassen zu wollen schien, um es nun um so sicherer nachzuholen.

Schiller hatte, um aus seinen Schulden zu kommen, um dem geliebten Weibe noch einen gewissen Ueberfluß zu schaffen, auch um eine Reise zu seinen Eltern ausführen zu können, seit der ersten Woche, die ihm durch den Besuch seiner Schwiegermutter verloren ging, mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet. Ich kann, soll nicht der Zweck meines Werkes gänzlich verfehlt werden, nicht jede Frucht dieser Anstrengung einzeln mehr aufzählen. Dafür sind Bibliographien ausreichend. Was im zwanzigsten Jahre eines Dichters von Wichtigkeit ist, wird es im dreißigsten Jahre nicht mehr sein. Arbeiten, wie seine kleineren Rezensionen in der Jenaischen Literaturzeitung, sind nicht mehr Ereignisse seiner Seele. Der Reichthum gebietet hier so gut eine Auswahl, wie in den Ereignissen seines Lebens. Genug, daß Schiller in der Regel vierzehn Stunden schreibend und lesend täglich beschäftigt war. Zwar machten ihm seine Kollegien nicht mehr dieselbe Mühe, wie sonst. Schon im zweiten Semester sprach er frei und aus dem Stegreif, und wenn man ihm nach glaubwürdigen Zeugnissen auch an=

merkte, daß er gab, was er so eben empfangen, er wußte zu geben, er sprach mit Feuer und fesselte*).

Aber Schiller hatte mühsamere Arbeiten. Er hatte für Göschen's Damenkalender die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zu schreiben, er hatte für die historischen Memoirs, deren Herausgabe begonnen war, die Fortsetzung der universalhistorischen Uebersicht zu liefern und obenein die Thalia zu redigiren, für welche er einzelne Stücke seines unversalgeschichtlichen Vortrags druckfertig machte. Zum Ueberfluß lud er sich für den folgenden Winter noch drei Kollegia auf. Das hieß denn doch seine Kräfte zu stark anspannen und in diesem Winter brach der unermüdliche Mann zusammen.

Bevor ich seine Krankheit erzähle, welche einen traurigen Abschnitt in diesem Leben macht, will ich einen Blick auf Schiller's Laufbahn im Gebiete der Geschichtsschreibung werfen. Ohnedies erreichte sein ganz eigenthümliches Verdienst in diesem Gebiete den Höhepunkt, als er die Historie in der zarten Hülle eines Damenkalenders dem weitesten Leserkreise übergab.

Schon dieses Buchhändlerunternehmen zeigt, daß es dem deutschen Publikum von damals keineswegs so sehr am historischen Sinne fehlte, als uns manche Literarhistoriker glauben

---

*) Er las (Sommersemester 1790) privatim Universalgeschichte und ein publicum über den Theil der Aesthetik, welcher von der Tragödie handelt. (Dieses Semester fehlt im Jenenser Lektionskatalog ganz.) Im Winter 1790—1791 las er, laut dem Katalog, Europäische Staatengeschichte täglich von 2—3. Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit von 5—6, und außer diesen ein publicum, Geschichte der Kreuzzüge, Freitag 4—5.

machen wollen. Aber die deutsche Geschichtsschreibung lag bis zu den achtziger Jahren in den Banden der Fach- und Stubengelehrsamkeit. Erst mit Plank, Spittler, Justus Möser warf sie die alte Perücke ab. Dennoch konnten weder die Werke dieser Männer, noch Johannes Müller's Schweizergeschichte bei einem größeren Leserkreise den Ausländern, wie Robertson, Gibbon, Hume, Voltaire, den Vorrang abgewinnen. Und das aus dem einfachen Grunde, weil letztere interessante Stoffe interessant zu erzählen wußten. Die Phantasie des Lesers kam zu ihrem vollen Rechte.

Ein Dramatiker ohne Lust an geschichtlichen Stürmen ist ebenso wenig zu denken, als ohne den Sinn für das Gericht und die Vernunft der Geschichte. Ich habe an seiner Stelle erzählt, wie selbständig sich diese Eigenschaften in Schiller's Natur ans Licht arbeiteten. Die Sehnsucht eines großen Mannes ist immer ein Bedürfniß seines Volkes und so hatte das Fragment der niederländischen Rebellion einen ganz ungemeinen Erfolg, ja es war das erste Geschichtswerk, in welchem das Publikum die Vorzüge fand, welche es an den Ausländern bewunderte. Das Werk, auf sechs Bände angelegt, ward durch die Berufung Schiller's unterbrochen. Schiller dozirte Universalgeschichte. Von zwei Aufsätzen Kant's (in der Berliner Monatschrift), wahrscheinlich auch von Herder's Ideen angeregt, mit den mosaischen Urkunden, einigen Sammelwerken von Schmidt, Beck, Pütter, mit der Lektüre Robertson's, Bossuet's und seines Plutarch ausgerüstet, ohne Thucydides und Livius je gelesen zu haben, trat er auf das Katheder. Sein Vornehmen war das

ernsteste, von Dilettantismus war Niemand weiter entfernt, als er. Er wollte die deutsche Geschichte aus den Quellen studiren. Für ihn gab es schon keine Universalhistorie ohne die Verbindung der Geschichte des Handels, der Kunst, Philosophie, der Sitten und der politischen Geschichte. Aber auch hier wollte er lebendig, auf den ganzen Menschen wirken. Seine Antrittsrede erhob die Jugend mit Flammenworten über ein beschränktes Privatinteresse. Weit historischer denkend, als selbst Kant, als Herder und vollends Jean Paul, träumt er kein friedeseliges Utopien in fernster Zukunft. Die Vernunft und der Fortschritt sind ihm lebendige Thatsachen der Gegenwart, das Resultat der gesammten Vergangenheit. Den Endzweck einer Weltregierung läßt er gelten, aber er warnt vor einem verfrühten Hineintragen desselben in die Geschichte. Den Anfang der Menschheit konstruirt er im Geiste Kant's und faßt ebenso undogmatisch als tapfer den Sündenfall als ersten Schritt zur Freiheit. Aus den großen Individuen eines Moses, Lykurg, Solon rechnet er aufs Geistreichste, wenn auch im Zeitgeist befangen, den Geist der Nationen heraus, aber sein Blick ruht parteilos und warm zugleich auf dem athenienſischen Staatswesen. Von seinen Uebersichten, geistvollen Essay's, dachte er, daß Herder's Beifall sie wahrer beurtheile, als Körner's laues Zugeben. Einzelne Ansichten änderte er im Laufe seiner Studien, aber aus allen diesen Arbeiten spricht ein freidenkender, unerschrockener Geist, der ganze Mensch zum ganzen Menschen.

Schiller's Geschichte der Niederländischen Rebellion steht

bei den Belgiern noch jetzt in hohem Ansehen. Der gelehrte Sammler der Dokumente der Familie Oranien, Groen van Prinsterer, schreibt an seinen Landsmann van Hall: „Die Verdienste Schiller's werden vielleicht zu sehr von Ihnen verkleinert. Wo er Bor und Meteeren mit den spanisch und königlich Gesinnten hat vergleichen können, da ist es ihm immer möglich geworden, mancherlei Sophistereien, in die unsre letzten Schriftsteller gefallen sind, zu entgehen; und ich werde ihm dabei den historischen Takt, eine unschätzbare Gabe, obgleich sie bisweilen gefährlich werden kann, nicht absprechen." Professor Altmeyer, Lehrer an der Universität zu Brüssel, der selbst eine Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den Quellen bearbeitet hat, sagt: „Ich zitire diesen großen Schriftsteller gern. Er hat zuerst mit seinem prächtigen Talente unser 16. Jahrhundert populär gemacht, ein Talent, das besonders in seinen Gemälden und Porträts zu Tage kommt." Freilich Altmeyer ist so unparteiisch gerecht, daß er als Katholik offen gesteht: „Luther hat die Welt gerettet"*).

Die Tendenz, mit welcher Schiller schrieb, war eine ähnliche, aus welcher z. B. Dahlmann seine englische Revolution geschrieben hat. Würde man wünschen, er hätte dieses Werk, welches in den weitesten Kreisen mächtig gezündet hat, nicht verfaßt, weil er die Quellen nicht kannte, welche seitdem von Carlyle in Betreff Cromwell's aufgegraben sind? Wenn man

*) Vgl. deutsches Museum von Robert Prutz, 1853, Nr. 41. S. 547. Der treffliche Karl Grün hat sich ein wahres Verdienst erworben, mit diesen Zeugen für Schiller eingetreten zu sein.

bedenkt, wie wenig politische Anschauungen, ich sage nicht Begriffe, zu Schiller's Zeit in Umlauf waren, so ist es wahrhaft erstaunlich, wie hier sein künstlerisches Genie und sein politisches Pathos ergänzte. Und doch machte der Grund, der ihn zu dem Stoffe zog, „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Wettkampfe siegen," ihn nicht ungerecht gegen die ihm verhaßte Partei. Ja, seine Gerechtigkeit korrigirte im Laufe der Darstellung seine Begeisterung und lehrte ihn, weniger von der reinen Gesinnung der Menschen zu erwarten, als von der Menschheit im Ganzen.

Wenn man erzählt, daß Schiller den dreißigjährigen Krieg bis zur Breitenfelder Schlacht in sechs Monaten schrieb, so hat man eines jener Virtuosenstücke genannt, wie sie von Guido Reni, oder von Mozart und Diderot erzählt werden. Und doch, mit welcher Leichtigkeit, sonst einer Frucht der langen Arbeit, stellt sich der ungeheure Stoff dem Leser dar. Welche That des „publiciste allemand," wie ihn das französische Bürgerrechtsdekret mit Recht nennt! zur Zeit, wo ein Chaos in Europa im Anzuge war, wie es Deutschland in den dreißig Jahren durchwüthete, den Philistersinn, der den siebenjährigen Krieg vergessen hatte, im gewaltigen Bilde daran zu erinnern und die Jugend auf das Schlachtfeld zurückzurufen! Die Ansicht, „daß so viele große Männer aus dieser Nacht hervor-

gingen," hatte er aufgegeben*), aber die wenigen, die sie gebar, emporzuheben, damit das Volk sich an große Kräfte anschließen lerne und Namen und Titel nur respektire, wo sie mit dem Feldherrngenie eines Bernhard von Weimar, eines Mannsfeld verbunden erscheinen, das hielt er für eine Aufgabe, drängend genug, sie auch im Fluge zu lösen. Wenn diese Epoche einmal, nachdem tausende von fleißigen Vorarbeiten vorliegen, ein ganzes Leben und einen ganzen Mann in Anspruch nimmt, dieser Mann wird doch einen ähnlichen großen Blick, einen ähnlichen Ernst, und eine gleiche Berücksichtigung eines großen Leserkreises mitbringen müssen, aber wird er dann auch die hinreißende Meisterschaft mitbringen, mit welcher z. B. die Schlacht bei Lützen geschildert ist, und die kongeniale Auffassung der Charaktere, z. B. Gustav Adolf's, dessen Kaiserplan Schiller mit einem wahrhaft herrlichen Patriotismus als eine wahrscheinliche Schuld des großen Schweden ahnen läßt?

Begreiflich, daß dieses Werk zur Zeit seines Erscheinens ein beispielloses Glück machte. 7000 Exemplare waren in kurzer Zeit abgesetzt. Der Herzog von Weimar schrieb dem Verfasser sehr verbindlich darüber und noch im Jahre 1803 trug es ihm einen Besuch des Königs von Schweden und einen Brillantring ein. Eine französische Uebersetzung erschien 1794 in Bern, die erste englische von Blaquière 1799 zu London.

Schiller konnte damals mit Recht hoffen, der erste Histo-

---

*) Hoffmeister, Supplemente, IV., 479.

riker Deutschlands zu werden, er hatte ein Recht, Göschen abzumahnen, die Geschichte der Reformation dem edlen, aber einem solchen Gegenstande nicht gewachsenen Pestalozzi zu übertragen. Hier reichte nicht ein blos theologischer, ja nicht einmal ein protestantischer Eifer aus. Es war Schiller ein wahrhaft ängstliches Anliegen, daß dieser große Gegenstand, der die Nation so nahe anging, im größten Style behandelt werde.

Die Michaelismesse brachte den zweiten Band der Memoiren, und in der Thalia erschienen einzelne Partien seines universal-historischen Kollegs zu Aufsätzen verarbeitet. Er vermochte es kaum noch, einen Tag müßig zu gehen. Kaum hatte er sich in Rudolstadt während der Ferien mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen erholt, so ging er mit wahrer Begier auf seine ihm sonst oft lästigen Vorlesungen los und fand jetzt mit Vergnügen, daß er dabei doch immer etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude bei Seite lege. Die Idee eines deutschen Plutarch, die ihn schon 1788 beschäftigte, ward bei ihm in diesem Herbst zum festen Plan. Im Laufe des Winters entstand auch die berühmte Rezension von Bürger's Gedichten. Sie ist ihm zum Theil bitter verdacht worden. Ein Versuch zu seiner Rechtfertigung wird uns nicht von unserem Wege ablenken.

Schiller hatte selbst die schmählichsten Beurtheilungen erfahren. Wie hatte Moritz Kabale und Liebe behandelt und wie würdig hatte Schiller das Alles hingenommen. Er hatte doch wahrlich mit seinen Dramen nicht geringeren Anspruch

auf Dichterbewußtsein erworben, als Bürger mit seiner Lyrik. Aber wie ruhig verhielt er sich solchen Angriffen gegenüber. Keine öffentliche Entgegnung bezeugte seine gekränkte Eitelkeit. Weil es ihm um eine ehrliche Meisterschaft zu thun war, setzte er wohl gar selber seine Produkte zu tief herab. Er lernte Bürger persönlich kennen, eben als er in den Künstlern ein Manifest veröffentlicht hatte, welches in Moritz-Goethe'scher Weise den Künstler zum Organ einer idealen Natur stempelte. Bürger's Persönlichkeit widersprach durch einen Anstrich von Plattheit diesem Ideal. Dennoch verabredete Schiller mit ihm einen Wettkampf „der Kunst zu gefallen." Beide wollten das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Schiller mußte glauben, daß es seinem Rivalen ernstlich um die Kunst zu thun sei. Er fand in dem Gedicht an Bürger's zweite Frau „ganz vortreffliche Stellen." Aber er konnte unmöglich die Geschmacklosigkeiten an Bürger loben, von denen er selber sich gereinigt hatte, die ihm um so mehr verhaßt waren, als er sie an sich selber haßte. Nicht die Korrektheit durch eine am Einzelnen geübte Feile konnte hier den Erfolg sichern. Da einmal die glückliche Sicherheit der naiven Natur, man vergleiche in Gedanken Robert Burns mit Bürger, verloren war, und jedes einzelne Kunstwerk unsägliche Feile kostete, so war eine Radikalkur nöthig. Sollte das Schöne den Stempel der Freiheit tragen, so mußte die Persönlichkeit des Meisters so durch und durch gleichsam die Feile erleiden, daß ihm die Erschaffung des Schönen zur andern Natur werde. Von keinem deutschen Dichter konnte man sagen, daß er diese

Forderung ganz erfüllt habe. Denn auch Goethe sank mit dem Großkophta und Anderem unter sich selbst hinab. Und es kam auch darauf an, wer bei dieser Ueberwindung und Läuterung zur reinsten Form am meisten Gehalt, am meisten Leidenschaft und Leben zu läutern hatte und mit aufnahm. Zur Popularität im Bürger'schen Sinne, in der Kunst immer nur eine Forderung zweiten Grades, gelangte man nach Schiller's richtigem Ausspruch durch die geeignete Wahl des Stoffes und die äußerste Simplizität der Behandlung.

Mit dieser Intention schrieb Schiller seine Kritik über Bürger's Gedichte und ohne Frage bleibt diese Intention ewig wahr, ja noch heute empfiehlt die Kritik, daß der Dichter vor Allem an sich arbeite. A. W. Schlegel hat in dem neuen Abdruck seiner Vertheidigung Bürger's Schiller aufs Giftigste getadelt und was hat der edle Sophist selbst gethan? Nachdem er jedes Gedicht als ein freies Geschöpf, losgelöst vom Schöpfer, betrachtet wissen will, knüpft er Bürger's Gedichte nur schlimmer an ihre literarische Wurzel, indem er die englische Quelle nachweist, woraus Bürger geschöpft hat und nur noch evidenter die Künstlichkeit dieser sogenannten glücklichen Natur und die Geschmacklosigkeiten hervorzieht, zu welchen Bürger sogar ein besseres Original verfälschte*).

*) Man muß nicht glauben, Schiller habe seine Intention später aufgegeben. Als er der Spekulation einseitig überdrüssig war, schrieb er zwar an Humboldt am 27. Juni 1798: „Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der

Bürger war verletzt und erwiderte. Nun verlor Schiller, damals todtkrank, seine Haltung und setzte in seiner Entgegnung Dichter wie Denis, Göcking, Hölty, von Salis über Bürger, er übersah, daß wer ein leichteres Gepäck zu tragen hat, leichter schreiten kann. Er verkannte die Kraft um des Maaßes willen, und um hier sogleich Verwandtes anzureihen, diese Verkennung verführte ihn, später Matthisson's Gedichten eine so milde Beurtheilung angedeihen zu lassen, daß erst dadurch seine Rezension über Bürger zur Ungerechtigkeit ward, indem er zu erwähnen unterließ, daß von dem, welchem viel gegeben ist, viel gefordert wird.

Schiller gab, so streng wurden seine Anforderungen an sich selbst, in dieser Zeit den Menschenfeind als ein verfehltes Sujet auf. Er nahm sich vor, nichts Dramatisches zu beginnen, ehe er nicht ganz der Theorie und der griechischen Muster mächtig sei. Aber der künstlerische Bildungsdrang ließ sich nicht abweisen. Es ist eine durchaus irrige Auffassung, wenn man meint, Schiller habe gleichsam mit der Muse gebrochen, um einer wissenschaftlichen Selbstverständigung sich zu befleißigen. Jener Bildungsdrang ließ einen solchen Bruch gar nicht zu. Der Dichter dichtet ja nicht blos, wenn er Verse

---

Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet." Dennoch hielt er an der Intention seiner Bürger'schen Kritik fest und erklärte dies ausdrücklich in der neuen Ausgabe von 1802.

macht, ja er dichtet oft die Hauptsache, wenn er keine macht. Schon in diesem Jahre, wie Karoline von Wolzogen erzählt, faßte er, angeregt durch die Witterung seines Glückes, durch Dalberg und Körner immer wieder zur Poesie hingewiesen, den Stoff zum Wallenstein ins Auge, den ihm sein Quellenstudium zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges zugeführt hatte „Lange hab' ich, schreibt er am 11. Januar 1791, nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre. Endlich hat sich eins gefunden und zwar ein historisches." Von einer Reise nach Erfurt, welche er am Ende Dezember mit Lotten unternahm, brachte er diesen Plan mit nach Hause, aber zugleich mit ihm den Widersacher, welcher sich zuerst und nicht am schwächsten der Ausführung desselben entgegenstemmte. Während eines Abendessens bei Dalberg wurde Schiller plötzlich von einem heftigen Katarrhalfieber befallen. Er mußte einen ganzen Tag das Bett und mehrere Tage das Zimmer hüten. Auf der Rückreise hielt er sich in Weimar auf, ward bei Hofe freundlich empfangen, besah die Zeichnungen, welche Anna Amalie von ihrer italienischen Reise mitgebracht hatte und traf zu seiner Freude mit dem Schauspieler Beck aus Mannheim zusammen, welcher in Weimar mit größtem Beifall Gastrollen gab. Schiller war in solchen Fällen nicht der Freund, der sich schonte.

Am 11. Januar war er wieder in Jena. Schon am nächsten Tage kam das Fieber wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu. Bald war sein Körper durch alle möglichen Stürme der Krankheit und der Medizin so zerrüttet, daß

die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bett nach dem Sopha trug, ihm Ohnmachten zuzog. Nach dem siebenten Tage wurden seine Umstände sehr bedenklich. Am neunten und siebzehnten Tage erfolgten Krisen. Die Paroxysmen waren immer von starken Phantasien begleitet. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, aber es stand lange an, ehe er am Stocke herumwankte. Nur die vortreffliche Pflege seiner Lotte, die Liebe seiner Zuhörer beschleunigte seine Genesung. Sie stritten sich darüber, wer bei ihm wachen sollte, namentlich zeigte Adlerskron eine solche Zartheit und Umsicht bei der Wartung des Kranken, daß er die Familie sich auf immer verpflichtete. Lotte war die ersten zwölf Tage allein gewesen, sie erlag fast der Anstrengung. Endlich kam Karoline und dann auch die gute chère mère zu ihrem Beistand. Diesem innigen Leben mit seiner Familie, dieser liebenden Sorge schrieb Schiller die raschen Fortschritte seiner Genesung zu. Der Herzog schickte ihm ein halbes Dutzend Flaschen Madeira, und dispensirte ihn für den Sommer vom Lesen. Es dispensirte sich wohl von selbst, meinte Schiller. In dieser Zeit (Februar und März), so viel sei hier nur flüchtig notirt, las er zum ersten Mal eines von Kant's Fundamentalwerken, die Kritik der Urtheilskraft. Sie war seinem geistigen Auge, was dem körperlichen der Anblick des himmlischen Lichtes nach langem Krankenlager. Er ging im März nach Rudolstadt. Die Brust war ihm um Nichts leichter geworden. Noch immer empfand er bei starkem tie=

fen Athemholen einen spannenden Stich auf der Seite, welche entzündet gewesen war, dazu quälte ihn Husten, Beklemmungen. Er mochte Niemand sagen, was er von diesem Umstand denke, aber es war ihm, als müsse er dieses Uebel behalten. Mit den milderen Lüften begann er zu reiten und Kräuter zu trinken. Er hatte Muth fürs Schlimmste, und nur zu bald sollte er ihn erproben. Ende April und Anfang Mai kamen neue fürchterliche Anfälle. Das Athmen wurde ihm zuweilen so schwer, daß er über der Anstrengung Luft zu bekommen, ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen fürchtete. Der Puls verschwand. In heißem Wasser wurden ihm die Hände kalt und nur die stärkste Friktion brachte wieder Leben in die Glieder. Einen solchen Anfall glaubte er nicht zu überleben. Die Stimme hatte ihn schon verlassen, nur mit zitternder Hand vermochte er noch zu schreiben, an seine Lieben um ihn, an seinen Körner. Er nahm große Dosen Opium, einen Aderlaß am Fuße machte die dringende Gefahr der Erstickung nothwendig. Aber in keinem Augenblick verließ ihn die Ruhe, die Heiterkeit seines Geistes. Alles Leiden, was er in diesem Moment empfand, verursachte der Anblick seiner Lotte, die seinen Tod nicht würde überstanden haben. In der Nacht noch wurde Starke, ein geschickter Arzt, aus Jena geholt. Als er kam, war das Schlimmste vorüber, die Natur hatte geholfen, der Kranke lag im wohlthätigen Schlaf. Nur zu gern glaubte der Erwachende den Versicherungen Starke's, daß die Lunge nicht leide. Aber, aber — der spannende Schmerz auf der rechten Seite blieb.

Es war gut, daß Schiller Seelenkräfte in sich aufrief, die für eine ganze Reihe von Leidensjahren ausreichen konnten. „Dieser schreckliche Anfall, schrieb er seinem Körner mit noch schwacher Hand, hat mir innerlich sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Angesicht gesehen.“

Körner, der während der Krankheit in der größten Angst lebte, und nur ab und zu durch Schiller's Pflegerinnen Bülletins empfing, schrieb jetzt: „Wohl Dir, daß Du eine so brave Gattin gefunden hast. Ohne ihre Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können.“

II.

Nektarische Blumen.

Das ist das Furchtbare beim Proletariat der Hand wie des Geistes, daß jede Krankheit die Aussicht des Mangels mit sich bringt. Auf Schiller's Schriftstellereinnahme und diese war nach Verhältniß sehr beträchtlich — beruhte seine Existenz und mit seiner Schriftstellerei war es vorläufig zu Ende. Zwar regte der kranke Adler die Fittiche, um sich wieder zu erheben. Zwar wälzte Schiller in schlaflosen Näch-ten und besseren Tagen Pläne und Dichtungen im Kopf herum, den Wallenstein, eine Theorie der Tragödie. Auch

einen Versuch vom Frühjahr 1790, die Aeneide in Stanzen zu übersetzen, holte er im April 1791 wieder hervor, zu einem lyrischen Gedicht fand er einen begeisternden Stoff.*) Zwar dachte und las er die Materialien zur Fortsetzung seines dreißigjährigen Krieges durch, aber schreiben, Geld erschreiben konnte er doch nicht.

Da offenbarte sein Elend, wie lieb er den Menschen geworden war, da sollte an ihm der Spruch wahr werden: „die Werke des Edlen werden seine Erretter.“

Vor Allem suchte der brave Körner jede niedere Sorge von ihm abzuwehren. Schiller, schrieb er, solle durch Nichts in der Welt sich abhalten lassen, für seine Genesung zu sorgen, Göschen sei vom Absatz der Schiller'schen Schriften sehr erbaut und werde Zahlungen und Vorschüsse leisten. Er lud Schiller flehentlich zu sich nach Dresden ein. Im Fall eine Badereise nöthig sei, dürfe nicht der Finanzminister, nur der Arzt dürfe mitsprechen. „Meine ökonomische Lage, schrieb der Herrliche, ist auch jetzt besser wie jemals und wenn Du Göschen nicht brauchen willst, so bin ich auch noch da und schaffe Rath.“ Aber, so lockend der neue Appellationsrath — das war Körner seit dem Sommer — mit seiner vollen Börse klimperte, Schiller wollte auf diesen Ton nicht hören. Stand er doch immer noch in älterer Schuld bei dem Freunde. Glücklicherweise reichten die Früchte

*) Wahrscheinlich ist die Hymne an das Licht gemeint, welche er am 25. Mai 1792 gegen Körner erwähnt.

seines Fleißes fürs Erste aus. Starke verordnete ihm Karlsbad. Ende Julius ging er mit Frau und Schwägerin dorthin ab. Was andere Dichter ihrem Wohlstand verdankten, Reisen und sinnliche Anschauungen, das verdankte Schiller seiner Krankheit. Er versäumte nicht, sich in Eger, wo Wallenstein ermordet war, den Schauplatz seines Endes, und sein Bild anzusehen. Die Anwesenheit österreichischer Militärs in Karlsbad ließ ihn einen willkommenen Blick in die Kriegswelt thun, welche er in seinem Drama darzustellen hatte. Anfangs sehr schwach, erholte er sich doch, wie Reinhold am 7. August an Erhard schreibt, recht artig. Eine Begegnung mit seinem Körner mußte er sich, so schwer es beiden wurde, für diesmal versagen. Er ging nach einigen Wochen nach Jena, dann nach Rudolstadt, im Anfang September nach Erfurt. Alle diese Dinge hatten seine Mittel erschöpft. Er hatte obendrein in diesem Jahre Schulden abgetragen und neben andern Unterstützungen, welche er einem armen Studenten zu Theil werden ließ, noch eine Bürgschaft für 120 Thaler übernommen. Dalberg war freundschaftlich um ihn bekümmert. Aber zur That reichten seine Kräfte nicht. Der vielversprechende Herr kam selber nie mit seiner Einnahme aus. Wenn auch jede unedle Aengstlichkeit unserm Dichter fern blieb, er mußte doch an seine Zukunft denken. Auf Dalberg's Anrathen schrieb er getrost an Karl August und bat um eine förmliche Besoldung für den äußersten Nothfall. Körner zweifelte an dem Erfolg dieser Bitte, da die Kasse des Herzogs nicht in glänzenden

Umständen sei. Dennoch sandte der gute Herzog sofort an Lotten eine Summe, welche mit Schiller's Pension und den Zuschüssen der chère mère die Bedürfnisse eines Jahres deckte und gestand nur, daß er sich auf eine bestimmte Erhöhung der Pension „alleweile“ nicht einlassen könne.*)

Schiller fing in Erfurt an, die Folge seines dreißigjährigen Krieges zu diktiren. So wie er die Arbeit geschmeckt hatte, sehnte er sich herzlich nach Jena in seine Bequemlichkeit zurück. Vorlesungen konnte er allerdings noch nicht halten.**) Er fuhr in der Uebertragung von Virgil's Aeneide fort und zwar mit einer Leichtigkeit, die seinen späteren Ausspruch, daß ihm die Kritik geschadet, beinahe als bloßes Stimmungswort erscheinen läßt, er dichtete oft in dem kurzen Tage eines Kranken 16 Strophen. Am 24. Oktober war er doch bereits so weit erholt, daß er 135 Stanzen mit Affekt laut vorlesen konnte. Zugleich verdeutschte er den Agamemnon des Aeschylus, um sich ganz des griechischen Styls zu bemächtigen, und dachte, mit Abweisung einer Friedericiade — er konnte den Charakter Friedrichs II. nicht lieb gewinnen — an ein episches Gedicht Gustav Adolf, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht von Lützen gehend als Episode die ganze Geschichte der Menschheit, angeknüpft an die Geschichte der Reformation, entfalten sollte. Um auch der Gesellschaft nicht zu entbehren, sah er an zwei

*) Sein Brief vom 11. September; Schiller und Körner II, 266.
**) Er setzte aus vom Januar 1791 bis Oktober 1792.

bestimmten Tagen Butterbrodkränzchen bei sich und nahm bald auch an einem ähnlichen Klubb bei Andern Theil. Er hätte gern eine Equipage gehabt. Wenn auch dieser Wunsch unerfüllt blieb, so genoß er doch reichlich einer andern Stärkung, deren Wunderthaten er selbst so feurig besungen hatte. Diese Stärkung, jeder Arzt kennt ihre Kraft, heißt Freude. Die Liebe der Seinen, des Herzogs Güte hatte ihn rascher genesen lassen. Aber jetzt lohnte die Himmelstochter ihrem Sänger mit immer schöneren, ja, außer mit der Gesundheit, mit allen Gaben, die das Leben zum Himmel auf Erden machen.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte der Däne Jens Baggesen. Er war nach Varnhagen's Ausdruck eine der abenteuerlichen Naturen, in welchen der ganze Mensch an ein Talent, sei es ein größeres oder kleineres drauf und dran gegeben ist. Beweglich für Alles, ohne klare Bildung, ohne festen Charakter, erschien er durch das schwelgerische Spiel, das er mit seinen eignen und den Empfindungen Anderer trieb, reizvoll, so lange man ihn nicht prüfte. Seine Begeisterung warf Alles in einen Topf. „Unsere philosophischen Messias, die Christus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde" so schrieb er 1791 an Erhard. Aber diesmal trug auch die schwelgerische Begeisterung die besten Früchte. Baggesen hatte, mit seiner Frau aus der Schweiz kommend, 1790 Jena besucht, mit Reinhold einen Bund fürs Leben geschlossen und von Schiller wenigstens ein Stammbuchblatt erobert. In Kopenhagen nach längerer Abwesenheit wieder

heimisch, sah er sofort im Herzog Christian Friedrich von Augustenburg einen Fürsten nach dem Modell des Marquis Posa. Der Herzog war gegen Schiller's erste Werke eingenommen. Baggesen bekehrte ihn durch den Don Carlos. Das war bei dem Minister Grafen Schimmelmann und dessen Gemahlin nicht mehr nöthig. Denn Letztere, „eine Demokratin im Kopf" wie sie Baggesen nennt, interessirte sich für die deutsche Literatur längst auf das lebhafteste. Schimmelmann war mit dem Herzoge aufs engste befreundet, Baggesen war der entschiedene Günstling dieser Familien und indem er viel und begeistert von Schiller vorlas, kostete es ihm wenig Mühe, selbst hier im barbarischen Norden eine jener Gemeinen zu stiften, welche in Deutschland nichts seltenes waren.

Anfang Juni 1791 hatte dieser Kreis, während der Herzog nach Karlsbad gegangen war, verabredet, in Hellebek, einem nördlich von Kopenhagen gelegenen romantischen Seeort förmliche Schillerdionysien zu feiern. Einige Gleichgesinnte wollten Theil nehmen. Musikchöre sollten im Verborgenen aufgestellt, die Freudenhymne gesungen werden, ein kleines Schäferballet folgen, Alles war zu einem Freudenfeste arrangirt. Der Tag der Feier kam. Baggesen stand eben im Begriff mit seiner Frau nach Schimmelmann's Wohnsitz, Seelust, abzufahren, als er plötzlich ein Billet von der Gräfin erhielt, des Inhalts: die Feier müsse unterbleiben, sie habe die Nachricht erhalten, Schiller sei gestorben. In der That hatte sich dies falsche Gerücht verbrei-

tet*). Wie vom Blitz getroffen, sinkt Baggesen seiner Frau in die Arme. Es ist ihnen unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Sie fahren nach Seelust und dort beschließt man, während draußen das furchtbarste Wetter tobt, nach kurzer Ueberlegung, erregt, wie man ist, aus dem Freudenfest eine Todtenfeier zu machen.

Man fährt nach Hellebek. Der Himmel selbst giebt günstige Zeichen, er klärt sich zu heiterster Bläue auf, die Sonne überfliegt die Wogen des Meeres und zeigt den gigantischen Felsen, den Kullen, drüben auf der schwedischen Küste in seiner ganzen nordischen Majestät. Ein Mahl wird eingenommen, der Champagner schäumt in den Gläsern. Baggesen, so war es bestimmt, beginnt zu lesen: Freude schöner Götterfunken! Auf einmal ertönen Hörner und Flöten, wie von einem Zauber hingerissen fallen alle Anwesenden in die gewaltige Weise ein und nie ward ein Lied mit einer so wunderbar gemischten Begeisterung gesungen. Als der Gesang verstummt ist, tritt Baggesen vor und fährt emphatisch rezitirend fort:

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmet ein,
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Himmelhain.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben.

*) Erhard erfuhr es am 17. Mai in Göttingen.

Alle Augen schwimmen in Thränen. Jetzt erscheinen, die Stimmung ist zu jedem Ausdruck entfesselt, vier Knaben und vier Mädchen im Hirtenkostüm mit Blumenkränzen und führen einen Reigen auf. Man liest, man rezitirt Schiller's Gedichte, man kann sich nicht trennen. Die Gesellschaft bleibt drei Tage zusammen, alle Schriften Schiller's werden gemeinsam durchgenossen und der Schmerz über des Sängers Tod versinkt vor den gewaltigen Wirkungen seines Geistes.

Diesen Vorgang erfuhr Schiller, als er sich kaum erholt hatte. Daß er ihn erschütterte, daß er ihn rührte, kann man sich denken. Bald darauf zeigte ihm Reinhold Baggesen's Briefe, in denen das wunderbare, wie bald kund wurde, einem Lebenden gefeierte Todtenfest aufs genaueste geschildert war. Schiller's Gattin zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggesen schreiben, begann sie, so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm — —“ und ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Reinhold meldete Baggesen, was er eben gesehen hatte, er schrieb zugleich, daß Schiller sich vielleicht wieder erholen könne, wenn er sich eine Zeit lang der Arbeit enthalte. Doch gestatte dies seine Lage nicht. Denn wenn Einer von ihnen Beiden, Reinhold und Schiller, erkranke, so wüßten sie bei einem Fixum von zweihundert Thalern nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten. Baggesen las diesen Brief dem Herzoge von Augustenburg vor. Der Herzog hatte sich im Karlsbade bei der dort gleichfalls anwesenden Dora Stock

angelegentlich nach Schiller's Krankheit, nach seinen näheren Verhältnissen erkundigt. Sein Entschluß bedurfte keiner Aufforderung weiter, ebenso wenig war Graf Schimmelmann von derjenigen Menschenart, die sich nur zu Festen verpflichtet hält. Beide Männer ließen, wahrscheinlich um bei einer so freudigen Ueberraschung den Kranken nicht unvorbereitet zu wissen, als Einschluß in einem Briefe Baggesen's an Reinhold folgendes gemeinsame Schreiben an Schiller abgehen, dem noch besondere Briefe beigefügt waren:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben." Der Brief führt dann mit zartester Schonung das Anerbieten eines jährlichen Geschenks von tausend Thalern auf drei Jahre ein. Und weiter heißt es: „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der

Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen, wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen." Es wurde schließlich Schiller freigestellt, wo er der gewährten Muße genießen wolle, aber der innige Wunsch ausgesprochen, er möge es in Dänemark thun.

Man hat mit einem jener unpatriotischen Seitenblicke auf Deutschland, welche die einzige wahre Schmach unseres Vaterlandes sind, sich betrübt, daß diese Hülfe von Dänemark kam. Man kann sich trösten. Die Augustenburgs sind Deutsche, und Graf Schimmelmann war ein ehrlicher Pommer. Am 9. Dezember war der obige Brief in Reinhold's, am 13. Dezember in Schiller's Händen. Es wird dem Biographen schwer, an dieser Stelle nicht die fehlenden Nachrichten zu ergänzen, nicht zu erzählen, daß Schiller's Hände zu zittern begannen, daß glühende Thränen sein Mannesauge verdunkelten, als er den Brief las, und daß Lotte gleich darauf schluchzend an seinem Halse lag. Aber ich schwöre darauf, auf die schreckliche Gefahr hin, von unserer altbackenen Kritik als historien poëte verschrieen zu werden, etwas der Art ging in der Familie Schiller vor. Der Brief, den er mit Freudenhast an Körner, an Karl

August abgehen ließ, läßt das vermuthen. „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon, so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. — Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen, und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. — Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Schiller antwortete Baggesen, den beiden Wohlthätern, wie sichs gehörte. Den Vorgang in Hellebek nannte er „nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt." Eine Uebersiedelung nach Dänemark lehnte er aus Rücksicht für sein Verhältniß zu Karl August ab, doch sprach er die Hoffnung einer Reise dorthin aus, die sich indeß nie erfüllte. Natürlich entspann sich ein Briefwechsel, jedoch weder Reinhold kam seinem Herzen näher, noch konnte ihm Baggesen's Begeisterung zu einer dauernden Freundschaft genügen.

Schiller dachte nun vor Allem an seine Schulden. Seit Jahren lag ihm namentlich eine Wechselschuld hart auf der Seele, die dem Leser der Körner'schen Briefe als der Beit'sche Wechsel bekannt ist. Die Prolongationen kosteten viel Geld. Schiller hatte durch Körner Einiges abzahlen lassen, jetzt meldet er Körner, er wolle Beit bezahlen, Körner möge sich nach der Summe erkundigen. Aber was er=

hielt Schiller zur Antwort? „Beit's Wechsel sind schon lange in meinen Händen." Beit hatte bei der letzten Prolongation zu große Forderungen gemacht und da Körner wußte, daß Schiller in jener Zeit „auf dem Sande" war, so tilgte der leichtsinnige Familienvater die ganze Schuld, ohne Schiller ein Wort zu sagen, ja ohne auch nur die Summe zu notiren. Mühsam mußte Schiller aus Briefen zusammensuchen, wie viel er Körner wiederzugeben hatte. Dieser rieth ihm, dringendere Posten zu bezahlen, und fügte hinzu: „ich denke wir verstehen uns über diesen Punkt." Ein solcher Mann durfte auf die Meldung der fürstlichen Gabe mit den Worten erwiedern: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück, — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.

Im Januar kam Schiller's Krankheit, vielleicht in Folge der Erschütterungen, wieder. Aber die Freude, ein Reitpferd — zur Equipage kam es nicht — stellten ihn zum Frühjahr leidlich wieder her. Er konnte im April 1792 die so oft beschlossene Reise nach Dresden antreten, auf welcher ihn seine Lotte, Fischenich und ein junger Philosoph, der Däne Hornemann, begleitete. Wiewohl oft von Leiden unterbrochen, erquickte ihn doch der Verkehr mit den Treuen. Als er nach Jena zurückgekehrt war, konnte er am dreißigjährigen Kriege fortarbeiten und am 21. September 1792 den letzten Bogen an Göschen absenden. „Jetzt bin ich frei und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr,

die mir ein Anderer auflegt oder die einen andern Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung.“

Indem er diese Worte schrieb, blühte bereits ein neuer Strauß nektarischer Blumen in seinem Hause. Längst hatte sich Schiller vorgenommen, längst versprochen, seine Eltern zu besuchen. Jetzt konnte er seinen Vorsatz ausführen. Aber die Mutterliebe ließ sich nicht länger vertrösten. Frau Schiller unternahm bei schlechter Witterung und schlechten Wegen, nur begleitet von Nannettens funfzehnjähriger Munterkeit, die große Reise und lag noch zwei Tage früher, als Schiller erwartet, in den Armen des wiedergeschenkten Sohnes; ach, ein Trost, nach dem sie zehn Jahre lang mit der Sehnsucht einer Mutter gebangt hatte, ein Sohn, der ihr so nahebei grausam wäre geraubt worden. Die kränkliche Frau, sie war jetzt bei weitem gesunder als der Sohn auf der Höhe seiner männlichen Jahre, ja ihr Aussehen war des Kranken stille Augenweide, ihr Aussehen sprach ihn von einer Schuld frei, die oft dem Besten zu vermeiden am wenigsten möglich ist.

Schwesterlein Nannette stahl sich rasch in Aller Herzen, nicht zuletzt in das des Bruders, der ihre Seelengüte, ihre Natürlichkeit seinem Körner aufs freudigste rühmen mußte. Barg sie doch in der bescheidensten Hülle treffliche Anlagen und den geheimen Wunsch, die Gestalten des vergötterten Bruders einst auf der Bühne darstellen zu dürfen, ja, wie ihre Rezitation bewies, ein entschiedenes Talent zur Bühne. Nachdem Schiller die Seinen auch nach Rudolstadt geführt

hatte, traten sie die lange Heimreise an, das Versprechen mitnehmend, daß die Zurückbleibenden sobald als möglich nach Schwaben folgen würden.

Denn auch dort brannte ein Herz nach dem Anblick des Sohnes. Der alte Major war den Siebzigen nahe. Da ließ sich nichts mehr aufschieben. Als der nächste Sommer kam, zog die kindliche Liebe immer stärker an Schiller's Herzen. Die Liebe zur Heimath vermischte sich mit diesem Gefühle und der Schwabe, den er ganz abgelegt zu haben glaubte, regte sich mächtig in ihm. Von den Lüften des vaterländischen Himmels hoffte er genesende Labung für seine kranke Brust. Und noch ein andrer Grund trieb ihn zu dieser Reise an. Seine Lotte war schon seit längerer Zeit leidend, ihre Kränklichkeit warf einen Schatten über seine besten Freuden. Von den schwäbischen Aerzten hoffte er Rath und Auskunft über ihren Zustand. Sein Jugendfreund, Wilhelm von Hoven, als Hofmedikus in Ludwigsburg angestellt, galt für einen geschickten Arzt. In Heilbronn lebte Doktor Gmelin, wegen seiner magnetischen Kuren gesucht und gepriesen. Aber solcher Wundermänner bedurfte es nicht und wie ganz anders sollte man Hoven's Beistand brauchen! Denn, Freude über Freude, eben als sie sich zur Reise anschicken wollten, machten die Gatten die Entdeckung, daß Lottens Zustände eine sehr natürliche Ursache hatten. Jetzt war der Jubel groß. „Ich werde zugleich, schrieb Schiller frohlockend an Körner, die Freuden des Sohnes und Vaters genießen und es wird mir zwischen

diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein. — Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal." Schiller beschloß in der freien Reichsstadt Heilbronn seinen Aufenthalt zu nehmen. In einem eigends gemietheten Wagen machte man sich auf die Reise und war am 8. August am Platze. Ohne Verzug und ohne beim Herzog anzufragen, eilte Schiller nach der Solitüde. Welch ein Wiedersehen! Wie mannichfache Gefühlsstimmen redeten hier in stürmischem Tumult zusammen! Schiller im Vaterhause, das er einst als Flüchtling mit verweinten Augen ohne Wissen des Vaters verlassen, der böse, einzige, eigensinnige, wundervolle Fritz! Jeder genoß zu seinem eigenen Glück noch die Freude aller Andern. Schiller erstaunte ordentlich über das jugendliche und gesunde Aussehen des Vaters. Aber er konnte seinem Körner bald das Toilettengeheimniß des Alten verrathen: „er ist, schreibt Schiller, in ewiger Thätigkeit, und dies ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält."

Es war noch Jemand in Schwaben, den Schiller früher einmal Vater genannt hatte. Schiller war einigermaßen gespannt, wie sein fürstlicher Erzieher sich ihm gegenüber verhalten werde. Er schrieb an ihn von Heilbronn aus in dem Tone eines ehemaligen Zöglings. Aber Karl Eugen war damals ein gebrochener Mann und hatte bald Wichtigeres zu bedenken, als das Anliegen eines von ihm immer für undankbar gehaltenen Eleven. Schiller erhielt keine Antwort, aber daß

der Herzog nicht mit kleinlicher Tyrannenseele zürnte, bewies er, indem er dem Major, den er schwer in seinem Posten entbehren konnte, erlaubte, mehrmals seinen Sohn in Heilbronn zu besuchen. Durch Freunde erfuhr Schiller, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Das war Schiller gerade recht. Mit so schmeichelhaften Ausdrücken über die Vorzüge der Stadt Heilbronn sich Schiller auch dem Schutz eines hochwohlgebornen Magistrats empfohlen hatte und so trefflich ihm seine zweite Schwester Luise die Wirthschaft führte, die er sich, des theuren Gasthofslebens bald überdrüssig, vollständig hatte einrichten müssen, so wenig sagte ihm Heilbronn auf die Dauer zu. Gmelin war zwar ein „fideler Patron", in dessen Gesellschaft der billige Neckarwein sich gar angenehm trank, aber seine Ansichten über Magnetismus machten Schiller nur ungläubiger in diesem Punkt. Nach einem Aufenthalt von vier Wochen zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er bereits seinen Wilhelm von Hoven besucht hatte. Kaum war Schiller sechs Tage dort, so hatte er ein paar sehr bange Stunden zu erleben, in denen Hoven und Karoline von Beulwitz ihm getreulich Gesellschaft leisteten nnd bald darauf (es war spät Abends und Schiller hatte sich, todtmüde, zu Bette gelegt) einen der seligsten Augenblicke seines Lebens. Kant und Goethe und alle Weisheit und Realistik der Welt in Ehren! Aber der Schrei aus der Brust seines Jungen, welcher ihm ankündigte, daß er Vater sei, ist ernstlicher von dem Biographen für Schiller's „Selbstverständigung" in Erwägung zu ziehen, als die längsten

Unterhaltungen mit Goethe. Und doch dünkt es mich Sünde, bei solcher Erfahrung an irgend andre Wirkungen zu denken, als die nächsten, als daran, daß es Schiller „zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl war." Es war beides erfüllt, was er gehofft hatte. Denn jetzt sah er auch seinen Vater sehr oft. Der kerngesunde Major fand es plötzlich sehr nöthig, zu seiner Stärkung nahe bei Ludwigsburg ein Bad zu gebrauchen, und wiewohl der Herzog sehr gut wußte, was mit dieser Kur gemeint war, so gab er doch ohne Weiteres seine Genehmigung. Der Alte konnte jetzt am Enkel und Sohn zugleich all das närrische Zeug erleben, was er, dazumal im Felddienst abwesend, an sich und seinem Friedrich nicht erlebt hatte. Es versteht sich von selbst, was Conz erzählt, daß Schiller in alle Tollheiten verfiel, in welche junge Väter zu verfallen pflegen, daß er zum Beispiel versicherte, er werde seinen Herzenskarl, seinen Goldsohn, ganz nach Quintilian's Grundsätzen erziehen. Ja, in diesen närrischen, milden, erziehungswüthigen Tagen war es wohl auch, daß er für seinen alten Lehrer Jahn, der jetzt in Ludwigsburg wieder den Ovid traktirte, eine Lektion übernahm. Er sah jetzt viele seiner Jugendfreunde, Petersen kam von Stuttgart herüber, und so hingegeben war Schiller den alten Burschen, daß sich nach Hoven's Erzählung eine dieser Begegnungen würdiglichst an die Szenen anschloß, welche im kleinen Parterrezimmer gespielt hatten; zumal Petersen, zu nicht geringem Schaden des kranken Freundes, immer noch des Grundsatzes lebte, daß die Pflanze der Freundschaft feucht zu halten sei.

Schiller fand bald, daß mancher dieser Braven verbauert war. Selbst Hoven war ein wenig stehen geblieben und kam sein Lebenlang nie über Garve hinaus. Abel und Conz sah Schiller in Tübingen. Mit Magister Conz hatte er durch die Alten einigen innern Zusammenhang. Aber auch diese Beiden verwunderten sich, mit welcher Superiorität er über die ersten literarischen Größen urtheilte. Was Wunder, war er doch selber ein Weniges von der Sorte geworden. Uebrigens erschien er den Freunden sehr fortgeschritten und Hoven entwirft von seiner äußern Erscheinung das vortheilhafteste Bild. „Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Hätte Hoven nur in die Seele des Freundes blicken können! Hätte er sehen können, wie wehe es Schiller that, daß ihm gerade diese Vollendung an seinen Freunden so wenig entgegenkam. Als hätte die große Freude ihren natürlichen Rück-

schlag verlangt, so sank jetzt mit dem Eintritt des Winters, unter der Last des Siechthums und unter der Furcht vor dieser Last, die Seele selbst dieses Helden der Geduld in die allertiefste Schwermuth, in eine Niedergeschlagenheit dahin, wie sie ihn seit den Mannheimer Tagen nicht wieder bewältigt hatte. Es ist wahr, Körner hatte seine universalhistorischen und namentlich seine philosophischen Arbeiten, von denen wir später zu berichten haben, nicht mit seiner gewöhnlichen Wärme aufgenommen, Körner wollte immer nur den Dichter in Schiller anspornen. Aber zu dem Geständniß, wie bitter weh diese kältere Aufnahme ihm that, hätte sich Schiller doch nicht hinreißen lassen, wenn nicht sein unglücklicher Körperzustand ihm gerade jetzt allen Muth, alle Muße, alle Lebenshoffnung geraubt hätte. Nie war er an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten reicher gewesen, und nur wenige konnte er in den Pausen ausführen, die ihm sein hartnäckiges Leiden so sparsam zuwog. Alle seine Gefühle waren durch seine geschwächten Nerven reizbarer, für alle Schiefheiten der Menschen war er empfindlicher. Je mehr er das Ideal eines ästhetischen Umganges in sich trug — er schrieb damals die Briefe über ästhetische Erziehung — desto mehr erschienen ihm seine Freunde in diesem Punkte verwahrlost. Er fürchtete einen neuen Krankheitsanfall für den Januar. „Gebe nur der Himmel, schreibt er an Körner, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth für mich behalte." Wie Hoven dieser Krankheitsanfälle einen schildert, der Schiller Abends auf einem

weiteren Spaziergange überraschte, so müssen sie wohl einem wahren Tode geglichen haben. Denn selbst der Arzt erbebte beim Anblick dieser Qualen, bei denen die Gefahr der Erstickung immer den furchtbarsten Brustkrampf begleitete. Wer verdenkt es dem armen Dulder, daß er bei der gänzlichen Aussichtslosigkeit zum Bessern ängstlich die Spanne Zeit abmaß, welche ihm durch die Gunst edler Menschen zur Muße gesetzt war, daß er in Rücksicht seines Sohnes bedauerte, nicht fähig zu sein, sich um eine Hofmeisterstelle bei dem weimar'schen Prinzen zu bewerben, daß er trübe in die politische Welt sah und mit sich, seinem Genius, seinem Körner und aller Welt grollte.

In dem Briefe vom 10. Dezember, dem schwermüthigsten, den Schiller geschrieben hat (das ist wohl zu beachten), steht das bekannte bittre Wort Schiller's über seinen fürstlichen Erzieher, ein Wort, demjenigen sehr widersprechend, welches Hoven am Grabe Karl Eugen's aus Schiller's Munde vernommen haben will. Karl Eugen hatte am 24. Oktober, während Schiller in Ludwigsburg wohnte, das Ziel seiner Tage erreicht. Nun erhob sich mancher laute Tadel, der furchtsam bei seinen Lebzeiten im Winkel geflüstert oder ganz verschwiegen war. Daß Schiller gegen solch ein Betragen am Grabe Karl's protestirte und seine Tugenden hervorhob, ist gewiß glaublich. Daß er zwei Monate später in einer Minute, wo er mit der ganzen Welt und sich selbst im Widerspruch war, an Körner schrieb: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch meine Familie Einfluß", ist ebenfalls nicht zu verwundern;

eben so wenig, daß er fortfährt: „außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun haben, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen um sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten, aber auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes." Herodes hieß bekanntlich der Große und Schiller liebte die Charaktere, welche Anlage zu großen Fehlern und Tugenden zeigten, mehr, als die „Menschen." Ich glaube somit, daß das Wort bei Hoven sich sehr wohl mit der Aeußerung Schiller's in seinem melancholischen Briefe an Körner verträgt *). Als der alte Major seinen Sohn bat, ein Beglückwünschungsschreiben an den neuen Regenten zu richten, lehnte Schiller ein solches Ansinnen fest und würdig ab.

Der ominöse Januar ging glücklich vorüber. Allmählich faßte der Kranke wieder Glauben an bessere Tage. Mutter und Kind erfreuten sich des herrlichsten Wohlseins, und als Schiller vollends mit den ersten Zeichen des Lenzes seinen Aufenthalt nach Stuttgart verlegte, als er hier in seinem Gartenhause bei einem beispiellos frühzeitigen Frühling unter blühenden Bäumen die milden Lüfte einsog, an denen seine Kindheit erstarkt war, da ward es endlich hell in der verdüsterten Brust. In Stuttgart empfand er zu seiner größten Erheiterung und Erholung, wie viel die Akademie zur Aufhellung der Köpfe, zu einem für Süddeutschland ungewöhn=

---

*) Nirgends zeigte sich die Manier, durch bloße Briefsammlungen das Bild eines großen Mannes zusammenzuflicken, mehr in ihrer Unzulänglichkeit, als bei solchen Gelegenheiten.

lichen Flor der Künste mitgewirkt hatte. Denn hier fand er, was er in Heilbronn und Ludwigsburg so sehr entbehrt hatte, Umgang, der auf gemeinsamen künstlerischen Interessen ruhte. Dannecker modellirte in dieser Zeit Schiller's kleinere Büste, und aus seinem sinnigen Gespräch in seinem Atelier that Schiller manchen Blick in das Wesen der plastischen Kunst, in die Kunstwelt Roms, welcher Dannecker mehrere Jahre angehört hatte. Das Alles kam ihm gar gut bei seiner Aesthetik zu Statten. Aber auch mit Hetsch, mit Scheffauer, mit dem als Landschafter wohlberufenen Kaufmann Rapp verkehrte er, wenn er auch schwerlich des Letzteren Gedanken, wie Schwab meint, zur Rezension der Matthisson'schen Gedichte benutzte. Einen eifrigen Kantianer, für ihn damals die unentbehrlichste Gesellschaft, entdeckte er zu seiner Freude in dem katholischen Kaplan des verstorbenen Herzogs. Was Wunder, daß Schiller jetzt den Werth der Akademie anerkannte und lebhaft die Aufhebung dieses merkwürdigen Institutes bedauerte, welche im Anfang des Jahres 1794 erfolgte. Schiller konnte sich's nicht versagen, mit seiner Lotte die Räume zu besuchen, in denen ihm so viele trübe und frohe Erinnerungen wie abgeschiedene Geister begegnen mußten. Der Herzog todt, die Akademie vernichtet — gewiß viel, gar viel ging in jenen Tagen durch Schiller's Seele. Ich möchte es aus solcher Stimmung erklärlich finden, daß er den Dichter der Kindheit und Heimath, der Geister und Elfen, Matthisson, den er in Ludwigsburg persönlich kennen gelernt hatte, und seine zum Theil doch unvergänglich schönen Schilderungen mit ganz besonders wohlge=

fälligem Auge ansah. Dieses Maß, dieser nie aus dem Geleise des Geschmacks, wenn auch des Dichterischen weichende milde Ernst, that dem Genesenden wohl. Eine fast krankhafte Sehnsucht nach Einfachheit hatte unsern Dichter schon ergriffen, als er nach Don Carlos die Alten kennen lernte. Diese Forderung sah er zum Theil in Matthisson erfüllt. Aber es ist sein eigenes Mitaufnehmen der Kraft und Leidenschaft geschildert, wenn er zum Schlusse seiner Rezension über Matthisson die weichere Poesie auf das Vorbild des Achilles hinweist, der sich im Kreise thessalischer Jungfrauen zum Helden aufrichtet. Doch, daß ich mir selbst nicht vorgreife. Ich wollte nur die natürlichen Grundlagen schildern, auf welchen sich ein neuer Schiller erhob. Denn das ist wohl nicht zu bezweifeln, daß nicht zum geringsten Theil durch seine Krankheit, wie durch Alles, was in diesem Abschnitt erzählt ist, Schiller's Wesen jene große Läuterung und Klärung erhielt, welche später in den geweihtesten Momenten seines Gesprächs Humboldt und Goethe so überirdisch ergriff, so elektrisch berührte. Es mußte ja dem Menschen, und wenn er auch kein Kantianer gewesen wäre, wohlthun, die nächsten sittlichen Pflichten einmal mit Verleugnung alles Ehrgeizes erfüllt, die nächsten natürlichen Empfindungen in ihrer ganzen Stärke erfahren zu haben. Mit solcher Befriedigung, mit der Hoffnung, die Seinigen alle noch einmal wiederzusehen, reiste er in den ersten Tagen des Mai von Stuttgart ab, besuchte in Nürnberg seinen Freund Erhard, und war am 15. Mai 1794 wieder in Jena.

III.

Schiller und die Revolution.

Die Jahreszahlen 1789—1794 zeichnen, wo sie auch auftreten, einen historischen Hintergrund von grandioser Perspektive. Ihn ganz zu verdecken, ist auch der kräftigste Vordergrund nicht fähig, sich gegen ihn zu behaupten, vermag nur die gleichzeitige ästhetisch philosophische Bewegung in Deutschland mit ihren Haupthelden Kant, Schiller und Goethe. Kein deutscher Dichter aber nimmt eine so eigenthümliche Stellung zur Revolution ein, wie Schiller, auf Keinen hat sie so nachhaltig gewirkt, ja selbst in sein persönliches Geschick hat sie wie eine gewaltige Schicksalshand eingegriffen.

Während Wieland, Klopstock und eine Reihe von Schriftstellern die ersten Thaten der französischen Vernunft mit stürmischem Enthusiasmus aufnahmen, Goethe sie wie eine gespenstische Nachterscheinung floh, hatte Schiller von Anfang an für die ganze Bewegung einen nüchtern historischen Blick. Von Jugend auf mit Franzosen verkehrend, ich erinnere nur an seinen Feind Masson, haßte er früh mit Lessing'schem Haß ihre literarischen Windbeuteleien, Voltaire und die Materialisten, und verdammte das Volk, das einen Rousseau von sich stieß. Seine Ansichten wurden gemäßigter, schon

1787 setzte er Diderot, in einem Briefe an Körner, über Rousseau, und in seiner Rezension einer Goldoni'schen Schrift (1790) verspottete er ganz offen Rousseau's kleinliche Eitelkeit. Schiller las zwar nicht regelmäßig die Zeitung, doch gaben ihm Bode's Schilderungen von der französischen Nation im Ganzen ein trauriges Bild, dessen dunkle Farben durch Wilhelm von Wolzogen's Berichte aus Paris 1788 noch eine dunklere Lasur erhielten. Dennoch behielt Schiller ein ästhetisches Interesse für Paris, etwa wie für das Schauspiel eines großen Brandes. In jener Zeit las er Montesquieu's: considérations sur la grandeur et la décadence des Romains und Gibbon's römische Geschichte. „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, schrieb er in Bezug auf Wilhelm von Wolzogen's Ansichten über Paris an die Rudolstädter Schwestern, muß sich in diesem weiten großen Element gefallen. Wie klein und armselig sind unsre bürgerlichen Verhältnisse dagegen. — Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie, denn auch die Verirrungen eines feingebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte auch bei seinem Untergang." Wie gesagt, Nichts von politischen Hoffnungen, die von Frankreich erfüllt werden sollten. Dagegen hieß es in der Geschichte der niederländischen Rebellion: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns

nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Wiewohl Schiller diese Worte (aus Wieland's Merkur 1788, I, S. 6) nicht in der spätern Ausgabe stehen ließ, so bezeichnen sie hinlänglich, was er von seinem Volke hielt.

Dabei war seine Gesinnung keineswegs beschränkt national. Als er am 13. Oktober 1789 mit Körner über historischen Styl korrespondirte, schrieb er: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders) nicht stille stehn." Wenn er auch den Staat und das Nationale gelegentlich als Mittel zur Kultur der Gattung preist, die letztere war ihm die Hauptsache.

Zur Zeit, als Schiller sich in Lauchstädt verlobte, kam dort die Nachricht von der Erstürmung der Bastille an. Die Frauen jubelten, Schiller nahm die Nachricht mit ahnungsvollem Ernste auf. Wir wissen, wie fest er damals seine Zukunft an Dalberg's Thronbesteigung knüpfte, und hiemit gewann für ihn die politische Frage ein starkes persönliches Interesse. Durch die Beschlüsse vom 5. August 1789 hatte sich Frankreich mit einem Schlage abgerundet, mancher Reichsstand, vor Allem Kurmainz, das künftige Land des Koadjutors, dessen Einkünfte, da die Grenzen geistlicher Herrschaft über die nationalen Grenzen hinausragten, vielfach aus fran-

zösischem Gebiete flossen, war stark verkürzt. Noch in demselben Jahre stellte man in Frankreich die Güter der Geistlichen den darbenden Finanzen zur Verfügung. Es war ein Streich, den die gesammte Geistlichkeit mitfühlte. Dalberg, der freisinnige Dalberg, wurde bedenklich. Wenn Karoline von Wolzogen von der Mainzer Kolonie schöner Seelen phantasirte, sprach er wohl ernst, „es sei unmöglich, daß von einer Gesellschaft von 600 Menschen — und es waren ihrer weit mehr — etwas Vernünftiges beschlossen werde. *) Ein Sturm könne noch Alles vernichten." Und der Sturm kam. Im Dezember 1789 brachte der Dichter Salis die Nachrichten von den ersten Ausbrüchen der Pariser Volkswuth mit nach Weimar und der Jubel der Damen verstummte. Die Emigrationen begannen. Schritt für Schritt wurde das Orakel der Ahnen: après nous le deluge! an dem unglücklichen Könige wahr. Mit jedem Schritte, den dieser traurig verstrickte Oedipus that, um sie zu vermeiden, näherte er sich der unvermeidlichen Erfüllung. Die Klügsten, die doch wußten, daß die Folgen böser Thaten nicht ausbleiben, erreichten durch ihre Versuche, sie aufzuhalten und zu vermeiden Nichts, als, die furchtbare Erhabenheit dieser Folgenmacht und die Ohnmacht solcher Versuche allen Völkern und Herrn zu entfalten.

---

*) Wachsmuth legt in seiner verdienstvollen Schrift: Weimar's Musenhof, S. 112. Schiller diese Worte in den Mund. Der Zusammenhang bei Karoline von Wolzogen ergiebt, daß sie von Dalberg gesprochen sind.

Und die Völker schauten und lernten. Die meisten im Publikum dachten damals wie Körner, der das Walten einer höheren Hand in dieser Bewegung sah. Andre erwarteten blos mit theatralischer Lust den Ausgang. Schiller hatte bis zum Frühjahr 1790 so viel mit sich selbst zu thun. Am 28. Februar 1790 starb der große Stürmer auf dem Throne Joseph II. und gab seine saure und vergebliche Arbeit an die Völker und die Könige des Geistes ab. Man sprach von Rüstungen und England begann sie. Schiller schreibt am 15. April, jungverheirathet: „die politische Welt interessirt mich jetzt. Ich zittre vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen." Eine geraume Zeit verging, ehe die Fürsten einig wurden. So niet- und nagelfest sah noch Alles am Rhein aus, daß im Spätjahr 1790 Forster und Huber unsern Dichter nach Mainz ziehen wollten. Indessen Schiller hoffte auf Dalberg's Thronbesteigung. Er hoffte, daß „gewisse Leute" (der alte Kurfürst) nicht ewig leben würden. Gleich darauf war Schiller selbst dem Tode nah und seine ganze Politik war, Athem zu bekommen. Jetzt kam die Lavine drüben ins Rollen. Am 21. Juni floh der König, am 22. war er ein Gefangener. Die Emigrirten, Preußen, Oestreich brachten es durch Drohungen und Rüstungen so weit, daß die Nationalversammlung am 20. April 1792 den Krieg beschloß und bald standen drei französische Heere an der deutschen Grenze. Nun erschienen die Kriegserklärungen der Alliirten und jenes Manifest, welches bei dem geringsten Angriff auf die Tuilerien

die Stadt Paris mit einer exemplarischen Rache bedrohte. Antwort der Stadt Paris: der Sturm auf die Tuilerien und die Gefangensetzung der königlichen Familie. Der militärische Spaziergang begann. Neue Antwort der Stadt Paris: die Septembermorde. Die Kanonade von Valmy erschütterte drei Tage lang die Luft. Antwort der Stadt Paris: die Erklärung der Republik (22. September). Und als der König von Preußen von unendlichem Regen begossen abzog, da sagte Goethe, der sich im Gefolge von Karl August befand, um seine Meinung befragt: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und Ihr könnt sagen: Ihr seid dabei gewesen.“ Nun wurden die Franzosen die Angreifer. Am 19. Oktober rückte General Küstine vor Mainz, am 21. fiel die Reichsfestung und Georg Forster begann seine tragische Rolle. Wer ihn darum verdammt, der hebe nur gleich einen Stein für Schiller auf.

Schiller hatte seit längerer Zeit eifrig den Moniteur gelesen und aus den Verhandlungen des Konvents, die er mit Spannung verfolgte, bessere Erwartungen von den Franzosen geschöpft. Das schrieb er am 26. November an Körner und setzte hinzu: „die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich. Aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen bessere zu suchen.“ Er dachte ernstlich daran, eine Reise nach Paris

zu unternehmen *). Wollte er das französische Bürgerrecht geltend machen, welches, wie er durch den Moniteur erfahren mußte, der Beschluß vom 6. August 1792 ihm verliehen hatte, wenn er anders in dem Monsieur Gille, wovon das Dokument spricht, seinen Namen erkannte? Es mag manchem Leser einen Reiz gewähren, sich Schiller im Konvent zu denken. Aber so nahe diese Vorstellung liegt, so nahe liegt die Vorstellung, sich ihn auf dem Schaffote zu denken. Denn er hatte keine geringere Absicht, als für das Leben des Königs zu sprechen.

Mit der wachsenden Gefahr für Ludwig Capet's Haupt wuchs dieser Plan in Schiller's Seele. Bald mißbilligte er Forster's Betragen, ebenso das der andern Klubbisten, deren Schritte ihm mehr von einer lächerlichen Sucht zur Prahlerei, als von gesunden Grundsätzen zu zeugen schienen. Er begann eine Vertheidigung des Königs zu schreiben, sie sollte zugleich (als solche loyale Maske hatte er schon Körner die englische Rebellion zur Bearbeitung empfohlen) den Regierungen ernstliche Wahrheiten sagen. „Hätte, schrieb er an Körner, jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unsrer Verbesserung geschehen." Er fragte bei Körner an, ob er Jemand wisse, der gut ins Französische übersetze. Die Sache war ihm heiliger Ernst. Da Körner eine bedenkliche Miene zeigte, wandte sich Schiller sofort an R. Zacharias Becker in Gotha, der sehr gewandt französisch schrieb, gab

*) Schiller's und Humboldt's Briefe. S. 98.

die Schrift auf mehrere Bogen an, versprach ein anständiges Honorar von Göschen und meinte, er werde durch Karl August Exemplare davon nach Paris vermitteln können. Aber die Geschichte ging einen schnelleren Schritt. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwig's Haupt. Ganz Europa empfand den Streich, wenige gewiß so stark, wie Schiller. Er wies das neue Bürgerrecht schaudernd von sich. „Ich kann, schrieb er am 8. Februar an Körner, seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese Schinderknechte an.“

Er sah ein, das Material zur neuen Republik, der französische Mensch war faul. Er hatte einen Augenblick gehofft, „die physische Möglichkeit sei gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen.“ Denn auch ihm galt, ohne daß er jeden Morgen seine Zeitung auf dem Kaffeebrett verlangte, „der Bau einer wahren politischen Freiheit als das vollkommenste Kunstwerk.“ Aber „vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlte und der freigebige Augenblick fand ein unempfängliches Geschlecht.“

„In seinen Thaten malt sich der Mensch und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet? Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des moralischen Verfalls und beide in einem Zeitraum vereinigt.“

So sprach Schiller im fünften Briefe über ästhetische Erziehung, dem Produkte des Jahres 1793. In der That eine der schrecklichsten Zeiten, die es für den Künstler geben

konnte; aber er gab den Muth nicht auf. Was er vom Künstler verlangt hatte, daß er in sich zuerst den idealen Menschen herstelle, ehe er schaffe, das verlangte er jetzt als das Eine, was Noth that, vom politischen Menschen, ehe er handle. Und auf den Menschen als solchen, auf seine Erneuerung von innen heraus sind bis jetzt noch alle Zeiten zurückgegangen, die große Täuschungen brachten und große Kräfte verlangten. Der rohen Natur die Mäßigung, der erschlafften Verfeinerung Einfalt und Natur wiederzugeben, das hielt er für den einzigen Weg zur politischen Freiheit. Und als Mittel dazu galt ihm die wahre Kunst.

„Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen; aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert sein und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.“

Wie hat man zweifeln können, daß Schiller den Ideen der Freiheit und einer geschichtlichen Entwickelung der Freiheit treu geblieben sei? Wenn er auch von Eckermann's Goethe, der oft ein Goethe dicht nach Tische war, mehr Aristokrat, als Goethe selbst, genannt wird! Wie hat man ihm endlich das lebendigste politische Interesse absprechen können, wenn er auch nicht in seinen Briefen kannegießert? Er, der sich nach dem Glockenguß in Rudolstadt umsah und nach dem Eskimo am Nordpol und dem wallenden Schaum der Mühle, nach dem er die berühmte Stelle im Taucher malte, er, dem Alles wichtig und wissenswürdig war, was Menschen angeht! Aber freilich, er hatte einen wahren Prophetenblick und jenes Auge, das aus Wenigem überall den Zusammenhang, das Nöthige, das Mögliche, das wirklich Lebendige spürt. Oder glaubt man, daß z. B. der Vorläufer Napoleon's, Dumouriez mit seiner Wallensteinsrolle von ihm unbeachtet blieb?*) ja, daß Napoleon selbst nicht von ihm vorausgeahnt wurde. Wären die oben angeführten Worte auch erst für die Veröffentlichung der ästhetischen Briefe in den Horen nachgetragen, so ist das, was Hoven in seiner Selbstbiographie erzählt, ein Beweis, daß sie vorher gedacht waren. „Die französische Republik, sprach Schiller zum Jugendfreunde zu Ende des Jahres 1793, wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische

*) Es ist in einer viel pesanteren und also für die Kunst bedeutenderen Manier die Geschichte von Dumouriez, so schreibt Goethe an H. Meyer, 6. Juni 1797, vom Wallenstein.

Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird." Was ist es denn anders, als eine Bestätigung von Hoven's Erzählung, wenn Charlotte von Kalb berichtet: wie das schöngeistige Treiben in Weimar allmählich unter den Stürmen, die von Westen tobten, verstummt sei, wie Wieland seinen Scherz verloren, Herder seinen Mißmuth vermehrt habe, „doch Einer stand, fügt sie hinzu, das Gewirr und Treiben gleichmüthig erschauend, umblickend, ob nicht ein Held erscheine, die brausenden Wellen zu zähmen, von der Natur zu diesem Werke bestimmt, gleich Cäsar und Coriolan, und daß er nicht vergebens harrte, bewies die Erfahrung. Von ihm wurde der Sieger besungen." Dieser Eine ist Schiller, der Sieger, Napoleon, und der Gesang: Schiller's Wallenstein. Zu derselben Zeit, als Schiller jene prophetischen Worte zu Hoven sprach, las er ihm bereits Szenen aus Wallenstein vor und im März 1794 legte er die Korrespondenz der ästhetischen Briefe bei Seite, um an dem Plan seines Dramas weiter zu arbeiten. Während er eine ästhetische Erziehung, mit Aufnahme eines zum ersten Mal auf die Vernunft gebauten Systemes der Schönen, für tauglich erwies, das Material des freien Staates zu bilden, schuf er zugleich ein Kunstwerk, das, ohne Absicht, ein erstes Grundbuch jener Erziehung wurde. Denn es läßt sich kaum ausdenken, mit

wie vielen Fäden sich dieses Drama an die Zeit und das Vaterland knüpft. Indem es die deutsche Revolution da ergriff, wo sie dem Verlauf der französischen ähnlich wird und der Soldat den Prinzipienkampf entscheidet, nahm er unsern Verlust und unsern Besitz, die Ursachen beider, die Einmischung des reichsständischen und kaiserlichen Egoismus in die Sache der Religion, die glänzende Rohheit der Soldateska und mit leiseren Strichen auch die Erschlaffung eines überfütterten und lüderlichen Städtelebens in sein Bild auf, um in diesem Chaos von wilden Kräften mit einem Rechtsgefühl zu richten, das eben vom Schaffote Ludwigs kam. Denn sicher, nicht blos Kant's Tugendbegriff, der durchaus nicht, wie ich beweisen werde, so ohne Weiteres der unsers Schiller war, sondern sein eignes zartes Gewissen und jenes Schaffot, das lebendige Erlebniß eines vor Mitleid aufschreienden Herzens, hat man zu beachten, wenn man sich über die unparteiische Entscheidung einer Thekla, über die milde Verklärung der Maria und das strenge Gericht des Dichters über Elisabeth, über Johannes Parricida verwundern möchte. Ewig, was auch die verworrene Rohheit einer angesehenen Kritik dagegen sagen mag, gilt in der Kunst als letzte Instanz nur und durchaus nur die Stimme der Menschlichkeit, nicht des Bekenntnisses, nicht des sogenannten Fortschritts und der Partei und damals galt es, sie entschieden zu reden.

Ganz Unrecht aber thut man dem Dichter, wenn man die nicht beendeten ästhetischen Briefe als ein für sich bestehendes Glaubensbekenntniß ansieht, als ob Schiller etwa eine forcirte

Kunstbildung allein für fähig hielte, die Welt zu retten. Man muß beachten, was damals allein zu schreiben erlaubt war, um richtig aufzufassen, was von Schiller geschrieben wurde und eine gerechte Kritik wird den Schluß jener Briefe in Werken, wie Wallenstein, die Jungfrau und Tell suchen und in der Schätzung des religiösen und geschichtlichen Lebens, welche aus diesen Werken jedem nicht ganz Blinden entgegenstrahlt, die vervollständigte Meinung des ganzen Schiller finden. Denn, was war damals erlaubt zu schreiben? Nicht blos einen gewaltigen Rückschlag der öffentlichen Meinung hatte die Hinrichtung des Königs zur Folge. Nicht blos die Wieland's und Klopstock's kehrten nur etwas später als die Preußen bei Valmy um, nicht blos Schiller schloß sich inniger an den Boden der Heimath an, und zeigte im Verein mit Goethe, mit selbst grausamer Politik gegen Forster und seine Genossen, das Antlitz des Patrioten — in der Vorstellungsart, gestand er schon 1792, könne kein Dichter seinem Vaterlande entfliehen — nicht blos das Weltbürgerthum ging einem großen Theil der gutmüthigsten Nation auf lange verloren, nein, ein viel schlimmerer Rückschlag erfolgte durch die blinde Furcht und die ohnmächtige Wuth der Kabinette.

Die Kabinette ließen, wie der ehrliche Voigt in einem Briefe an Hufeland fürchtete, „innerlich ihren Verdruß aus, den sie außerhalb ihrer Beherrschung nicht hatten tilgen können,“ sie rächten den französischen König, schmählich genug, allein an ihren Unterthanen. Die Preßfreiheit wurde beschränkt in Preußen, in Sachsen, in Oesterreich ꝛc. und die

Lehrfreiheit ängstlich überwacht und verkürzt. Mit jener Witterung der unrettbar Verlorenen ahnten die Ministerien, daß die radikalste aller Wissenschaften, die Philosophie, die Vernunft der wahren Jakobiner sei. Denn nur sie ist im Stande, die Resultate aller andern Wissenschaften für die Einheit des Geistes, die eigentliche Springfeder der Thaten, zum nährenden Blute zu machen. Auf sie ging man mit Verboten los. Selbst der ehrwürdige Kant mußte sich in Folge seiner Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft," das strengste Verbot gefallen lassen, und Reverse, Verpflichtungen der Lehrer auf den durch die symbolischen Bücher festgestellten Kirchenglauben brachten manchen entschlossenen Mund zum Schweigen. Dem Merkur, selbst der Jenenser Literaturzeitung drohten in Preußen Verbote. Körner suchte durch ein freisinnig gemäßigtes Memoire über Preßfreiheit wenigstens auf seine Regierung einzuwirken. Und das Publikum? — man muß freilich immer ein öffentliches und ein geheimes in schlechten Staaten unterscheiden, das Publikum verhielt sich gleichgültig. Das öffentliche vergötterte lieber Kotzebue's Komödien, dessen Menschenhaß und Reue von 1789 — 94 den Triumphzug über alle Bühnen machte; das geheime, zu dem Körner und alle Besten gehörten, fluchte darüber und verzweifelte daran, daß ein solches Publikum ein Meisterwerk nur verstehen könne. Und dennoch war die ästhetische Strömung neben der Aufklärung bei weitem die mächtigste des vorigen Jahrhunderts, sie trug, wie aus einer innern Verwandtschaft des germanischen und griechischen Geistes alle anderen Bestrebungen in ihrem Schooß, und

bot hierin eine Möglichkeit, die sich erst in ferner Zukunft bei uns vollkommen durchsetzen wird, den ganzen Menschen mit allen Kräften der Phantasie, des Herzens, der Sinne, des Verstandes und der Vernunft zu demjenigen Kunstwerk emporzutragen, welches auch Schiller für das höchste hielt, zum Kunstwerk einer *wahren* politischen Freiheit. Dazu war die Religion verflacht, oder, wie von Kant selbst, die christliche Theologie in Mythologie aufgelöst. Die Philosophie schwieg, denn Kant war ein Mann des unbedingten Gehorsams gegen die bestehende Obrigkeit, konnte auch getrost seine früheren Werke statt seiner reden lassen, ja, er war auf dem Punkte angelangt, wo eine Weiterführung und Ausbildung seines Systems für die künstlerisch ideale Richtung des deutschen Geistes nöthig wurde.

Bei so beschränktem Wirkungskreise, wo über Philosophie, Religion, Politik nicht zu reden erlaubt war, mußte wohl Körner seinem Schiller zurufen:

Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.

Zwar hatte die Wahrheit schon in Schiller's Dichtung diesen Schutz gefunden, aber es war ein ganz besonderer Segen, daß sie gerade in dieser Zeit einen Vertreter hatte, der ihre sittlich geschichtlichen Ideen — das ist der Sinn jener Worte — ihrer ganzen Tiefe nach aufnahm und zugleich durch die vollendetste Form der Phantasie und dem Herzen einer Menschheit zuführte, welcher die Kunst selbst durch einen Kotzebue vergiftet, andere Quellen verschlossen wurden, die Quelle der Abstraktion

nicht erreichbar war. Aber nicht blos als Künstler, auch als Denker wußte er das „geheime Publikum" zu trösten und zu erheben. Was an seinen Briefen über ästhetische Erziehung verschwiegen ist, der eigentlich praktische Theil, der die Antinomie von Kunst und Leben aufgelöst hätte, durfte damals nicht geschrieben werden, aber in dem Geschriebenen erkannten frische Geister, vom Husarenoffizier, wie Thielmann, bis zum Staatsmann, wie Genz, das Verschwiegene. Die Briefe über ästhetische Erziehung sind ebensosehr politische Publizistik, als Kunstphilosophie, ja, es wäre mehr als blos geistreich gesagt, daß sie die Vertheidigung Ludwig's des Sechzehnten sind, in welcher den Regierungen Wahrheiten gesagt werden

Schwerlich wären diese Briefe zu jener Zeit in Berlin oder Wien die Zensur passirt, wiewohl sie an den Herzog von Augustenburg geschrieben waren. Wenn es gestattet ist, auch bei der Ansicht, daß alle Thaten der Menschen nur Thaten des Weltgeistes sind, dennoch zu tadeln, so ist es gestattet, auch entsprechend zu rühmen. Der Weimarischen Regierung, ich sage ausdrücklich nicht blos Karl August, gebührt der Ruhm, in dieser Zeit zitternden Rückschlags, ewiger Denunziationen, händeringender Weisungen und Besorgnisse von Seiten der Mitnutritoren der Universität Jena mit einer wahrhaft ergötzlichen Klugheit, einer tröstlichen Zähigkeit die Würde und Ehre unseres Vaterlandes gerettet und in keinem Augenblicke die Fahne der Denk= und Lehrfreiheit verlassen zu haben. Aus den von A. Diezmann herausgegebenen Briefen des humoristisch braven Voigt an Hufeland redet oft in sehr unscheinbaren

Seufzern und Fragen die ganze Noth jener Zeit, aber auch die unbeugsame, wenn auch noch so tief sich bückende Ehrenhaftigkeit deutscher Männer. Möser hatte Recht, jetzt wurden die kleinen Ländchen die Retter des Vaterlandes. Die Mainzer Aspekten waren Schiller für immer verdorben, aber die Weimarischen Aspekten waren gute Aspekten. Karl August ließ sich während „des Spaziergangs" fleißig ins Feldquartier berichten, was seine Professoren läsen. Man merkt die Nähe des Königs von Preußen und seiner Staatsmänner, wenn sich sein edles Herz einmal zu ostensiblen Worten zusammenzieht, wie diese: „daß die Gelehrten nicht jeden Gedanken, den eine Indigestion supponirt, für einen inneren Beruf ansehen mögen, das Volk gegen scheinbare Bedrückung aufzurufen." Aber er vertrat doch im Stillen die Tollheiten seiner Gelehrten gegen Gotha und Dresden, erlaubte Voigt, den gemaßregelten Professor Schmidt aus Gießen zu berufen und Voigt war unermüdlich nach allen Seiten hin, hier eine Denunziation mit verstellter Erschrockenheit entgegenzunehmen, dort der Sache durch Hufeland unparteiisch nachforschen zu lassen, und sie dann in ihrem Nichts, oder so gelinde und günstig als möglich den „Geheimräthen" und den verwandten Linien darzustellen. Im Dezember 1793 wagte man sogar, da Reinhold einen Ruf nach Kiel angenommen hatte, an die Berufung Fichte's zu denken, der in dem Geruche des entschiedensten Demokratismus und Atheismus stand. Als die Anstellung durch die persönliche Entschiedenheit Karl August's, zum Entsetzen der Gothaischen Regierung, gelungen war, rieb sich Voigt vergnügt

die Hände und schrieb an Hufeland mit einer aus merkwürdig komischen Ingredienzien gemischten Laune: „So werden wir also im Besitz der neuesten Philosophie bleiben und das Vorstellungsvermögen noch höher hinauf abstrahiren!“

Im Besitz der neuesten Philosophie! Das war das große Geheimniß Karl August's, die Mächte der Zeit zu versöhnen. Auf Fichte folgte Schelling, auf Schelling Hegel. Und alle diese Männer nahmen, vielleicht mehr, als sich nachweisen läßt, aus dem lebendigen Umgang mit Schiller und Goethe manches Weltgeheimniß auf, welches sich diesen beiden im Symbole der Kunst offenbarte. Auch eine Freundschaft wunderbarer Art, diese Freundschaft zwischen Kunst und Philosophie, wie sie sich nie vorher in der Welt geschlossen hatte, wie sie nimmer zerreißen müsse, so lange deutsche Sprache geredet wird.

Der Stifter dieses Bundes ist Schiller. Fragen wir endlich: Wie verhielt sich Schiller zur Philosophie?

IV.

Schiller und die Philosophie.

Es scheint, als könne der Mensch nur dann eine Sache mit Eifer treiben, wenn er sie sich als alleinseligmachend vorstellt. Dafür sprechen gewisse Richtungen in der Theologie, der Kunst und Wissenschaft. Heut zu Tage haben Viele das

„Reelle,“ besser gesagt, das Hausbackne und Angenehme, in den Arm genommen und sehen mit unaussprechlicher Verachtung auf das Reich der Ideen. So soll denn auch nach ihrer Meinung die Kunstphilosophie nicht blos Schuld sein, daß so wenig produzirt werde, sie soll auch nicht einmal zur Beurtheilung von Kunstwerken taugen. Nichts sei unfruchtbarer, sagen Jene, als im Kunstwerk nach dem geistigen Gehalt, nach der Idee zu fragen. Wenn ein Werk gefalle, so sei das die Hauptsache. Und dennoch, dieselben, die so sprechen, fragen, wenn die Gelegenheit kommt, selbst ganz artig danach, ob z. B. eine Dichtung ein Drama sei oder nicht. Ja, wenn sie einen Kunstorganismus auch nur wie eine Pflanze ansehen, so können sie sich nicht enthalten, zu beurtheilen, welches der ihm inne wohnende Zweck und Zusammenhang sei. Allein ihr Reellen, ihr Männer des sogenannten gesunden Menschenverstandes, die ihr der Faulheit und dem Dünkel so willkommen seid, denn jeder Narr kann mit Hülfe eurer Anweisung wie ihr selbst über unsre größten Geister räsonniren, seid vor Allem konsequent, leugnet die Würde der Kunst, legt sie zu den Genüssen einer echten Havannah, und sprecht nicht mehr davon, daß sie irgend etwas mit dem Geist zu thun habe. So wie ihr zugebt, daß sie etwas mehr sei, als ein Vergnügen der untern Sinne, so gebt ihr die Kunstphilosophie zu. Denn wer das Reich des Geistes betritt, unterwirft sich seinen Gesetzen.

Es ist nöthig, an dieser Stelle solche Erklärung abzugeben. Sie ist nöthig geworden durch die Uebergriffe der Kunstphilosophie. Auch sie hielt sich eine Zeit lang für alleinseligmachend,

sie behauptete, es gehöre zum höchsten ästhetischen Genuß, ich sage Genuß, ein Kunstwerk mittelst Darlegung seines Ideenkerns zu begreifen. Aber sie hat in neuester Zeit mit einer Erklärung unsres Vischer diese Uebergriffe zurückgenommen. Vischer giebt zu, daß der vermeintliche ästhetische Genuß der begreifenden Nachkonstruktion nur ein Genuß des Wissens, und auf dem Gedankenwege eine Probe des ästhetischen Eindrucks sei. Der Laie begnüge sich also zu sagen: mir gefällt das Werk und überlasse das Urtheil dem Kunstphilosophen. Die Vischer'sche Erklärung wird hoffentlich die Reellen beruhigen und wenn es ihnen übrigens Ernst darum ist, daß der Tag des Edlen endlich komme, so werden sie versöhnlich erwägen, daß dazu in erster Reihe behülflich gewesen ist: die deutsche Kunstphilosophie.

Bei den Griechen tanzten achtungswerthe Männer im Chor. Die Würde der Kunst war in der besten Zeit geachtet, weil die Natur heilig war und die Kunst war nichts als die schönere Natur.

Das englische Drama mußte froh sein, mit den Bärenhetzen etwa in gleichem Range zu stehen und der eigentliche Spiegel der Natur, das Schauspiel, wurde ganz folgerecht im theologischen Deutschland außerhalb der Kirchhofsmauer begraben.

Wären die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts natürliche, ich will nicht sagen, ideale Menschen gewesen, unstudirt und unbezopft, ohne kirchlichen, ohne gelehrten Zelotismus, so ist es denkbar, daß ein Künstler erstanden wäre, welcher seinen Zeitgenossen auf einmal, wie Raphael den Italienern in einer

Reihe von Werken die Würde der Kunst so anschaulich gepredigt hätte, daß man sie anerkannte. Aber „Natur" war ja erst eine Forderung der Stürmer und wiewohl einzelne Künstler, Goethe zum Beispiel, wie eine von oben gesendete Offenbarung der Kunst erschienen, so fehlte doch viel daran, daß sie geglaubt wurde. Aber die meisten Künstler theilten die Verrohung oder Verbildung des Zeitalters, und da sie der Sinnlichkeit schmeichelten, so wurde mit ihnen vor der höchsten Instanz der Zeit, vor dem abstrakt sittlichen und dogmatisch denkenden Geist auch die edlere Erscheinung als inhalts- und würdelos verworfen. Ja, vor dieser Instanz war die Würde der Kunst kaum durch Kunstwerke zu erweisen; das Organ, sie zu verstehen, fehlte. Diese Instanz verlangte Sittlichkeit, Ideen und Gründe.

Es mußte ein Mann aufstehen, welcher fähig war, durch Gründe zu beweisen, daß die Kunst die höchsten Interessen des Geistes befriedige. Wenn ein solcher etwa zugleich der Schöpfer von Kunstwerken wurde, welche diese Wirkung unwidersprechlich ausübten, so war die Sache der Kunst gewonnen. Einmal zum Günstling der Vernunft erklärt, war die Kunst sicher, daß die Macht der Vernunft für sie durchsetzen werde, was der Kunst selbst durch die Macht ihrer Reize vielleicht niemals gelungen wäre.

Diese That, dreifach herrlich durch die Vereinigung zweier großen Thaten, ist der unsterbliche Ruhm Schiller's und in dieser That, welche ihn zu den gewaltig bewußten, unbedingt wir-

kenden Reformatoren stellt, ist er größer, als Goethe und Shakspere.

Von den Darlegungen, welche Schiller's Kunstphilosophie gefunden, genügt, wie mir scheint, noch keine. Ich sehe bei diesen Worten einige Leser unwillige Stirnfalten ziehen, zumal, wenn ich hinzusetze, daß ich nicht gewillt bin, an dieser Stelle eine vollständige Darlegung zu versuchen. Aber ich hoffe, im Interesse Schiller's wenigstens eine Revision der Akten zu veranlassen. Die beispiellose Sicherheit, mit welcher man, ohne ihn zu studiren, Fehler auf seine Rechnung gesetzt hat, entschuldige meine Dreistigkeit, so elegant die Rechnung geschrieben sein mag, einige dieser Fehler zu streichen.

Zunächst ist es unstatthaft, einzelne Aussprüche des Dichters vor den Richterstuhl zu ziehen, vor welchem Schiller als Philosoph beurtheilt wird. Mit dem ersten Vers, den uns ein Dichter vorsagt, macht er mit uns den Vertrag, uns etwas vorlügen zu dürfen. Versteht sich, im Sinne des „lieblichen Betruges," von dem Schiller in den Künstlern spricht, in dem Sinne, wie Aristoteles von Homer sagt, er habe die Dichter gelehrt, Lügen zu sagen. Nicht minder unstatthaft ist es, Schiller den Philosophen für Schiller den Redner und Publizisten verantwortlich zu machen, also z. B. die Abhandlung über die moralische Wirkung der Schaubühne, die nichts als eine Vertheidigungsrede ist, zu Schiller's philosophischem Haushalt zu ziehen.

Fassen wir die Entwickelung des Philosophen Schiller kurz zusammen.

Schiller beginnt in dem Fragment Philosophie der Physiologie mit dem Nachsprechen der Glückseligkeitslehre. Es war das System seines Lehrers Abel, weitaus das populärste und verbreitetste der ganzen deutschen Aufklärung und war dieser, wie schon Hegel bemerkt, durch Uebersetzer, wie Spalding, Garve, Herder und Andre, von den englischen und schottischen Popularphilosophen her zugeführt. Ich muß schon einmal Gesagtes wiederholen. Die englische Moralphilosophie beruhte wesentlich auf heidnischen Motiven. Zwischen dem Menschen und Gott ward nach dem Wegfallen der Erlösung eine Brücke gebaut. Die Sinnlichkeit kam zu ihrem Recht. Sie war nicht mehr das schlechthin Unheilige, sie ward als nothwendig gefaßt und in ihr, allein in ihr wurde die Möglichkeit zur höchsten Stufe der sittlichen Entwickelung gesehen, welche nichts andres sein sollte, als der natürliche, der schöne, der glückliche Mensch. (Shaftesbury.)

Zu gleicher Zeit erwies die Physiologie den nothwendigen Zusammenhang zwischen der sinnlichen und sittlichen Natur des Menschen. (Haller.) Die Sinnlichkeit ist die einzige Leiter zur geistigen Vervollkommnung und der Geist wirkt zurück auf die Sinnlichkeit. Es war das Thema von Schiller's zweiter Dissertation.

Sollte diese Erkenntniß praktisch werden, so mußte die Sinnlichkeit ohne Zwang — denn sie hatte ihr unantastbares Recht — sich zur würdigen Genossin des Geistes erheben Kein Gebot sollte fortan die Menschheit drücken, nur Erziehung sie bilden, nicht geknechtet, nur veredelt werden sollte der sinn=

liche Mensch. Niemand hat in neuerer Zeit vor Schiller beredter, als Shaftesbury die natürlichen Neigungen, wie uneigennützige Liebe (auch diese wird in seinen Moralisten ausdrücklich genannt), Freundschaft, Begeisterung für die Natur, das Gefallen am Wahren, Guten und Zweckmäßigen und vor Allem am Schönen als die Quelle reinsten Vergnügens, als das Mittel zur Veredlung gepriesen. Shaftesbury, sagt Erhard, ist mit Niemand unter den Neuern zu vergleichen, er ist eine Philosophie für sich. Das hat seinen Sinn. Denn er ist in Wahrheit der erste Aesthetiker der modernen Zeit. Ebendarum stand er der künstlerischen Richtung des vorigen Jahrhunderts so viel näher, als der systematische Leibnitz. Shaftesbury philosophirte schön, verständlich und sein Einfluß auf Wieland, Herder, Moritz, wahrscheinlich auch Lessing, ist ganz außerordentlich gewesen*). Wie begeistert sprach er von den Schönheiten der Alten, der Natur, vom großen Kunstwerk des Universums und dem höchsten Künstler! Man glaubte ihm, daß diese Mysterien der Anschauung, denn darin bleibt er stehen, glücklich machten, weil er selbst so beglückt davon sprach. Es sind vielfach nur die Gedanken Plato's und Epikur's, die er vortrug, aber er that es mit einer eigenthümlichen Wärme und Liebenswürdigkeit.

Wie sie Schiller auch zugeführt sein mögen, die Theosophie des Julius, welche nach seinen Briefen an Körner

*) Schiller empfiehlt ihn noch 1793 Körner zur Uebersetzung, Briefe II., 307.

und seinen früheren Arbeiten zu urtheilen die eigentliche Familie seiner Begriffe war, ist nichts als eine freie Ausführung der „Moralisten" Shaftesbury's, mit der Vollkommenheitslehre Mendelssohn's und der Glückseligkeitslehre Ferguson's versetzt.

Bekanntlich traf Leibnitz in der Idee vom Universum mit Shaftesbury vielfach zusammen. Aber was für Schiller schon früher ein kunstphilosophisches Glaubensbekenntniß wurde, war Shaftesbury's alleiniges Eigenthum: die Kunst bringt frei, ohne moralischen Zweck, das Schöne hervor. Ihr Schönes führt zwanglos den Menschen zu immer höherem Schönen, bis er sich zur ahnenden Anschauung der Idee des Naturganzen erhebt. Der Künstler hat also nichts zu thun als das Schöne zu bilden, um die Menschheit zu ihrem ganzen Adel zu steigern. Darum rieth Moritz-Goethe, dem Künstler, sich mit dem Naturganzen, mit dem Schönen der Organismen, mit den vollkommensten Mustern zu erfüllen, um das Idealschöne — denn im Leben war es ja nicht vorhanden — zu schaffen. Hier ist die eigentliche Urquelle der idealistischen Kunst unserer Klassiker, und man kann sagen, daß nachdem einmal der Naturalismus überwunden war, wiewohl auch dieser an Shakspere als Muster sich anlehnte, im Großen und Ganzen Goethe nicht minder wie Schiller von der Idee und den vollkommensten Mustern, den Alten und Shakspere, ausgehen mußten, ähnlich wie die italienischen Meister von der Antike, versteht sich, daß in beiden Fällen

ein gutes Theil nationalen Kernes zur Verarbeitung kam *), und in den besten Leistungen, wie in den Schiller'schen Dramen, Goethe's Hermann und Dorothea, wahrhaft klassische, originelle und für immer volksthümliche Schöpfungen entstanden. Das, worin sie antikisirt erscheinen, ist etwas ganz Unwesentliches, und von Treibhauspflanzen, womit sie verglichen sind, kann so wenig in Bezug auf sie die Rede sein, als man unsere Volksvertretung eine Treibhauspflanze nennen kann, weil sie in der parlamentarischen Form von der englischen angenommen hat. Denn jene Form Englands beruht auf natürlichen Gesetzen. Man halte dies für keine Abschweifung. Wenn Humboldt sagt, daß Schiller schon vor seiner Befreundung mit Kant, der ebenfalls in der Verfeinerung der Genüsse (Kr. d. teleologischen Urtheilskraft §. 82.) ein Mittel zur Disziplin der Neigungen anerkannte, den Gedanken der ästhetischen Erziehung gedacht habe, so ist das in manchem Satz der Briefe an Körner zu erkennen. Das war etwas Andres, wie Sulzer's Moralkunst und Gellert's und Weiße's Praxis.

In demselben Sommer, da Schiller die Künstler begann, sandte ihm Körner einen Brief Raphaels, den letzten

*) Man darf unsre Klassiker nicht mit den Nachahmungen der Antike, wie sie von den Malern des vorigen Jahrhunderts, von einem Mengs, Tischbein und Carstens versucht wurden, zusammenstellen. Diese standen bei weitem ungünstiger und waren geringere Talente als die Dichter. Die Parallelen liegen in Michel Angelo und Raphael.

der ganzen Reihe, um das bereits seit zwei Jahren unterbrochene Thema wieder aufzunehmen. Schiller ließ ihn drucken, wiewohl er nicht mit dem Inhalt desselben übereinstimmte. Denn dieser Brief zerschnitt Schiller's ganzes System von der Kunstidee des Weltalls mit allen Folgerungen, die er im Begriff war, in den Künstlern dichterisch auf die Spitze zu stellen.

Zuerst sagte Körner=Raphael in Bezug auf dieses System: „kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen." Diese Prophezeihung ist eingetroffen. Dann verwarf Körner die Kunstidee vom Universum mit der Bemerkung, das Wesen der Schöpfung sei Leben und Freiheit, während der Künstler herrisch mit seinem Stoffe schalte. Gegen diese Auffassung wandte Schiller ein: „wenn ich aus meiner Idee Alles herausbringe, was du aus der deinigen, so wüßte ich nicht, was du ihr anhaben solltest." Der Dramatiker durfte so sprechen, denn auch er ließ die Individuen frei sich ausleben. Und von der ästhetischen Seite gesehen, mußte ihm, wie die Natur, so der Bau einer politischen Freiheit als das vollkommenste Kunstwerk erscheinen. Aber furchtbarer erschienen andre Sätze Körner's: Er fragte, was wir denn vom Universum wüßten, und dem höchsten Künstler? Ja was wir denn überhaupt zu erkennen vermöchten? Die Antwort falle sehr demüthigend für die menschliche Vernunft aus. Aber getrost! Was sie an metaphysischer Erkenntniß verliere, gewinne sie reichlich auf einem Gebiet, wo volle Gewißheit

sei. Wir sind frei, wir wissen es, unbedingt frei und unsre eigentliche Macht besteht darin, als freie Wesen zu handeln.

Schiller fragt in seiner Antwort, ob das nicht eine Drohung mit Kant in sich schließe. „Was gilt's, schrieb er, den bringst du nach! Ich kenne den Wolf am Heulen!" Und dieses Heulen war dem Künstler herzlich zuwider. Es tönte etwas darin von Pflicht, von Tugend, die nur Werth habe, wenn sie gegen die Neigung erkämpft war, und das Schaffen des Künstlers, eine seiner ersten Pflichten, war ja seine Freude, seine Neigung, hatte also keinen sittlichen Werth. Das konnte dem Künstler nicht einleuchten.

Aber das Körner'sche Wort vom Handeln, von der Thätigkeit scheint tief in Schiller's Seele gefallen zu sein. Im Januar 1789 begann er das philosophische Gespräch im Geisterseher. „Halte diese Philosophie, schrieb er dem Freunde (versteht sich diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetischen Person leihen mußte), gegen die Philosophie des Julius, du wirst sie gewiß reifer und gründlicher finden." Es scheint, als sei der scharfsinnige Beweis, daß Moralität blos in einem Mehr oder Minder von Thätigkeit liege, Schiller's persönlicher Antheil an der Philosophie des Prinzen gewesen.

Im Sommersemester 1790 las Schiller ein publicum über den Theil der Aesthetik, welcher von der Tragödie handelt. „Bilde dir ja nicht ein, schrieb er an Körner, daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rathe ziehe, — ich mache diese Aesthetik (der Tragödie) selbst." Das versichert er

auch an andern Orten. „Mich vergnügt es gar sehr, setzt er dann hinzu, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein scientifisches Prinzip (natürlich zur Theorie der Tragödie) zu finden.“ Die alte Lust zum Philosophiren erwachte wieder. Im Oktober 1790 hatte er eine Unterhaltung mit Goethe über Kant. Goethe hatte in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft, wie wir von Körner erfahren, viel Nahrung für seine Philosophie gefunden. Immer kannte Schiller den Wolf nur am Heulen.

Im Winter 1790—91 war ein junger Mann, der bereits erwähnte Doktor Erhard in Jena. Schiller rühmte ihn seinem Körner als den reichsten, vielumfassendsten Geist, den er je habe kennen lernen. Und fürwahr, ein Mann, der sich vom Handwerk durch Selbstbildung bis zu dem Grade entwickelt hatte, daß Schiller (in einem Briefe Lottens an Erhard) und selbst Kant ihm gestanden, sie wünschten von allen Menschen sich ihn am liebsten zum täglichen Umgang, der mußte einen großen Reiz, eine wahre Virtuosität des Umgangs haben. Erhard hatte fast alle bekannten Systeme durchgearbeitet. „Aller Genuß aber, den ich je in meinem Leben erhielt, bekennt er in seiner Biographie, schwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüths, die ich an mehreren Stellen von Kant's Kritik der praktischen Vernunft empfand. Thränen der höchsten Wonne stürzten mir öfter auf dieses Buch und selbst die Erinnerung

dieser glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen." „Mein Lehrer, mein Vater im Geist," so redet und ruft Erhard mit rührender Dankbarkeit den großen Denker an. Ein solcher Mann mochte unserm Dichter, der bisher nur aus Journalen, wie der Berliner Monatsschrift und dem Merkur sich flüchtig mit jener Philosophie bekannt gemacht hatte, sie „bis zum Sattwerden preisen" und endlich Gehör finden. Aber die stärkste Aufforderung zum Studium seines Systems kam von Kant selbst. Kant hatte endlich zum Künstler gesprochen. 1790 erschien die Kritik der Urtheilskraft. Sie enthielt eine Aesthetik. Schiller schrieb, noch gebrochen von seiner furchtbaren Krankheit, am 3. März 1791 an Körner, daß er Kant lese. „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten."

Was war es denn mit dieser wunderbaren Lehre, die Männer noch in der Erinnerung vor Freuden weinen machte und Halbgestorbene mit himmlischem Licht erquickte! Die ihre begeisterten Jünger rasch durch ganz Deutschland hatte? Deren Stifter manchem dieser Jünger wie ein zweiter Christus erschien? Könnte ich in wenigen Worten die ganze Gewalt einer erhabenen Sittlichkeit, die blendende Kraft eines durchdringenden Verstandes, der doch wieder mit allen Wurzeln in der Gewissenhaftigkeit dieser großen Seele ruht, der Leserin schildern, so würde ich immer nicht vermögen,

von der Einheit, der Uebereinstimmung in allem was Kant nach Begründung seines Systems geschrieben hat, einen Begriff zu geben, ohne meinen Leserinnen dieses System in seinem ganzen Umfange zu entfalten. Und wie vermöchte ich das an dieser Stelle? Man hat nicht zu viel gesagt, wenn man Kant's Erscheinung der französischen Revolution gegenüberstellt; denn jene baute praktisch den französischen Staat, Kant baute die Menschheit im Menschen — auf die Vernunft.

Der Inhalt alles dessen, was wir Fortschritt nennen, scheint für die Menschheit zu groß, um ihn anders als in Gegensätzen zu umspannen. Oder vielmehr die Kultur ist wie die Wirkung einer positiven und negativen Elektrizität. Natur und Geist, zu eilig versöhnt, trennen sich wieder, um sich in der Trennung jedes für sich zu kräftigen und voller, gesättigter, zur Versöhnung zurückzukehren. Die Glückseligkeitslehre war eine solche verfrühte Versöhnung, sie war in ihrer flacheren Form die trivialste Beschönigung der Neigungen und nur in ihrer edelsten Form der willkürlichsten Auslegung unzugänglich. Kant hatte einen wahrhaften Zorn des Gerechten dagegen. Sie einte Wissen, Wollen und Schauen, Kant trennte es. Sie ließ Neigung und Pflicht zusammenfließen, Kant schied beide, ein wahrer Chemiker des Geistes. Sie schwamm auf dem Sinnlichen getrost ins Uebersinnliche der Natur. Ein Symbol, von der Kunst hergenommen, galt ihr als Ursache aller Dinge, als Wesen der Dinge selbst. Kant stellte eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Sinnliches und Uebersinnliches außer uns und in uns. Nennt man seine Phi-

losophie die kritische, so hat man zugleich das Merkmal ausgedrückt, wodurch sie sich vor ihrem größten Gegensatz unterschied, und sie vor Allem als die trennende bezeichnet.

Dies war die That seines ersten Haupt- und Grundwerkes, der Kritik der reinen Vernunft, der Jahresgenossin von Schiller's Räubern (1781). Kant fragte, während die Metaphysiker kühnlich über den Künstler des Weltalls, die beste Welt, über die Liebe als das Wesen Gottes und über die große Harmonie der Wesen philosophirten: was wissen wir denn vom Wesen der Dinge? Von Gott? Wie steht es mit unserm Erkenntnißvermögen? Und die Antwort war: wir haben nichts als Vorstellungen von den Dingen um uns, diese verknüpfen wir durch gewisse angeborne Denkformen mit andern Vorstellungen zu Begriffen. Das geschieht mit dem Verstand und das ist unser ganzes Erkennen. Auf die Frage unsres Verstandes an die Natur: Wer bist du? Was ist deine letzte Ursache, die Quelle deiner Wunder? Was ist dein Endzweck? antwortet keine Vernunft aus der Natur, kein Verstand aus unsrer Brust. So war die menschliche Vernunft gleichsam von Gott verlassen, im Sinnlichen eingesperrt, Kant's Fackel beleuchtete grell die Wände eines ungeheuren Kerkers, an denen die angeborenen Begriffe herumtasteten. Der Mensch war auf sich selbst angewiesen. —

Und was entdeckte er in sich selbst? Auch nichts, als sinnliche Vorstellung von sich selbst? Auch nichts, als daß er Natur sei? Nein, eine siegende Gewißheit durchdringt ihn;

er weiß sich als Uebersinnliches. Eine Stimme spricht laut in jedem Busen: du sollst! du sollst unbedingt! bestimme dich aus dir selbst. Das ist kein bloßes Gefühl der Lust und Unlust. Es ist eine Gewißheit strengster Klarheit, unabweisbarer Nothwendigkeit, ein Gesetz, ein kategorischer Imperativ. Von nichts anderm in der Welt hängen wir ab, als von diesem Gesetz: thue deine Pflicht! Es ist der einzige Bestimmungsgrund unsres Willens, geht aller Wahl vorher, läßt uns keine Wahl, es ist der einzige Inhalt unserer Freiheit.

Das war ein ungeheures Wort. Die Freiheit war zur Vernunft erhoben. Gut sein und frei sein war also einerlei. Mit diesem Bewußtsein fielen die Ketten ab, war der Kerker kein Kerker mehr. Von diesem einen Punkt aus hob jeder Mensch die ganze sinnliche Welt aus den Angeln. Es war etwas darin von dem: „Ein feste Burg ist unser Gott" und von dem „Gott mit uns!" womit die Puritaner in den Tod gingen. Und schien doch die alte bekannte christliche Weisheit. Kant erhob sich in dem zweiten Hauptwerk, worin dieser Gedanke durchgeführt wurde und welches daher die größte Wirkung auf die Zeit ausübte, in der Kritik der praktischen Vernunft (1786), in dem Gefühl der Herrlichkeit dieses Gesetzes zur begeisterten Psalmodie:

„Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheſt, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte,

um den Willen zu bewegen, sondern blos ein Gesetz aufgestellt, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt; vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachlässliche Bedingung desjenigen Werthes ist, den sich Menschen allein geben können?

Es ist, so lautet die Antwort, die Persönlichkeit. Sie ist das Erhabenste, was wir denken können. Denn in der Natur, so weit wir sie begreifen, scheint alles nur Mittel zum Zweck, sie allein ist Zweck an sich selbst. Und von dieser Entdeckung allein, die wir an einem Naturwesen, am Menschen, an uns selbst machen, ist der einzig mögliche Schluß erlaubt auf die übrige Summe aller Naturwesen, daß auch ihre Quelle, ihr Herrscher nichts anders ist als eine Persönlichkeit. Was unser Verstand nie beweisen kann, wird eine Forderung unserer praktischen Vernunft, auch das Uebersinnliche außer uns hat eine höchst mögliche, höchst nöthige Wahrheit, einen persönlichen Gott.

Aber auch diese geforderte, allein mögliche Quelle des Sittengesetzes in unserer Brust, Gott, kann unsere Persönlichkeit nie beschränken. Nicht Gott, sondern allein dieses Sittengesetz ist der Bestimmungsgrund unsres Willens. Man ermißt leicht, wie weit sich hier Kant vom Dogma ent-

fernte. Es war ein Heidenthum, so unbedürftig eines Erlösers, wie nur immer die englische Moralphilosophie.

In allem diesem war für das Uebersinnliche, für den Geist somit herrlich gesorgt. Auch außer dem Menschen war das Uebersinnliche gefordert mit solcher Gewißheit, als ob es bewiesen wäre. Wie sah es dagegen mit dem Sinnlichen aus? Hätte Kant, da er die milde Herrschaft des geforderten Gottes in der Natur sah, nicht schließen können, wenn auch nur als Forderung der Forderung, daß auch am Menschen die Naturseite keine zu unterjochende Rebellin sei, daß das Sinnliche seine Rechte habe, daß durch es allein das Sittliche zur Erscheinung komme? Hatte Kant einen Tropfen schottischen Puritanerblutes in den Adern, lag es in seiner streng pietistischen Jugendbildung, genug, hier war seine größte Schranke. Und hier ist der Punkt, wo Schiller, so sehr er in einzelnen Aeußerungen die Unabhängigkeit des moralischen Entschlusses betont, sich von dem Philosophen stets unterschieden hat. Bei Kant war das ganze Vermögen der Freiheit damit erschöpft, daß sie das Sittlichgute ergriff. Eine Wahl zwischen Gutem und Sinnlichem schloß Kant von dem Begriffe Freiheit aus. Denn eine Wahl setzt ein Abwägen voraus, wobei die Schaalen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit gleich stehen. Schon diese Möglichkeit beleidigte die Pflicht. Sie befahl, sie wollte nicht gewählt sein. Eine Tugend aus Wahl kam der Tugend aus Neigung gleich. Nur diejenige Tugend war eine Tugend, welche gegen die Neigung ergriffen war. Die Sinn-

lichkeit hatte nicht mitzureden, viel weniger zu bestimmen, sie hatte nur zu gehorchen. Sie war somit nie der Antrieb zum Guten, nur die Pflicht durfte das sein.

Schiller spricht wiederholt und noch gegen Goethe*) seinen Widerwillen gegen diese mönchische Auffassung des freien Willens aus. Er habe sich mit dem Satze, daß vor aller Wahl der positive Antrieb zum Guten vorhergehe, nie aussöhnen können. Ja er setzte sich gleich anfangs dagegen. Es ist dies der Angelpunkt, der vor Allem in Schiller's Philosophie nachzuweisen war. Schiller hat nicht blos in Anmuth und Würde den bloßen Willen als solchen, als Form der Selbstbestimmung zum Kern der ganzen Entwickelung gemacht, sondern schon in seinen ersten Aufsätzen über das Tragische das bloße Vermögen des Willens mit in den Begriff der Freiheit aufgenommen. Ich werde darauf zurückkommen. Der Leser muß mir erst durch Kant's drittes Werk, die Kritik der Urtheilskraft, folgen.

Bei seiner Untersuchung des Erkenntnißvermögens hatte Kant also gefunden, daß der Verstand die erste Ursache, das Wesen, den Endzweck der Dinge nicht begreifen könne, so sehr er gereizt wird, danach zu fragen. Die ganze Natur fordert ihn gleichsam zu dieser Frage auf. Er vergleicht, er mißt, er gewahrt hier ein Mittel, dort einen Zweck, er

*) Briefwechsel II., S. 229. Die Sinnlichkeit war bei Kant nicht einmal Antrieb zum Bösen, Kant nahm einen besonderen bösen Willen an, den er mit in die Person des Menschen verlegte, und kam darin folgerecht zur Annahme eines persönlichen Bösen.

begreift ein Gesetz in der Natur, wozu seine Denkformen ausreichen. Wenn sich der Verstand nun darauf beschränkt, die Dinge blos nach ihrem Verstandesgesetz, nach ihrer Zweckmäßigkeit zu fragen, von der er indeß nicht behaupten kann, daß sie wirklich in den Dingen sei, so nannte Kant dieses Verfahren teleologisch urtheilen, und nahm seltsamer Weise auch dafür ein neues Vermögen an: die teleologische Urtheilskraft. Hier fanden Goethe's Urpflanze, sein Zwischenknochen ihre Stelle und auf ihn wirkte dieser Theil des Kant'schen Systems ganz besonders.

Das Reich der Sinnlichkeit stellt sich nur der Einbildungskraft dar. Durch sie wird nicht blos der Verstand gereizt zu fragen, die Sinne werden gereizt zu begehren. Fragen wir nach dem Wesen der Dinge, so demüthigen sie unsern Verstand; reizen sie unsere Sinne, sie zu begehren, so beleidigen sie unsere Vernunft. Es giebt aber ein Verhalten zu den Dingen, wo wir weder gereizt werden, sie zu begehren, noch zu befragen, wo durch die Einbildungskraft (verbunden mit dem Verstande) uns unmittelbar eine Zweckmäßigkeit an ihnen in der Empfindung aufgeht, wo sie uns ohne Interesse, wo sie uns ohne Begriff gefallen. Wir nennen sie in diesem Falle schön und das Vermögen, sie als schön zu beurtheilen, nannte Kant die ästhetische Urtheilskraft. Daß ein Ding wirklich schön sei, können wir nicht wissen. Wir beurtheilen es als schön und verlangen allgemeine Einstimmung für unser Urtheil, ohne dieselbe durch Gründe als nothwendig erzwingen zu können.

Es giebt nach Kant nur zwei Arten des ästhetischen Urtheils, erstens, daß etwas schön, zweitens, daß etwas erhaben sei. Auch das Erhabene gefällt ohne Interesse und Begriff, aber nicht den Sinnen und dem Verstande, sondern durch einen Angriff auf die Sinne (Einbildungskraft) gefällt es der sich dagegen bewährenden Vernunft, die sich entweder als eine über alle Gewalt der Sinne erhabene Kraft, oder als über alles Maaß der Sinne sich erhebendes, das Unendliche forderndes Denkvermögen unmittelbar empfindet. Was uns in erster Weise erhebt, nennt Kant dynamisch erhaben, das zweite, mathematisch erhaben. Kant hatte in seiner Aesthetik ganz folgerecht nur das Erhabene des Subjekts, wiewohl in der That der Pflichtbegriff ihm zum erhabenen Objekt, man kann unwissenschaftlich sagen, zu seinem Gott wurde.

So kam mithin in der ästhetischen Urtheilskraft die Sinnlichkeit zu einem Recht, aber nur zu einem bescheidenen. Die Natur war an sich nicht schön, nicht erhaben. Das alles ist blos unser Urtheil, und so wahrscheinlich daraus eine wirkliche Beschaffenheit der Natur für unser Schönheitsgefühl zu schließen ist, so bleibt nicht blos diese Beschaffenheit eine Zweckmäßigkeit ästhetischer Art und für uns ungewiß, sondern auch unser Urtheil hat, weil es kein reiner Vernunftbegriff ist, keine subjektiv nothwendige Gewißheit. Diese fand nach Kant noch weniger beim Erhabenen statt*), da schon eine gewisse moralische

*) Wenn mich nicht Alles täuscht, so hätte bei dem dynamisch Erhabenen dem Meister ein logischer Fehler seiner Aesthetik aufgeben müssen. Er verlangt zum Gefühl des Erhabenen eine mora-

Kultur dazu gehöre, daß wir gegen einen Angriff auf unsre Sinne unsre Freiheit behaupten.

Wenn Schiller anfangs auch nur die Kritik der Urtheilskraft kannte, so war in ihr das Wesentliche des ganzen Kant'schen Systems enthalten. Fragen wir, wie nahm er diese Resultate auf?

Schiller bearbeitete 1791—92 seine Theorie der Tragödie für die Thalia. Körner, meinte er, werde viel

---

lische Kultur. Hatte er denn in der Kritik der praktischen Vernunft gefragt, wie etwa im sinnlich zufälligen, einzelnen Menschen sich die Vernunft bei den Angriffen der Sinnlichkeit verhalte? Im Gegentheil. Er hatte, wie bei allen begrifflichen Darstellungen nöthig ist, nicht mit dem Menschen, wie er ist, sondern wie er sein soll, gerechnet. Wenn Kant an allen Gewißheiten zweifelte, die eine war gewiß, allgemein, nothwendig, ich bin ein freies, ein vernünftiges Wesen. So nothwendig, so keines Beweises bedürftig, wie die Freiheit in der praktischen Vernunft, so nothwendig war sie in der Erhebung, beim Erhabenen. Denn hier war kein blos vorgestellter, sondern ein wirklicher Widerstand der Freiheit gegen die Gewalt der Vorstellung vorausgesetzt. Wenn er mit einer normalen Einbildungskraft, einem normalen Verstande rechnete, so mußte er auch mit einer normalen Vernunft rechnen. Das Schöne war mit dem Kant'schen System nie als objektiv, nie als subjektiv Nothwendiges zu erweisen, denn er nahm die in die Natur verlegte Zweckmäßigkeit nur bedingt und ahnend als eine objektive an. Aber das dynamisch Erhabene ruhte wesentlich auf der subjektiven Gewißheit der praktischen Vernunft. Hier war ein prinzipieller Boden. Aber auch hier spricht er §. 29 nur von einer angemaßten Nothwendigkeit des Urtheils. Und von hier aus begann Schiller die Untergrabung des Kant'schen Freiheits- und Schönheitsbegriffs und setzte dort die Sinnlichkeit, hier die Vernunft in ihre Rechte ein.

„Kant'schen Einfluß" darin finden. Er ließ sie in zwei Aufsätzen erscheinen: 1) Ueber das Vergnügen an tragischen Gegenständen; und 2) über die tragische Kunst. Sie enthalten in Form von tiefsinnigen Skizzen alles Wesentliche im Embryo, was die Theorie bis in die neueste Zeit über die Tragödie hat feststellen können. Eine gerechte Beurtheilung muß bei solchen Skizzen, die auch bei Kant und Hegel vorkommen, nicht das, was fehlt, sondern das, was da ist, in erste Linie stellen und man wird sehen, daß das Guthaben des Meisters seine Schulden reichlich deckt. Wo wir jetzt mit Hegel'schem Dampfe fahren, hatte Schiller nichts, als die Segel der Erfahrung, den Kant'schen Kompaß und den — Wind der Glückseligkeitslehre. Und doch hat er, und er allein das neue Land der Tragödie entdeckt und in ihr den Anfang gemacht, die Aesthetik auf die Vernunft zu bauen. Es liegt darin ein wundervolles Zusammentreffen, daß Kant's Sittlichkeitsbegriff gerade für die Theorie der Tragödie ausreichte und daß die Tragödie es war, welche sofort durch den Spiegel eines Weltgesetzes, Kant's Schranke nachwies. Es ist mir dies immer eine höhere Bürgschaft dafür, daß das deutsche Volk noch berufen ist, in der Tragödie das Höchste zu leisten, da an der Wiege derselben Alles so planvoll ineinander greift.

Kant hatte, so sehr er das Schöne als interesselos faßte, §. 52 gesagt, daß, wenn die Kunst nicht moralische Ideen aufnähme, sie rettungslos zur Erschlaffung dienen werde, die Lust müsse Kultur sein. Beiläufig ein recht artiges Zugeständniß einer ästhetischen Erziehung. Kant hatte ferner das R ü h r e n d e vom Schönen ausgeschlossen. Aber er hatte es unter der Lehre

vom Erhabenen in der Anmerkung zu §. 29 zugelassen, im Fall das Rührende nicht blos eine Motion des sinnlichen Lebensgefühles sei, sondern eine Gemüthsstimmung im Menschen zurücklasse, „die, wenn gleich nur indirekt, auf das Bewußtsein seiner Stärke und Entschlossenheit zu dem, was reine, intellektuelle Zweckmäßigkeit bei sich führt (dem Uebersinnlichen) Einfluß hat." Kant sprach, ohne es zu wissen, die Wirkung des Tragischen aus.

Daß Schiller, wie Goethe, die Freiheit der Kunst von allen moralischen Zwecken längst als unumstößliches Glaubensbekenntniß besaß, glaube ich im Laufe der Biographie hinreichend erwiesen zu haben. Aber es bot sich in der Kunst, das gab selbst Kant zu, eine unabweisbare, aus ihr selbst entspringende Wirkung auf unser höchstes Seelenvermögen. Es fragte sich, welche Kunst dieser Wirkung am meisten fähig sei, welche Kunst am besten bei aller Freiheit „moralische Ideen" aufnehme, ja am meisten auf der Vernunft beruhe, ohne ihre Integrität einzubüßen?

Kant hatte gelegentlich (§. 52) vom „gereimten Trauerspiel," wie der Blinde von der Farbe gesprochen. Schiller griff sofort nach dem Rührenden im strengeren Sinne, welches bei ihm, wie die Ueberschrift beider Aufsätze und sein sonstiger Sprachgebrauch bezeugt, nichts andres ist, als das Tragische. Er schloß sich mit dem Ausdruck des Rührenden nur an den Ausdruck an, in welchem bei Kant das Tragische gleichsam eingewickelt lag. Wir werden also unter dem Rührenden, um Mißverständnisse zu vermeiden, immer das Tragische verstehen.

Es ist wohl zu beachten, daß Schiller im Anfang seines ersten Aufsatzes an seiner Glückseligkeitslehre festhält. Ganz gegen den §. 83 (und Anmerkung) in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft, sagt Schiller: der Zweck der Natur mit dem Menschen sei Glückseligkeit, „wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen" solle. Schiller will auch durchaus nicht die Kunst über den Zweck, zu vergnügen, erhoben wissen. Nur müßten wir erst eine rechte Theorie des Vergnügens haben*). Schiller skizzirt dann eine solche Theorie. Er theilt das Vergnügen in sinnliches und freies Vergnügen. Alles Vergnügen empfangen wir durch Zweckmäßigkeit, freies Vergnügen durch eine Zweckmäßigkeit ohne sinnliches Interesse. Zu den Quellen des freien Vergnügens rechnet er das Gute, das Wahre, das Vollkommene, das Schöne, das Rührende, das Erhabene. Das Gute freut uns mit sittlichem Interesse, es ist der Vernunft zweckmäßig, das Wahre und Vollkommene mit intellektuellem Interesse, es ist dem Verstand zweckmäßig. Die letzten drei Vorstellungen gefallen uns ohne Interesse. Das Schöne beschäftigt Einbildungskraft und Verstand, das Rührende und Erhabene Einbildungskraft und Vernunft**). Lassen wir diese

*) Ausfall auf Reinhold's Theorie des Vergnügens nach Kant'schen Begriffen. (Merkur 1790.)

**) Hoffmeister verstand Schiller nicht, wenn er meint, das Gute sei im Vollkommenen enthalten. Vergl. Kant's Zugeständniß eines ästhetischen Wohlgefallens am schlechthin Guten §. 29. Anmerkung.

Klassifikation auf sich beruhen und legen wir den Kern von Schiller's Theorie dar.

Wäre Kant selbst darin zu weit gegangen, daß er sagt, das Sittliche hat nur Werth, wenn es gegen die Sinnlichkeit erkämpft ist, so ist doch so viel unleugbar, daß für unsere Einbildungskraft das Sittliche sich nur als Sittliches beweisen kann, wenn wir es sich im Kampf bewähren sehen. Das erfahren wir schon im gewöhnlichen Leben. Wir glauben an den Werth eines Menschen durch eine Empfehlung, überzeugt davon werden wir nur durch seine Handlungen. Also die Kunst, welche für die Einbildungskraft, und zunächst darauf kann alle Kunst nur wirken, Sittlichkeit rasch und überzeugend vorstellen wollte, müßte nothwendig Sittlichkeit im Kampfe, Sittlichkeit im Siege durch Handlungen vorstellen. Alle möglichen Hemmungen müssen sie umgeben, über die schwersten muß sie triumphiren. Welcher Art können diese Hemmungen sein? Schiller antwortet: „Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften, physische Nothwendigkeit und das Schicksal." Da auf dem Uebersehen dieser Worte die schwersten Mißverständnisse aller Ausleger beruhen, so werden wir sie entfalten müssen. Wenn der Sittlichkeit aus „Empfindungen, Trieben, Affekten, Leidenschaften" die schwersten Hemmungen erwachsen sollen, so muß sie gleichsam davon umzingelt, damit verwachsen, sie muß, physikalisch zu reden, gebundene Sittlichkeit sein, das heißt, die handelnden Menschen, durch welche sich Sittlichkeit bewähren soll, müssen leidenschaftlich volle, sinnliche, ja eigentlich, wenn sich Sittlichkeit am herrlichsten zeigen soll, selbst böse Menschen

sein. Aber soll Sittlichkeit zur Erscheinung kommen, so müssen wir sehen, daß die Handelnden Vernunft haben, mit andern Worten, es dürfen keine unzurechnungsfähigen, sondern nur Menschen von augenscheinlich sinnlichen und wahrnehmbar sittlichen Anlagen sein*).

Die Sittlichkeit soll ferner zu kämpfen haben mit physischer Nothwendigkeit. Die stärkste physische Nothwendig-

---

*) So ist es zu verstehen, wenn Schiller im ersten Aufsatz (Taschenausgabe 11, 456) sagt: So schwächt es jederzeit unseren Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat u. s. w. Dieser Ausdruck hat die Meinung veranlaßt, als wolle Schiller „unschuldige Helden" (Vischer I., 288, Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, S. 53). Einen so verkehrten Gedanken muß man von vornherein bei Schiller gar nicht suchen. Seine Tugendhafte sind nur Tüchtige. Wir versagen Jemand, der sich leichtsinnig ins Unglück stürzt, unser Mitleid mit den Worten: das ist deine Schuld. Schiller will nicht unschuldige Helden, sondern vielmehr wahrhaft schuldige, indem er Vernünftige, keine Schwachköpfe und Kinder zu Helden will. Das Beispiel von Lear stellt seine Meinung ans Licht. Blos als tragischer Fall außer dem Zusammenhang beurtheilt, ist allerdings die Theilung des Reiches mit diesem Theilungsgrundsatz die Handlung eines Kindischen, die dem Könige unser Interesse nicht wenig raubt. Das ist eines jener Zugeständnisse, die wir beim Anfang Shakspere'scher Stücke öfter machen müssen, die auch dem deutschen Publikum, das lieber auf substantiellem Grunde steht, nicht recht einleuchten wollen. Freilich korrigirt nachher der Britte gleichsam die Voraussetzung und macht im Verfolg der Handlung durch die Bosheit der Töchter und durch Lear's innere Reinigung und Erhebung den König gerade unsres tiefsten Mitleids würdig.

keit ist der Tod. Wir wollen also die kämpfende, die gebundene Sittlichkeit tödtlich leiden, sterben sehen.

Endlich begreift Schiller mit wohlerwogener Unterscheidung alle übrigen Hemmungen der Sittlichkeit unter dem Worte: Schicksal. Da alle natürlichen Hemmnisse erschöpft sind, was bleibt übrig, als unter Schiller's Schicksal moralische Nothwendigkeit zu verstehen, und zwar analog der physischen, in und außer den Personen. Dazu gehört die Kollision der Pflichten, der Prinzipien, die unvermeidlichen Thaten, die unvermeidlichen Folgen der Thaten, bis zur letzten Folge, dem Siege der sittlichen Macht. Schiller weist ausdrücklich im zweiten Aufsatz das Schicksal der Griechen ab, weil es den Kämpfenden nicht schließlich als eine höhere Ordnung aufgehe. Wenn er selbst den Begriff Schicksal braucht, so muß er also diese enthüllte höhere Ordnung darin einschließen wollen. Warum sagt aber Schiller nicht statt Schicksal blos ganz einfach moralische Nothwendigkeit? Auch aus gutem Grunde. Sein Schicksal sagt noch etwas mehr. Es begreift auch die moralische Nothwendigkeit in sich, welche den Kämpfenden als Naturkraft erscheint, als Unordnung, bloßer Zwang, Zufall, blinde Macht, und diese Eigenschaft der Verhülltheit an der moralischen Nothwendigkeit und Ordnung ist nöthig, damit die kämpfende Sittlichkeit nicht zu früh erlahme, sondern alle ihre Kräfte erschöpfe. Das Schicksal kämpft mit geschlossenem Visir, um es, wenn der Feind am Boden liegt, zu öffnen, und sich als, was es ist, als die Gerechtigkeit, als das Sittengesetz selbst zu erkennen zu geben. So faßt Schiller das Sittengesetz, das

er an andrer Stelle als erhabene Ordnung des Schicksals erkannt wissen will, an mehreren Stellen als die Macht, welche schließlich auch der Böse anerkennt, und nennt Stücke der Art: Gemälde der erhabensten Sittlichkeit. Schiller's Schicksalsbegriff ist also ein so bestimmter, wahrer und ästhetischer, daß wir uns bemühen müssen, die Ansicht aufzugeben, als hätte er einen falschen Schicksalsbegriff eingeführt, oder gar nichts davon bei seiner tragischen Theorie gesagt.

Es versteht sich von selbst, daß diese Hemmungen, welche die Sittlichkeit erleidet, nicht in einer einzigen Begebenheit, sondern nur in einer Reihe von Begebenheiten zur Erscheinung kommen können. Soll uns der Sieg der Sittlichkeit, welcher natürlich in jedem Augenblicke des Kampfes, wenn auch noch nicht vollendet, enthalten ist, freies Vergnügen gewähren, so dürfen wir nicht sinnlich dabei interessirt, also der Kampf muß dichterisch vorgestellt sein. Damit wir aber so energisch als möglich den Sieg der sittlichen Macht, die erhabene Sittlichkeit, wie sie Schiller nennt, empfinden, so muß sie aufs Lebendigste vorgestellt, d. h. sie muß dichterische Nachahmung für Augen und Ohren sein.

Nun empfinden wir jede Vorstelluug von Hemmung der Sittlichkeit, welche als Kampf ein Leiden der Menschen ist, als zweckwidrig, d. h. als Leiden; jede Vorstellung von Widerstand, den die Sittlichkeit ausübt, als zweckmäßig für unsere Vernunft, d. h. als freies Vergnügen. Dieses zusammen nennen wir (tragisches) Mitleid. Es umfaßt somit alle Spielarten der leidenden Empfindungen, als Furcht, Traurigkeit, Wehmuth,

Schmerz, und in diesen die höchste freie Wonne über moralische Zweckmäßigkeit, über das Sittliche als Vermögen, als Wille, als Gesetz.

Aber das Leiden, welches wir im tragischen Mitleid empfinden, hat noch eine Wirkung. Insofern wir mit leiden, geht in uns ebenfalls, wenn auch nur leise, ein Kampf vor. Unsere Vernunft hat das Bestreben, die Leiden des sinnlichen Theils zu überwinden, und diese Thätigkeit, nur wie spielend, da das Leiden nur freies Mitleiden ist, erhöht das Vergnügen über die uns vorgestellte moralische Zweckmäßigkeit („erhabene Sittlichkeit") und giebt uns ein unschuldiges Gefühl unsrer Kraft.

Diesen ganzen Komplex von tragischem Mitleid zu erregen müßte sich also die Kunst zum Ziele setzen, welche dem Menschen das höchste freie Vergnügen durch energische Vorstellung der Sittlichkeit erregen wollte

Fassen wir die Merkmale zusammen: dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen (kämpfende Sittlichkeit) in einem Zustande des Leidens (als kämpfende) zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid (tragisches) zu erregen. Das ist kein andres Kunstwerk, als die Tragödie.

Dies ist der spekulative Kern der beiden Schiller'schen Aufsätze*). Somit war die Tragödie aus dem Kant'schen

*) Die Entwickelung des Tragischen, das Schiller, ohne es so zu nennen, sehr wohl als das Erhabene des Subjekt-Objekts empfand und schilderte, glaube ich mir hiernach ersparen zu können. Für die Theorie war der Begriff einer kämpfenden sittlichen Macht, wo-

Sittlichkeitsbegriff abgeleitet, die populärste und wirksamste Kunstgattung auf die Vernunft gebaut.

Schiller behauptet im ersten Aufsatz, daß sich aus seinem Prinzip vom Kampf der Sittlichkeit (moralische Zweckmäßigkeit) a priori alle Klassen der Tragödie ableiten ließen. Also man könne nach den Merkmalen jeder Klasse erweislich beurtheilen, ob ein bestimmter Fall tragisch sei. Er behauptete also (gegen Kant) die objektive Erweislichkeit des Tragischen. Dies ist nicht so unwichtig, wie es Manchem scheint. Schiller betrat hiermit in der That das neue Land einer wirklichen Philosophie der Kunst und entriß sie den Schranken eines bloßen Geschmacksurtheils. Ich kann hier nicht auf die Stufen des Tragischen und die verschiedenen Klassen der Tragödie eingehen, wie er sie zum ersten Male nach einem Vernunftprinzip eintheilt. Ein Hauptirrthum der Ausleger ist daraus erstanden, daß sie unter einer moralischen Zweckmäßigkeit immer nur eine tugendhafte Person verstanden. Schiller denkt nicht daran. Wenn er sagt, in einem Falle könne auch eine niedere moralische Zweckmäßigkeit einer höhern aufgeopfert werden, so kann, wie sich aus dem zweiten Aufsatz ergiebt, diese niedere

---

für wir jetzt Dialektik der sittlichen Idee sagen, vollkommen ausreichend. Dies Anschließen an einen sittlichen Kern bewahrte Schiller vor den Verschrobenheiten der Nachfolger, als sei es das Schöne, welches untergehe, oder die Idee selbst, wie bei Solger. Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit ist, richtig verstanden, gar kein so verwerflicher Ausdruck, nur muß man nicht unwissenschaftlich die Freiheit auf einer Seite, nnd nicht als bloße Selbstbestimmung fassen.

moralische Zweckmäßigkeit sehr wohl unter zwei Gegnern vertheilt sein, indem jeder ein Prinzip vertritt, und sich beide Prinzipien (Pflichten) im Lauf der Handlung in ihrer Schranke erweisen und dadurch eben die Macht eines höheren Vernünftigen (das ist moralische Zweckmäßigkeit) darthun. Als höchste Klasse der Tragödie galt Schiller, was wir jetzt Prinzipientragödie nennen, und zwar die, wo sich die gegeneinanderstehenden Personen lieben, und schließlich, mit ihrem Schicksal versöhnt, untergehen. Hierher gehört das Hegel'sche: der große Mann will schuldig sein und die Erkenntniß des Tragischen als eines Weltgesetzes. Es ist in der That in Schiller's Definition für die Schuld, für das Schicksal, für die Reinigung der Leidenschaften, für das Erhabene des Willens, der Leidenschaft u. s. w. bestens gesorgt. Noch ein Wort über die vielbeliebte Furcht. Sie ist natürlich in Schiller's tragischem Mitleid enthalten *).

Aristoteles konnte sehr wohl, da seine Poetik wesentlich empirisch ist, ohne als Konfusionsrath zu erscheinen, den Begriff der Furcht noch besonders zum Mitleid hinzufügen, weil durch die gegenwärtige, Augen und Ohren einnehmende, rasch zum tödtlichen Ende drängende dramatische Handlung die tragische Furcht (nicht vor dem Schicksal, sondern vor dem kommenden Leiden) weit mehr erregt wird, als beim Epos, und in der That

*) Vgl. die ausdrückliche Erklärung Schiller's in seinem ersten Aufsatz über das Erhabene. Hoffmeister, Suppl. IV., 548.

ein technisches Unterscheidungsmerkmal der Tragödie ist*). Schiller durfte sie gar nicht aufnehmen.

Es ist weit wichtiger, als alles dies, den Begriff des Sittlichen, so habe ich es durchgängig genannt, in Schiller's Theorie zu prüfen. Das Sittliche ist ihm einmal das Sittengesetz, als sich bewährende, triumphirende Macht, zweitens der damit erfüllte, es anerkennende Wille und drittens, das Vermögen zur Sittlichkeit, die Kraft des Willens, ganz gleich, ob zum Bösen, ob zum Guten bestimmt, ob mit Leidenschaft, mit Pflicht erfüllt. Die Ausführung des dritten Punkts, für die Aesthetik von größter Bedeutung, hat Schiller in dem Aufsatze über das Pathetische gegeben**). Es ergiebt sich daraus ein wesentlicher Unterschied des moralischen und ästhetischen Urtheils. Da das Sittengesetz an sich, so wenig als der sittlich

*) Uebrigens irren Kuno Fischer und Hemsen darin, daß Schiller die Poetik des Aristoteles schon bei seiner Theorie der Tragödie gekannt habe. Karoline von Wolzogen hatte in solchen Dingen begreiflicher Weise kein gutes Gedächtniß. Die undatirte Briefstelle, die sie anführt, steht im Körner'schen Briefwechsel IV., S. 31, ist vom 3. Juni 1797. Schiller's Brief an Goethe Nr. 311 erweist, daß er erst 1797 die Poetik zum ersten Male las. Hoffmeister, der hier fast alle Sätze Schiller's auf den Kopf stellt, geht in der Sicherheit seines Tadels so weit, zu sagen: „daß diese falsche Theorie der Tragödie einen außerordentlich großen Einfluß auf Schiller's nachherige poetische Praxis ausgeübt hat, wird später erhellen." Wenn Schiller's Theorie einen Einfluß auf seine Praxis gehabt hat, so war es nur der, daß er lauter herrliche Tragödien schrieb.

**) Zuerst in der neuen Thalia 1793, dem dritten Stück, als Theil des Aufsatzes: „Ueber das Erhabene" gedruckt.

bestimmte Wille, für die Einbildungskraft zur Erscheinung kommen kann, so ist gerade das Vermögen zur Sittlichkeit, das sich in Leidenschaften u. s. w. als Hemmung, als Möglichkeit der Bewährung zeigt, ästhetisch die Hauptsache. Und Schiller macht den tiefgreifenden Schluß: „Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Hiermit gewann Schiller ein ungeheures Gebiet der Sinnlichkeit für die Kunst gleichsam der Vernunft ab, durch die Vernunft.

Aber dieser Gewinn kam noch auf anderem Wege.

Das war gewiß; wenn die Sittlichkeit sich der Einbildungskraft bewähren soll, so kann sie es nur durch Widerstand gegen die Hemmungen der Sinnlichkeit und solche, die als sinnliche auftreten. Die erste Bedingung ihrer Erscheinung also ist die sinnliche Natur. Ohne das Reich der Sinnlichkeit ist die Sittlichkeit für die Erscheinung gleich Null. Also die Sinnlichkeit kam hier zu ihrem vollen Recht. Hemmung der Sittlichkeit durch physische Nothwendigkeit in und außer dem Menschen ist Leidenschaft und Leiden. Also Darstellung der leidenden Natur ist das erste Gesetz der tragischen Kunst, das zweite erst die Darstellung des moralischen

Widerstandes (natürlich letztrer nicht empirisch, sondern philosophisch verstanden). Dies war die Hauptausbeute des Aufsatzes über das Pathetische.

Den später verworfenen Theil über das Erhabene übergehe ich. Es ist die Ausführung der Kant'schen Erklärung des Erhabenen. Der Begriff des Kontemplativen kommt auch bei Kant vor und Schiller theilte damit das Erhabene in ein kontemplativ und pathetisch Erhabenes. Beide, Kant und Schiller, kommen hier über das subjektiv Erhabene im Wesentlichen nicht hinaus. Nur muß man nicht glauben, daß Schiller in dem Aufsatz über das Pathetische auch den ganzen Begriff des Tragischen erschöpfen wollte. In seinen früheren Aufsätzen kam er weit über das Pathetische hinaus*).

---

*) Mit Solger's vielgepriesener Ansicht, unser moralischer Werth bestehe darin, daß wir alles Wirken in uns als Wirken der Idee, des Göttlichen ansehen, ist keine unbefangene tragische Kunst möglich. Im religiösen Gebiet hat dieser moralische Werth seine Stelle, wiewohl er auch da zum Fanatismus, zu demselben Hochmuth führen kann, wie das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung. Solger steht Kant näher, als er glaubte. Jene Ansicht ist in der Tragödie nur als Moment zu brauchen, den Schiller ganz richtig an den Schluß setzte. Der ästhetische Mensch ist ein freies Wesen, und alles Pathos, durch welches er eben auch das Göttlichste zu seinem freien, unreflektirten Eigenthum macht, verlangt Selbstgefühl, das Gefühl der Stärke. Der Eindruck einer Solger'schen Tragödie würde moralische Zerknirschung und das Gefühl unsrer Schwäche, keine ästhetische Befreiung sein. Seine Einwände gleiten sämmtlich an Schiller's richtig verstandener Theorie ab. Ich muß mir die Ausführung der vielen von mir mit Bewußtsein ausgelassenen technischen und psychologischen Momente in Schiller's Theorie auf ein

Hatte Schiller das Tragische „aus der Natur der Vernunft völlig a priori legitimirt“, so war Hoffnung vorhanden, daß es am Ende mit dem ganzen Reiche des Schönen gelingen werde. Der Stein der Weisen kann nicht mit mehr Sehnsucht und Eifer gesucht sein, als dieser Vernunftbegriff des Schönen. Es überkommt mich immer ein Gefühl der Bewunderung und Rührung, wenn ich den Brief vom 8. Februar 1793 an Körner lese. Er enthält eine der größten Thaten Schiller's.

Ja, mit Plato, mit Spinoza, mit den Vollkommenheitsmännern war es nicht schwer, das Schöne aus der Idee abzuleiten. Aber mit dem unerbittlichen Kant, der nichts als die objektive Zweckmäßigkeit der Natur und auch sie nur gleichsam als eine Gunst der Natur zugestand, (das ist das Goethe'sche:

„Denn was sie dir nicht offenbaren will,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben“,)

mit Kant, der den Stein der Weisen allein in die praktische Vernunft, in die Gewißheit der Pflicht verlegte, da war es schwerer, einen Begriff des Schönen zu finden, der innere unumstößliche Nothwendigkeit, ein wissenschaftliches Prinzip enthalte.

Wie rang Schiller Tage und Nächte danach und wie hilft der wackre Körner, der schon, bevor Kant's Kritik der

---

besonderes Werk: Schiller's Aesthetik, versparen. In einer Biographie Schiller's durfte seine wichtigste Errungenschaft nur bezeichnet werden.

Urtheilskraft erschienen war, in seinem Briefe vom 24. Oktober 1789 an eine Kritik der Ideale dachte, und die Frage aufwarf, ob das Ideal willkürlich oder nothwendig sei. Nachdem Körner Kant's Werk gelesen, schrieb er am 13. März 1791: „Kant spricht blos von der Wirkung der Schönheit auf das Subjekt. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objekte, die in den Objekten selbst liegt, — — untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein werde, behauptet er ohne Beweis." Das Jahr 1792 traf Schiller bereits tief in der Kant'schen Philosophie. Er wollte zugleich Locke, Hume, Leibnitz studiren. Bei seinem Aufenthalt in Dresden 1792 verabredeten die Freunde ästhetische Briefe. Sie wurden der That nach am 21. Dezember 1792 von Schiller eröffnet. Er schrieb Körner: den objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso zu einem objektiven Grundsatz des Geschmacks qualifizire und an welchem Kant verzweifle, glaube er gefunden zu haben. In einem Gespräche — Körner hatte solche Form angepriesen — hoffte Schiller die Analyse des Schönen niederzulegen. Sein „Kallias" sollte eine förmliche Aesthetik werden. In den Tagen, als sie drüben im Konvent über Ludwig Capet's Kopf abstimmten, begann Schiller seine Untersuchungen niederzuschreiben. Er hatte sich mit den Schriften von Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Batteux, Wood, Mendelssohn und einigen Kompendien versehen, wünschte Kupfer nach Raphael, Korreggio zu haben, auch Architektur und Musik sollte berücksichtigt werden. Körner gab ihm umsichtige Rathschläge. Zunächst galt es, den Begriff des

Schönen festzustellen. Schiller versuchte es mit der Vollkommenheit, die er als eine Form des Stoffes erkannte und definirte die Schönheit als Form dieser Form. Allein immer glaubte er noch der Zustimmung der Erfahrung beim einzelnen Geschmacksurtheil zu bedürfen. Bald entdeckte er indeß, daß es gar nicht darauf ankomme, daß etwas Schönes durch den von ihm aufzustellenden Begriff gefalle, was Körner irriger Weise immer wollte, sondern daß dieser Begriff in sich wissenschaftliche Nothwendigkeit habe. Er stand vor der Idee des Schönen.

Körner suchte aus der Einheit im Mannichfaltigen das Schöne zu erklären und nahm die Lebenskraft als das diese Einheit Schaffende an; wo wir Leben in den Objekten entdeckten, fänden wir Schönheit. Das war Schiller nicht logisch genug. Schiller fragte: wodurch erkennt man diese Einheit des Mannichfaltigen? Durch einen Verstandesbegriff. Kant sagt mit Recht: das Schöne gefällt ohne Begriff.

Und nun nahm Schiller in dem merkwürdigen Briefe vom 8. Februar auf einmal die Festung im Sturme. Er hatte so geschlossen: die einzige nothwendige Gewißheit des Uebersinnlichen ohne allen Beweis ist nur in der praktischen Vernunft. Das Bewußtsein, ich bin frei (sittlich aus mir selbst zu bestimmen), ist nicht blos allgemein, sondern nothwendig. Könnte also das Schönheitsurtheil sich als auf dem Vermögen der praktischen Vernunft beruhend erweisen lassen, so wäre seine Evidenz ohne Beweis, seine innere Nothwen-

digkeit gerettet, die Würde der Kunst und der Aesthetik für alle Zeit gesichert, das Schöne zu gleichem Rang neben dem Guten und Wahren erhoben.

Hier war Schiller's erweiterter Freiheitsbegriff von höchster Bedeutung. *)

„Ich vermuthe, Du wirst aufgucken", schreibt Schiller am 8. Februar. In der theoretischen Vernunft ist das Schöne nicht, denn es soll ohne Begriff gefallen; in der Vernunft soll es sein, also kann es nur in der praktischen stecken (in dem Vermögen, welches, nach Kant, Gott als innere Persönlichkeit der Natur postulirte). Das (Kant'sche) Vermögen der praktischen Vernunft ist Selbstbestimmung nach Pflicht. Es giebt aber eine reine Form der Selbstbestimmung (wobei also der Inhalt selbst des Guten nicht in Frage kommt), auch diese Form der Freiheit ist nach Schiller Freiheit. Nun sah Kant beim Schönheitsurtheil in der Natur ein Verstandesgesetz der Zweckmäßigkeit. Wie, wenn wir ein Freiheitsgesetz darin sähen? Wenn uns nur die Gegenstände schön erscheinen, welche gleichsam durch sich selbst bestimmt erscheinen, natürlich nicht durch ihren Willen, denn sie haben keinen, nicht durch den Verstand, das wäre Regel, sondern durch ihr eigentliches Selbst, durch ihre Natur. Die Natur des Dinges ist gleichsam seine Person. Also Schönheit wird **Freiheit in der Erscheinung** sein.

---

*) Vgl. Briefe über ästhetische Erziehung. Neunzehnter. Anmerkung.

Schiller schlug nun folgenden Weg ein. Er fragte: Ist Freiheit in der Erscheinung eins mit der Schönheit? Er trat ins Gebiet des Naturschönen ein, und durchmusterte das Thierreich. Die eigenthümliche, die Gattungs-Natur z. B. eines Rosses, darf nicht durch seine allgemeine Körpernatur beherrscht werden, sondern muß diese in allen Theilen bestimmen. Das Naturschöne ist Autonomie des Organischen. Die Schwere, als das Hauptmerkmal der bloßen Materie, muß ganz in dem innern Bestimmungsgrunde eines schönen Naturindividuums aufgehen. Er sprach schon hier das tiefsinnige Wort aus, freilich sei die (subjektive) Vernunft nöthig, um die Objektivität des Grundes, der Schönheit einzusehen, aber dieser subjektive Gebrauch hebe die Objektivität des Grundes nicht auf. Schiller nahm die Kant'sche Erklärung von der Technik der Natur mit zu Hülfe, und schied nun das Vollkommene vom Schönen, indem er sagte, das Vollkommene offenbare blos Technik, das Schöne Freiheit in der Technik, Regel und doch Regelfreiheit. „In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen gezwungen werden darf." Auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, fordert Freiheit.

Von der Naturschönheit sprang Schiller zur moralischen über. Cäsar gefällt uns mehr als Cato, Tom Jones mehr als Grandison. Da es die Sinnlichkeit ist, welche im Betragen allein in die Erscheinung fällt, so muß sie den vollen Stempel der Freiheit tragen. Sie muß aussehen, als ob sie nicht durch das Vernunftgesetz, sondern aus sich selbst, aus ihrer Natur

bestimmt sei. Das ist nur möglich, wenn die Pflicht in Uebereinstimmung mit der Neigung erscheint, wenn sie also zur Natur geworden ist. So erscheint sittliche Grazie. Um diese Zeit (Mai 1793) schrieb Schiller „über Anmuth und Würde" und über das Erhabene, wobei es ihm hauptsächlich auf die „pathetische Darstellung" ankam. Doch beobachtete er in beiden Aufsätzen über die eigentliche Entdeckung ein aufsparendes Schweigen und versprach eine Analytik des Schönen.

In diesem Frühjahr faßte er unter andern poetischen Planen den einer Theodicee. Es läßt sich ohne Schwierigkeit erkennen, welche Empfindung diesem Plane zu Grunde lag. Es ward ihm zu eng in den Schranken des Kant'schen Subjektivismus, in dem die Philosophie ihn zu bleiben zwang und dem er, der nie Postulate wollte, wo er einmal den Boden der Vernunft betrat, nur auf den Flügeln der Dichtkunst entfliehen konnte, um sich mit ihm in die Natur und das ewig Seiende zu werfen. Mit diesem Subjektivismus, sage ich. Denn jetzt schrieb er, die neuere Philosophie sei gegen die Leibnitz'sche, die er obenhin kennen gelernt, viel poetischer und habe einen weit größeren Charakter. Jetzt fand er, bei einer Revision seiner Gedichte, daß in den Künstlern zu seiner Verwunderung viel philosophische Wahrheit sei, aber seine Gesichtspunkte hätten sich verändert, jetzt strich er in den Göttern Griechenlands die Strophen, welche den Einen, den persönlichen Gott seiner früheren Stimmung ewig nur sein eignes Bild sehen lassen, und folgende Verse durfte der Jünger Kant's nicht stehen lassen:

„Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.“

— — —

Dessen Strahlen mich danieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält,
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

So vorsichtig man sein muß, Gedichte als vollständige Bekenntnisse zu fassen, so darf man aus diesen Weglassungen, welche niemals bei Schiller wie bei dem alten Kant die Furcht diktirte, vielleicht schließen, daß in der neuen Theodicee sowohl der Mensch als der Gott göttlicher und beide menschlicher geworden wären. Denn Eine Idee, welche sein Kunstprinzip vertieft, wenn auch nicht, wie er im ersten Augenblick glaubte, seit den Künstlern ganz verändert hatte, eine Idee hätte auch die Theodicee mit gewaltigem Leben durchdrungen, die Idee der Freiheit. Nicht der Würmer erster, edelster, sondern der Geister einer, der durch den Weltgeist zur wundervollsten Unabhängigkeit, zum Gott der Erde geschaffen war, hätte hier höchst wahrscheinlich den Ewigen gepriesen. Ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich auszumalen, wie Schiller sein neues Kunstprinzip: die Freiheit in der Erscheinung, in seiner Göttersprache hineingeworfen hätte in die Natur, wie er das ganze Universum durchflogen wäre und das Verstandesgesetz

der Erscheinungswelt, in der Schwere, im Magnetismus, im Licht, mit den kühnsten Bildern verherrlicht hätte, wie er zu dem Sternenhimmel droben und dem Vernunftgesetz im menschlichen Willen, welche Kant immer von Neuem zu frommer Bewunderung riefen, vor allem die schöne Gestalt als das unmittelbar beseligende Symbol des größten Weltgeheimnisses gestellt hätte. Was Schelling später dichtend philosophirte, es wäre wahrscheinlich seinem Kerne nach in der Hymne an das Licht und in dieser Theodicee enthalten gewesen. Schiller war innerlich über die „unübersehbare Kluft", welche Kant zwischen Freiheit und Natur, zwischen Vernunft und Verstand errichtet, hinaus. Und eine neue Schrift Kant's mußte ihm den Hauptunterschied, der von Anfang an zwischen ihnen bestand, ganz klar machen. Kant behauptete in seiner philosophischen Religionslehre, in welcher er das Dogma in reine Mythologie auflöste, daß der Mensch einen natürlichen Hang zum radikalen Bösen habe, der böse Wille ward in die Person verlegt, der unversöhnlichste Widerstreit, eine starre Zweiheit im menschlichen Willen, der allerdings schon versteckt in dem Guten ohne Wahl lag, war ausgesprochen. Diese Behauptung empörte Schiller, und alle seine folgenden Aufsätze gehen darauf hin, ohne die Würde des Sittlichen, ohne die Würde der Kunst zu verletzen, diese Zweiheit aufzuheben. In der That ist der Dualismus, um in der Schulsprache zu reden, bei Schiller nichts anders, als die nothwendige Dialektik der Gegensätze, die von Kant ausgesprochen waren. Schiller kam bei der Einheit beider in der „schönen Sittlichkeit" an, es war dieselbe Formel, wie

die des englischen Moralphilosophen, aber welchen Inhalt, welche Fülle hatte bei Schiller das Schöne und das Sittliche gewonnen!

Schiller's philosophische Arbeit war mit den nachgewiesenen Entdeckungen eigentlich zu Ende. Er hatte, indem er aus dem Gebiet der praktischen Vernunft die Bestimmung des Schönen hernahm, gleichsam die algebraische Formel gefunden, mit welcher sich rechnen ließ. Er schaute im Naturschönen das Objekt als Subjekt, noch ehe an Schelling's Philosophie gedacht war, und Schiller muß von dieser Seite geradezu als der Begründer der neuen Aesthetik angesehen werden, wenn auch die eigentliche Operation seines Fortschritts nur — in einem Briefe an Körner zu Tage liegt.

Es gliederte sich ihm sofort mit seiner Theorie des Naturschönen die Lehre vom Kunstschönen ab (20. Juni 1793). Er unterschied Schönes des Stoffes, das Naturschöne, und Schönes der Darstellung, das Kunstschöne. Das Idealschöne erklärte er als schöne Vorstellung von einem schönen Dinge Bei jedem Kunstwerke muß sich der Stoff in der Form, der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Objektivität ist das höchste Gesetz der künstlerischen Darstellung. Hiermit waren die tiefgreifenden Bestimmungen des Realen und Idealen, die Tilgung des Stoffes durch die Form, kurz eine Reihe von ewigen Grundsätzen eröffnet, die später in den Briefen über ästhetische Erziehung und den anhängenden Aufsätzen in verarbeiteter Gestalt, zum Theil mit Aufnahme der Fichte'schen Terminologie, auftreten.

Eine prinzipielle Analyse des Schönen gab Schiller nie, und wie mir scheint, mit dem richtigen Takt, daß eine bloße Definition ohne eine vollständige Wissenschaft doch nichts geleistet hätte. Er beschränkte sich darauf, mit seiner algebraischen Formel sein Bewußtsein zu beruhigen, sie auf die ästhetische Erziehung anzuwenden; er bestimmte daraus, es war ja eigentlich nur die Bestätigung früherer Anschauungen, die Haltung und Aufgabe des Künstlers, den ästhetischen Zustand, die ästhetische Stimmung, den ästhetischen Menschen. Die Freiheit als eine Wirkung der Natur zu fassen, ward ihm an einer Stelle der Briefe mit klaren Worten, an andern Stellen in vielfach neuen Hüllen möglich. Er wandte die Begriffe vom physischen, ästhetischen, moralischen und durch das neuerfüllte Schöne zum wahren Menschen erst wiedergeschaffenen Menschen auf die Epochen der Geschichte an. Er entwaffnete, während Kant den Trieb zum Bösen schuf, diesen Zorn Gottes, wenn man so sagen darf, durch die Annahme eines Spieltriebs, der in Wahrheit, Freiheit und Sinnlichkeit Geist und Natur versöhnte. Er faßte endlich, ohne eine Erklärung damit zu beabsichtigen, den Gegenstand des Spieltriebs als „lebende Gestalt", als den nach seiner Entwicklung von Leben, von Gestalt entsprechendsten Ausdruck für das Schöne. Kurz, wir sehen überall Leben und Fruchtbarkeit an dem mächtigen Strom erblühen, den er aus der Vernunft in die Kunst geleitet hatte.

Die Hauptthaten, die einzigen, deren er mit dem Kant'schen System fähig war, hatte er binnen zwei Jahren ver=

richtet. Er griff immer eifriger wieder zum Wallenstein. Wir sahen ihn 1794 im Frühjahr daran arbeiten. Mit der wiederkehrenden Gesundheit regte sich der künstlerische Schöpfungsdrang. Literarische Unternehmungen und Humboldt's Umgang halten ihn noch eine Zeitlang danieder. Aber bald werden wir ihn das Unerhörte leisten sehen. Während die Philosophen, wie Reinhold und Kant, seine Theorie bewunderten, während Fichte (September 1794) sagte, daß, wenn die Einheit, welche in Schiller's Gefühl herrsche, in sein System komme, von keinem andern Kopf so viel, ja von ihm schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten sei, während junger Nachwuchs leider zu flüchtig seine tiefsinnigen Sätze aufnahm, trat er, alle Kräfte befeuernd, Goethe zu neuem Schaffen aufrufend, in neuer Jugend mit Kunstwerken vor die Augen der erstaunten Welt, welche die durch sein System geforderte Würde der Kunst im Spiel eroberten.

V.

Bekanntschaften.

„Was ich Gutes haben mag, schreibt Schiller an die Gräfin Schimmelmann, ist durch einige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden: ein günstiges Geschick führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens

entgegen, meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens.“ Aus der Sprache der Bescheidenheit in die Sprache der Wahrheit übersetzt lauten vorstehende Worte etwas anders. Das günstige Schicksal Schiller's war zum allergrößesten Theil seine That. Er besaß die seltene Kunst, zur entscheidenden Zeit verwandte Geister in seine Bahn zu zwingen.

Eine in diesem Sinne entscheidende Zeit war für ihn der Sommer von 1794. Denn dieser Sommer verband ihn aufs engste mit Wilhelm von Humboldt, brachte ihn mit Fichte in nahe Berührung und begründete seine Freundschaft mit Goethe.

Wilhelm von Humboldt scheint blos eine Gattung zu repräsentiren. Und doch steht er bei näherem Blick so einzig da, daß man hinzusetzen muß: er allein ist bis jetzt diese Gattung. Humboldt war ein Märker, stammend von edlem begüterten Geschlecht, geboren in Potsdam den 22 Juni 1767. Wenn Varnhagen sagt, Humboldt's Geist und Charakter habe sich unabhängig von seinem Lebenslauf gebildet, so erkennt man in seiner Entwickelung doch sein Geburtsland, doch seine Zeit. Der Preuße aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen hat in ihm alle Vollendung erreicht, welche man ohne Genie ersten Ranges erreichen kann, ja welche vielleicht nur ohne solches Genie zu erreichen ist. Denn Humboldt's Größe liegt nicht in der Energie, sondern im Umfang seiner Begabung. Eine ganze Gattung norddeutscher Naturen theilt mit ihm „die logische Erziehung“, er erhob sich darüber; eine ganze Gattung theilt

mit ihm bei aller Verstandesschärfe den Zug tiefer Sehnsucht und weiß sie unter der spröden Hülle von Scherz und Verneinung zu verstecken, aber bei ihm wurde sie di Quelle von Ideen. Viele haben sich durch ähnliche Vielseitigkeit der Welt bemerklich gemacht, Humboldt hat sie Alle übertroffen, denn Humboldt vollbrachte das Unglaubliche, er war zugleich ein preußischer und ein ästhetischer Staatsmann. Bei der nüchternsten Kenntniß der Menschen und der tiefsten Erkenntniß des Menschen nahm er, ein Staatsmann „von perikleischer Hoheit des Sinnes", in das praktische Gebiet die Ideen hinüber, welche er in den üppigen Feiertagen einer ganz ausgekosteten Muße, in dem Umgang mit den Griechen und unsern Dichtern sich zu eigen gemacht hatte. Ein Diplomat, von dem Talleyrand sagt: que c'était un des hommes d'état, dont l'Europe de mon temps n'en a pas complé trois ou quatre, war der Schöpfer der Sprachphilosophie, der Ueberſetzer des Agamemnon, der Begründer der Berliner Universität und der erste Minister der ganzen modernen Zeit, welcher die Künste als volkserziehende Mächte behandelt wissen wollte.

Das Geheimniß dieser Größe kann man in Schiller's Briefen über ästhetische Erziehung lesen. Die Fertigkeit, aus dem Sinnlichen ins Vernünftige und aus dem Vernünftigen ins Sinnliche überzugehen, eine Fertigkeit, auf welcher alle wahrhafte Praxis beruht, hatte sich Humboldt anerzogen. Eine Rüstigkeit solcher Art, kühl, klar, schlagfertig und eben so warm, ernst und tief begeistert, dabei

doch keine Schranke eitel versteckend, muß sich, wenn man Varnhagen's Meisterskizze deuten darf, schon in seiner Körperlichkeit ausgesprochen haben. Humboldt war hager, nicht muskulös, aber von um so stärkerer Nervenkraft, hoch, in den Schultern vorgebogen. Die zurückweichende Stirn, die heraustretenden Forscheraugen, die zarte Blässe des ruhigen Gesichts, die sanftschneidende Sprache, um so sanfter, da ein organischer Tik ihn zwang, das Sch wie S auszusprechen, — es ist das Bild einer immer strebenden, beobachtenden und doch in sich gebundenen Persönlichkeit. Humboldt hätte, abgesehen von der gymnastischen Durchbildung des Körpers, in der Zeit seiner Wirksamkeit aus den Reihen der modernen Menschheit heraustreten können, um sich, der einzelne Deutsche mit dem besten Athener zu messen.

Als Schiller zum ersten Mal mit ihm in Berührung kam, war Humboldt ein sehr junger Mann. Aber die Namen seiner Freunde Campe, Forster, Jacobi und Friedrich August Wolf markirten das ungemeine Gebiet, welches für das Gebäude seiner Bildung bereit lag. Jedem dieser so sehr verschiedenen Männer folgte er auf sein Eigenthum, jedem mit ganzer Seele und mit den nöthigen Kenntnissen. Und doch behielt er bei jedem sich selbst, Forster und Jacobi gegenüber blieb er Kantianer, Wolf gegenüber blieb er modern genug, um neben Pindar und Aeschylus auch Schiller's Don Carlos und seine Künstler zu bewundern.

Durch seine Herzensschicksale sich wenigstens aus der Ferne mit Schiller berührend, lernte er im Dezember 1789

in Weimar endlich den Dichter persönlich kennen. Er fand seine Erwartungen noch übertroffen. Noch in demselben Monat besuchte ihn Humboldt in Jena. Aber Schiller war damals nicht leicht zu erobern, Humboldt nie leicht zu erkennen. Er hatte die flüchtige Beweglichkeit des Glücklichen, die Glätte des Sorglosen, nicht einmal den ausgesprochenen Drang nach einem Beruf, denn seine juristische Laufbahn in Berlin hatte er aufgegeben. Schiller bedurfte eines unfertigen Freundes nicht und an Humboldt glaubte er die schlimmste Unfertigkeit zu bemerken, eine angeborne Fläche. Daß Humboldt noch kein Schriftsteller sei, ward Schiller gewahr, als ihm Humboldt Arbeiten zusandte. Ein Bruchstück aus dem Aufsatz: „über die Grenzen der Staatswirksamkeit“ ging erst nach einer grausamen Operation in die Thalia über.

Aber Humboldt war nicht der Mann, vor Korrekturen zu zittern. Er lebte des Gedankens, daß, wer sich und seine Kräfte nach allen Richtungen hin bilde, schon die Aufgabe des Menschen erfülle. Es war, nur auf die Spitze gestellt, dieselbe Ansicht, nach welcher Schiller und Goethe ihr Leben gestalteten. Es war die Auffassung der Kultur als eines großen Lebendigen, in welchem Alles Frucht ist und Alles Samen. Man hat Humboldt deshalb getadelt. Als wenn zu befürchten stände, daß solch ein Lebensgrundsatz, der schon eine geistige Größe voraussetzt, zum Schaden des allgemeinen Besten auch allgemein werden würde. Wer sich so isoliren **kann** wie Humboldt, der darf sich isoliren.

In dieser Isolirung, in der einsamen Muße seines Landgutes Burgörner, reifte er, mit seiner Karoline über Aeschylus sinnend, und mit Wolf philologische Briefe tauschend, Schiller's Freundschaft entgegen.

So lange dieser als kümmerlich Genesender sich mit der Aufnahme des Kant'schen Systems befaßte, bot ihm Jena des Umgangs genug. An Kantianern war dort kein Mangel. Man aß mit Kant zu Mittag und butterbrotete mit Kant zu Abend. Der Magister Heinrich von Gros übertraf alle bisherigen Freunde an Klarheit und Scharfsinn. Aber jemehr Schiller als produktiver Aesthetiker auftrat, desto mehr fehlte ihm sein Körner, der zudem Denker auch den Aesthetiker mitbrachte. Er wollte auch in den Umgangsformen den ganzen Menschen ausgeprägt sehen, ja er verlangte, wie wir wissen, in Augenblicken selbst nach einer milderen, schonenderen Natur, als Körner war, nach einem Freunde, der nicht blos fortwährend den Dichter in ihm aufforderte, sondern vor Allem die nach einem Unendlichen rücksichts= und selbstlos vordringende Gedankenthätigkeit in ihm förderte und anerkannte. Er fand ihn endlich in Humboldt.

Im April 1793 hatte sich Humboldt vorübergehend in Jena gezeigt und dort die Resultate, zu denen Schiller's Untersuchungen über das Schöne gediehen waren, mit Wärme in sich aufgenommen. Zwar fand er den Begriff Schiller's noch nicht ganz erschöpfend. Aber die hohe Stufe, auf welche durch diesen Begriff das Schöne gestellt wurde,

mußte für Humboldt etwas Bestätigendes und Begeisterndes haben. Noch eben hatte er seinem Wolf geschrieben, daß er über dem Studium seiner geliebten Hellenen auch den Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu ergreifen, verloren habe. Jetzt war der Werth solcher Studien auch auf dem Vernunftwege gesichert. Aus dem neuen Gesichtspunkt mußte nun erst das erworbene Material geprüft werden. Auch Humboldt's Neigung hatte sich längst für das strengere Schöne entschieden. Er genoß gern, aber die Gegenstände seines Genusses waren ernst und groß. Pindar, Aeschylus, Thucydides waren seine Lieblinge. Und wo er sinnlich genoß, da mußte ihm der Genuß wenigstens Beobachtungen zinsen. Nichts interessirte Humboldt neben den Griechen mehr, als das Verhältniß der beiden Geschlechter. Aus der Natur der geistigen Zeugung, aus der Wechselwirkung von Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit suchte er über das eigenthümliche Wesen der griechischen Dichtung und über die Hervorbringung des Schönen Ideen zu gewinnen.

Schon damals lud Schiller ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen. Humboldt, ohnehin unfähig, solchem Wunsch aus Schiller's Munde zu widerstehn, sah, daß allein hier und bei diesem Dichter die Ringschule sei, in welcher das deutsche Hellenenthum, das Ziel auch seiner Sehnsucht, Rüstkraft gewinnen müsse. Tief erregt ging er nach Dresden, auch noch in Körner's Seele das Bild Schiller's und der Idee des Schönen zu suchen und zog sich dann, mit den

Bedenken Körner's bereichert, in die Einsamkeit seines Gutes Burgörner zurück. Er wiederholte ernst und emsig Kant's Kritiken und so vorbereitet kam er im Februar 1794 mit seiner angebeteten Karoline und seinem Knaben nach Jena. Fichte, der Historiker Woltmann wurden hier erwartet. In dem Kreise der Schütz, Hufeland, Gros bald eingelebt, trat Humboldt dem heimkehrendem Schiller entgegen.

Gleich nach den ersten Gesprächen erkannte dieser, was er an dem jetzigen Humboldt gewonnen. Er rühmte dem Dresdner Freunde die seltene Totalität seines Wesens und daß sich im Gespräche mit Humboldt alle seine Gedanken und Gefühle leichter entwickelten. Noch fand er freilich, daß Körner reichlich an Tiefe gewinne, was er auf der Oberfläche gegen Humboldt verliere. Aber Humboldt hatte um so größere Schätzung für fremde Tiefe. Er wäre nicht fähig gewesen, einen so genialen Uebergang zu machen, wie Schiller mit dem Begriffe des Schönen aus der Sphäre der Verstandeszweckmäßigkeit in die der Vernunftähnlichkeit gemacht hatte. Dieser eigentliche Ideenstoff, so verstehe ich Schiller's Aeußerung über Humboldt's Mangel an Stoff, mußte der scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte damals noch zugeführt werden, um sich als belebendes Samenkorn in das reiche Material zu senken, welches Niemand mit mehr Beobachtung, mehe Studium sich zusammen getragen, als Humboldt. Hiezu drängte die ganze Zusammensetzung seiner Seelenkräfte. Humboldt's Intelligenz war wesentlich der Verstand, immer theilend, scheidend, aus

tausend Blättern gleichsam einen Tropfen Rosenöls destillirend und der tausende hiezu bedürftig. Seine Phantasie und sein höchstes Denkvermögen waren am wenigsten thätig. Da aber seine Einsicht und seine sittliche Kraft auf Allseitigkeit drang, seine Empfindung ihn aufs reichste unterstützte, so mußte er immer bestrebt sein, durch ein rastloses Aufnehmen, durch das genaueste und umfassendste Aneignen der breitesten Erscheinungswelt sich gleichsam den Dienst der fehlenden Geistesglieder zu ersetzen. So war ihm auch Schiller vor Allem eine Erscheinung. Er reizte Schiller sich fortwährend zu offenbaren, unmittelbar im Gedanken sein Wesen herauszustellen. Das ist die entscheidende Wichtigkeit dieser „Bekanntschaft.“ Humboldt beschleunigte den Gedankenprozeß Schiller's, indem er ihn unaufhörlich erneute.

Den größten Gegensatz zu Humboldt bildete Fichte. Ganz nur energische Selbstthätigkeit, konsequent, kühn, war er durch und durch eine männliche produktive Natur. Vom spekulativen Philosophen kann man sagen, er dürfe ohne Augen geboren werden. Der Gedanke ist seine Welt. Einer andern bedarf er nicht. Vielleicht von keinem Pphilosophen gilt dies mehr, als von Fichte. Schiller hatte ihn auf der Schwäbischen Reise in Tübingen kennen gelernt. Wie hätten zwei so verwandte Geister sich nicht mächtig ergreifen sollen! Fichte hatte gerade den ersten Grundgedanken seiner Lehre gefaßt und rang nach Gestaltung und Verständniß der Welt aus seinem Mittelpunkte. Er führte den Kant'schen Snbjektivismus zur reinsten Konsequenz hindurch. Das eigentlich

und allein Gewisse war nach Kant doch nur das Ich, die Persönlichkeit. Aber Kant faßte die Persönlichkeit als beschränkt menschliche und schwankte zwischen diesem Gewissen und einem Ungewissen, indem er die göttliche Persönlichkeit postulirte. Fichte erhob sich zuerst in die Sphäre des reinen Denkens, indem er das allein Gewisse zum alleinigen Grunde des Wissens machte und nicht mehr vom menschlichen und göttlichen Ich sprach, einem Unterschiede, der blos fürs Leben sei, sondern das absolute Ich zum Prinzip seiner Philosophie machte. Für solche That, in ihrer Art ebenso genial, wie Schiller's Wiederversöhnung der Sinnlichkeit mit der Vernunft mußte Schiller die allertiefste Schätzung haben. Er ließ sich nicht durch Fichte's harte und abstrakte Form zurückschrecken, an ihm den großen Inhalt zu suchen und sich soviel davon anzueignen, als er seiner Natur nach vermochte. Fichte's Einfluß zwang ihn, sich mit den schärfsten Waffen des prinzipiellen Denkens zu rüsten, durch diesen Einfluß wurde er veranlaßt, noch einmal die Kant'schen Kritiken durchzuarbeiten, und unter ihm wurden seine ästhetischen Briefe umgeschmolzen. Dennoch stellte Schiller sich gerade Fichte gegenüber fest auf die ästhetische Form seines Denkens. Der elfte Brief nahm das absolute Subjekt zwar auf, aber von dem reinen Ich, für unphilosophische Leser so schwer zu denken, hatte er eine ästhetische Scheu. Das Sein und die Person, in der Gottheit ein und dasselbe, sind ihm die einfachsten Elemente des Menschen. Mündliche Aeußerungen Fichte's, daß das Ich durch seine Vorstellungen

auch erschaffend sei, entfremdeten ihn bereits im Herbste 1794 dieser Lehre*), aber Körner's ungetheilte und bestimmte Bewunderung derselben erfüllte ihn, wie er an Humboldt merken läßt, mit erneuerter Achtung, die sich auch in dem Xenion auf Fichte und Nicolai wieder ausspricht:

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du auf leichtem Kahn schwankest und Häringe fängst.

Aber die Einheit des Systems, zu welcher ihn Fichte so gerne hätte gelangen sehen, mied Schiller, vielleicht eben durch Fichte's Darstellung überführt, daß er dann eine Wirkung aufgeben müsse, an der sein ganzes Herz hing, die Wirkung auf den empfindenden, auf den ganzen Menschen. Er begnügte sich, das bleibende Resultat jenes Idealismus, daß nichts von außen in den Geist hineingegossen werden kann, daß Alles, was das Seinige werden soll, zufolge einer ursprünglichen Antizipation in ihm sein müsse, sich zu befestigen und jenes Wort im zwölften Briefe, daß wir in alle Ewigkeit wir sind, dieser in allem Wechsel beharrende Geist ist der Lebensnerv seiner Kunst- und Lebensansichten geblieben**). Wie sicher und bewußt er aber seine Aufgabe faßte, nie den Boden des individuellen Denkens zu verlassen, das ergiebt sich aus dem Konzept eines merkwür-

---

*) Briefwechsel mit Goethe. S. 26.

**) Daß „die Weltweisen" nicht Fichte, sondern die Popularphilosophen persifliren, sowie die Verwechslung Weishuhn's mit Fichte in Hoffmeister's größerem Werk, ist bereits von J. H. Fichte, Briefwechsel S. 7. nachgewiesen.

digen Briefes an Fichte vom 3. u. 4. August 1795, der überdies auf das wahrhaftige und männliche Verhältniß jener Geister das hellste Licht wirft. Schiller hatte einen Aufsatz Fichte's „über Geist und Buchstaben in der Philosophie", der für die Horen eingesandt war, mit herbem Tadel zurückgewiesen. Es kam zu Erörterungen und Fichte sprach unter anderm die Meinung aus, daß Schiller's philosophische Schriften dadurch so anstrengten und ermüdeten, daß sie die Einbildungskraft zwängen, zu denken. Sie würden gekauft, bewundert, aber weniger gelesen und gar nicht verstanden. In Bezug hierauf schrieb Schiller, welcher damals durch die beschränkten und mißgünstigen Urtheile über die Horen noch besonders erregt war, „ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum haben, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektiren wollte. Es giebt nichts Roheres, als den Geschmack des jetzigen Publikums und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. — Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkost wird, folge ich blos dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft... wenn es gleich aus äußern Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgültig sein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und

meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen, und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache: denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht, was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird.“ Fichte hatte Schiller's philosophischen Arbeiten kurze Dauer prophezeiht. Nach zehn Jahren, schrieb Schiller in nur zu sicherer Vorahnung seines Todes, werde er weder mehr lehren noch schreiben und mit seiner Philosophie so still durch das Publikum gehen, wie jetzt. Aber er werde, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken gegangen, in hundert und zweihundert Jahren zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger gelesen werden, als jetzt. Warum? Weil in seinen Schriften sein ganzer Mensch lebend abgedrückt sei, während die Schriften Andrer, auch Fichte's, mit seinem System vergehen, und nur die Folgen, aber nicht der individuelle Effekt bleiben werde. Fichte hatte eine zu tiefe Verehrung vor Schiller's Charakter, als daß er, wenn auch der persönliche Verkehr eine Zeit lang aufhörte, sich dauernd dem Dichter hätte

entfremden können. An Schiller sandte er bei dem Konflikt mit der Regierung, der 1799 seinen Abgang nach Berlin veranlaßte, seine Appellation an das Publikum zur Begutachtung, und sie blieben freundlich verbunden, bis zu dem Augenblicke, wo Schiller „nicht mehr lehrte und schrieb.“

Zwischen Fichte und Humboldt sehen wir Schiller sich konsolidiren. Hielt Humboldt, der ganz individuelles Denken war, den Dichter in der Sphäre des Denkens fest, so weit ein Schiller überall festzuhalten war, so trieb ihn Fichte's reines Denken eher zur Dichtung zurück. Ich glaube nicht, daß ich den Einfluß dieser Männer zu hoch anschlage. Ich glaube es deshalb nicht, weil die Schilderung, welche Humboldt von dem damaligen Wesen Schiller's entwirft, genügend beweist, wie Schiller sich in diesem Verkehr hingab, ja wie er sich förmlich darin aufbrauchte. Wenn Humboldt immer darauf zurückkommt, die Ruhe und Milde Schiller's zu preisen und daß der Gedanke im höchsten Sinne Schiller's eigentliches Element gewesen, so war diese Milde, wie diese rastlose Denkthätigkeit eben die Eigenschaft desjenigen Schiller, welcher der Freund Humboldt's war. Das Bild, welches Humboldt in einem Briefe an Körner *) von unserm Dichter gezeichnet hat, ist bei weitem energischer, als das, welches er später öffentlich gab. „Niemand, erzählt er von Schiller, kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen,

*) Aus Weimar's Glanzzeit, von Diezmann. S. 30 ff.

mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andre Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen andern gesehen habe. — Es ist unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen auf irgend einer Seite, wie wenig begeistert für das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war, als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich Alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle und richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben von Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, im=

mer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte." Hier ist die Wahrheit des Goethe'schen

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Ein größeres Bild, als Humboldt giebt, ist nicht von den männlichen Jahren Schiller's zu zeichnen. So groß zeichnet nicht die Bescheidenheit, so zeichnet nur die eigne Größe. Aber das Bild zeigt uns kaum noch einen Menschen von irdischer Signatur, es zeigt beinahe den reinen Dämon. Das Wort „dämonisch" tritt um diese Zeit bei Schiller in den ästhetischen Briefen auf. Goethe bezeichnete damit einen ganzen Komplex von geheimnißvollen Wirkungen. Auch Schiller erfuhr diesen Begriff an sich, er mußte in manchen Momenten fühlen, daß nicht mehr er, daß eine Macht aus ihm sprach, die ihn willenlos, wie jenes Schwert in der Hand Johanna's regierte. Einen solchen Stempel hatte schon die Art seines Gesprächs. Er sprach nicht eigentlich schön, er hielt keinen Vortrag, wie Herder, er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff. Aber bald spielte das Gespräch um einen allgemeinen Gesichtspunkt. Nach wenigen Zwischenreden sah man sich mitten in einer anregenden Diskussion. Es bedurfte nur eines Worts von Humboldt, um jede schlummernde Idee zu wecken. Schiller wußte es nicht, daß sie in ihm zuerst erwachte, er schien des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, allein von ihm die Idee zu empfangen. Schiller durfte dann in leichter Heiterkeit zu jeder sich darbietenden Neben=

beziehung hinüberschweifen, sich und dem Andern die vollste Freiheit gönnen, nicht er hielt den Faden, der Faden hielt ihn fest. Immer gemeinsam schaffend und schmiedend hob er plötzlich das Resultat zur bewundernden Ueberraschung des Freundes im glücklichsten Ausdruck empor, aber noch nicht mit der Form zufrieden, ließ er es muthig wieder in die Gluthen sinken. Und doch war es das Rechte. Humboldt hatte es mit raschen Blicken erkannt, er zog es wieder hervor, er nöthigte den Freund zu klarer Sichtung, zur schärfsten Bestimmtheit, Stunde nach Stunde verrann, endlich tief in der Nacht war man am Ziel. Und so ward jeder Abend beschlossen. Man sah sich täglich zweimal, auch die Frauen, innig vertraut, nahmen zuweilen an den Gesprächen Theil, man lebte wie eine Familie. Gewiß dieses rastlose Schaffen und Herumwenden seines geistigen Besitzes, dieses fortwährende Improvisiren hat nicht wenig zu der Leichtigkeit, Freiheit und Kühnheit beigetragen, welche Schiller's spätere Werke auszeichnet. Aber auch die dauernden Gedanken, die wie mit dem Prägestock zu ewigem Werthe gestempelt sind, hat es erzeugen helfen. Ja, in diesen Gesprächen, an denen wir bald noch einen Andern Theil nehmen sehen, liegt die eigentliche Schmiede eines großen Theils unsres besten geistigen Eigenthums. Es hat wohl etwas Ergreifendes, wenn man sieht, wie dieser Mann, mit dem Tod in der Brust, nicht Wetter und Wege scheut, um auch mit seinem Körner die gewonnenen Resultate zu prüfen. Körner, von einer Familienreise zurückkehrend, war verhin=

dert, nach Jena zu kommen, aber Schiller setzte es durch, daß er ihnen im August wenigstens in Weißenfels ein Rendezvous gab und hier disputirten, während Hannibal vor den Thoren stand, diese Männer mit antiker Sorglosigkeit anderthalb Tage lang über den Begriff des wahren Schönen und über den möglichen Weg, das deutsche Publikum zu dem Bewußtsein des ihm innewohnenden Idealmenschen zu bringen. Wird man doch fast an Luther's Disputationen erinnert! Spreche man doch bei Schiller nur nicht von einseitigem Idealismus, von Entfremdung von der Wirklichkeit, es war eine großartige Politik des deutschen Geistes, eine Politik, die Preußen später unter Stein und Humboldt nachahmte, sich in dem Ewigen zu verschanzen, um, da die schlechte Gegenwart unrettbar verloren war, die bessere Zukunft zu retten. Das war die Politik Schiller's. Dahin gingen seine Pläne, das trieb ihn, nicht zu ruhn, bis er die Genossen sich geeinigt, die leitenden Grundsätze von ihnen beschworen wußte. Er irrte sich anfangs im Mittel, er glaubte, wie wir sehen werden, durch ein Journal seinen Zweck erreichen zu können: es war nur die thönerne Form, sie zerfiel, aber aus ihr trat glänzend ein gediegener Kern hervor und dieser Kern hieß: Schiller und Goethe.

Neuntes Buch.

Schiller und Goethe.

1795 bis 1799.

I.

Schiller und Goethe.

Das deutsche Volk hat einen wahren Schatz edler Freundschaften zwischen großen Männern aufzuweisen. Es ist, als hätte die Natur durch ein festeres Fasergewebe dieser Art unserer Nation das Mark und die Dauer sichern wollen, welche andern Nationen ihre staatliche Einheit gewährt. Die Namen Melanchthon und Luther, Blücher und Gneisenau werden ewig verbunden genannt. Aber wir bewundern diese Freundschaften nicht in dem Maße, wie die Freundschaft unserer größten Dichter. Denn die Stärke bedarf der Besonnenheit und die That des Rathes. Wir finden es natürlich, daß die gleichgestimmten Seelen der neuerwachten Dichtung, daß Klopstock und Gieseke, daß Lessing und Kleist zusammenhielten. Wir machen ihnen kein Verdienst daraus. Warum rührt und ergreift uns so mächtig der Bund zwischen Schiller und Goethe? Darum, weil er eine Versöhnung, darum, weil er ebenso sehr eine freie That war, als eine geheimnißvolle Wirkung der waltenden Ideen.

Ich will nicht das Allbekannte wiederholen, nicht er-

zählen, wie verschieden ihr Aeußeres, ihre Nerven, ihre Organisationen waren. Ich habe bereits angedeutet, worin sie einig waren und wie schroff sie sich trotzdem gegenüberstanden. Was führte sie endlich zusammen?

Schon in Mannheim hatte Schiller, wie meine Leser wissen, den Gedanken, durch eine Verbindung aller Dichter eine geistige Nationaleinheit zu schaffen. Möser's patriotische Phantasieen hielten Goethe im Vaterlande fest. Allein eine unmittelbare Wirkung nach diesem Ziele hin gaben beide als unausführbar auf. Dennoch blieb beiden das Streben nach Einigung. Abgesehen davon, daß Goethe seine Kunstverwandten um sich zu sammeln strebte, so äußerte sich dieses Streben noch im Jahre 1793 so naiv, daß, als ihn das Zusammenbrechen aller Verhältnisse und der Krieg in Süddeutschland in nächster Nähe erschütterte und verstimmte, er seinem Schwager Schlosser in Heidelberg, unter den Augen gleichsam des Feindes, ruhig den Plan einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft vorlegte. Schlosser lachte ihn aus. Nicht so spöttisch war man in Jena.

Seit mehreren Jahren trug sich Schiller mit einem ähnlichen Plan. Er dachte eine Zeitschrift zu gründen, welche alle ersten Schriftsteller Deutschlands und damit zugleich alle bessern Theile des Publikums an einander rücken sollte. Göschen hatte vorsichtig „ein großes vierzehntägiges Journal" abgelehnt. Allein bei seinem Besuch in der Heimath fand Schiller seinen Mann. Johann Georg Cotta, bei aller ruhigen Schlichtheit einer schwäbischen Natur, von großartigem

Geschäftsblick, ging sofort auf Schiller's Unternehmen ein, zwar zuerst mit dem Ansinnen einer politischen Zeitung, welche als die Augsburger Allgemeine ins Leben trat, aber, als Schiller das ablehnte, mit der vollsten Bereitwilligkeit zu allen Opfern, welche der Maßstab des neuen Projekts verlangte. Schiller's Absehen ging auf ein Organ, das über den Tagesinteressen stand. Er hatte die Thalia, welche seit 1791 unter dem Titel „neue Thalia" erschien, 1793 aufgegeben. Nach seiner Rückkehr besprach er seinen neuen Plan mit den Jenenser Freunden, man musterte den Parnaß und hoffte drei Generationen von Klopstock bis zu den Schlegels herab zur Mitarbeiterschaft an den Horen heranzuziehen. Es fragte sich, ob Goethe einem Journal beitreten werde, das Schiller redigirte. Schiller hoffte es. Wie war ihm diese Hoffnung gekommen?

Hatten doch beide nichts und am wenigsten Schiller etwas zu einer Vereinigung gethan! Hatte doch das milde Zureden eines Dalberg nichts geholfen! Ein leises Band knüpfte sich zwar durch Schiller's Gattin, welche seit ihrer Kindheit Goethe bekannt und lieb war. Aber das konnte doch den Bund der Männer nicht schaffen. Es war eine tiefere Sympathie, die wir bei Goethe stärker und stärker walten sehen. Er kannte den Mangel seiner Natur. Er konnte, wie er 1793 an Fichte schrieb, „die Philosophen niemals entbehren und doch sich nie mit ihnen versöhnen." Jeder tiefere Geist muß sich irgendwo mit der Spekulation berühren. Und Goethe suchte solche Berührung. Was trieb

ihn sonst, Schiller 1790 im November in Jena zu besuchen und mit ihm über Kant zu streiten, bevor noch Schiller in Kant zu Hause war? Die Wahrnehmung, daß Goethe's Philosophie zu viel betaste und aus den Sinnen hole, was er selbst aus der Seele schöpfe, hielt Schiller damals ab, über seine liebsten Gegenstände mit ihm zu sprechen. Ein Wort über Kunst hätte die Freunde Moritzens vielleicht schon damals verständigt. Denn Körner, welchen Goethe so eben in Dresden besucht hatte, war von dessen Kunstansichten, die vor Allem auf Objektivität drangen, ganz erfüllt, und Goethe disputirte eigentlich durch diese Vermittelung fortan mit Schiller, ohne daß er es wußte. Das erkannte Schiller auch nach jener Unterredung an, daß Goethe's Geist nach allen Direktionen forsche, daß er sich auf dem mühsamsten Wege ein Ganzes zu erbauen trachte, und „das, schrieb er, macht ihn mir zum großen Mann."

Aber in Schiller's Natur schien ein unwiderstehlicher Trieb zu liegen, das Gold der Charaktere durch die Schonungslosigkeit zu erproben, mit der er ihnen entgegentrat. Die, welche behaupten, Schiller habe eine gewisse Klugheit beobachtet, um Goethe für sein Journal zu gewinnen, kennen wohl schwerlich die bittre Stelle über Angelika Kaufmann in dem Aufsatz über das Erhabene von 1793. Schiller wußte es aus Goethe's Munde, wie zärtlich er diese Freundin schätzte. Mußte er gerade sie und sie allein als Beispiele des „bloßen Sinnenreizes" in der Malerei anführen? Er ließ die Stelle später nach seiner Verbindung mit Goethe

weg. Es war wohl natürlich, daß letzterer in Anmuth und Würde, dieser graziösen Petition der Natur an den Geist, ganz die nothwendige Anlehnung an die Kant'schen Ideen übersah und sich dagegen an „gewissen harten Stellen" stieß, die er direkt und doch wohl mit Unrecht auf sich bezog. Freilich hatte Schiller wiederum über „das Genie und seine Unarten", über diese „Günstlinge der Natur" als bloße „Naturerzeugnisse" in einer Anmerkung sich ausgelassen, die, wenn sie nicht auf Goethe bezogen ward, nur noch schlimmer sich las, indem ihm dann selbst das Genie, absolute Naturbegabung, abgesprochen wurde, welche er mit Moritz für das unbedingte Erforderniß jeder künstlerischen Organisation hielt. Die Kluft zwischen ihren Denkweisen erschien Goethe ungeheuer, und da jeder Mensch im Andern am ersten das bemerkt, was ihm selbst mangelt, so hat auch später Goethe diese Kluft in die Formel gefaßt, daß Schiller auf Seiten der Freiheit und er selbst auf Seiten der Natur gestanden habe. Gervinus hat bereits die Einseitigkeit und auch das Zutreffende solcher Formeln hervorgehoben. Die Kluft war groß, aber nicht unausfüllbar. Das zeigte die erste gründliche Begegnung.

Goethe hatte sich, verstimmt über das Toben der politischen Stürme, in halb spottender, halb trauernder Resignation nach Innen gekehrt und lebte im Winter auf 1794, in physikalische und ästhetische Studien vertieft, mit seinem treuen Anhänger Meyer einsame Tage. Originales und was des Verfassers des Egmont würdig gewesen wäre, hatte er lange

nicht produzirt. Der Meister und Faust lagen längst begonnen und unterbrochen da und sahen ihn wie fremdgewordene Gebilde an. Meyer war eben kein Freund, der ihn mit energischem Ruck in eine neue Bahn hineinreißen konnte. Dagegen fand er aufmunternde Theilnahme bei Charlotte von Kalb, mit welcher er seit Jahren freundschaftlich verbunden war, und interessirte sich mit ihr lebhaft für Fichte's Auftreten. Um sich anzuregen, ging er öfter nach Jena.

Hier begegnete ihm im Mai auf einem Spaziergange der eben heimgekehrte kranke Schiller. Der Anblick muß Goethe tief erschüttert haben. Er sprach es zu Meyer, der mit ihm war, aus, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr zu leben habe. Schiller erschien ihnen wie das Bild des Gekreuzigten. In dem Munde eines Nebenbuhlers hat dieser Vergleich etwas ungemein Edles. Aber Goethe sollte bald erfahren, daß in dieser scheinbar verlöschenden Flamme Kraft genug sei, sie beide zu neuem Schaffen zu entzünden.

Wahrscheinlich in derselben Zeit wohnten die beiden Dichter einer Sitzung der vom Professor Batsch gegründeten naturforschenden Gesellschaft bei. Zufällig gingen Beide zugleich hinaus, ein Gespräch knüpfte sich an und Schiller, der sich immer für Naturwissenschaften interessirte, machte die Bemerkung, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, sei für den Laien nicht eben erfreulich. „Ich erwiderte darauf, so erzählt Goethe, daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleiben und daß es doch wohl noch eine andre Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und ein=

zeln vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanze lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft an; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte (ganz richtig): das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der die Freiheit Andrer im Gespräch so vollendet zu schonen wußte, antwortete darauf, wie „ein gebildeter Kantianer." Beide hielten sich für unüberwindlich. Es kam zu keinem Resultat. Aber der erste Schritt war geschehen. „Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten." Nun forderte am 13. Juni Schiller in einem höchst formvollen Billet den großen Antipoden zur Theilnahme an den Horen auf, und legte den vorläufigen Prospekt für die Mitarbeiter bei. Goethe scheint über diese Annäherung überaus froh gewesen zu sein, denn schon am 21. antwortete er,

er wolle mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Er theilte den Freunden Fritz von Stein, Jacobi, der Frau von Kalb (am 28. Juni) es wie ein Ereigniß mit, daß Schiller freundlicher und zutraulicher werde. Im Juli war Goethe wieder in Jena und jetzt erfolgte in einem „Gespräch" von Schiller's Art die erste Verständigung ihrer künstlerischen Ueberzeugungen. Zwischen ihren Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, das zeigte sich in ihrem auf ganz verschiedenem Wege errungenen Schönheitsbegriff. Denn Goethe faßte das Schöne als „Vollkommenheit mit Freiheit," er war von der Natur ausgegangen, und Schiller als „Freiheit in der Erscheinung mit technischer Vollkommenheit," er war von der praktischen Vernunft, als dem Gebiete der Freiheit, ausgegangen. Goethe sandte sofort einen Aufsatz, in welchem er seinen Schönheitsbegriff auf organische Natur anwandte. Meyer, der sich in Dresden aufhielt, konnte Körner aus einem Briefe Goethe's mittheilen, daß dieser lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt habe, wie bei Schiller in Jena. Goethe rechnete von diesen Tagen eine neue Epoche seines Lebens.

Nun schritt Schiller kühn und rasch, wie er war, in seinem herrlichen Briefe vom 25. August zur Besiegelung des Bundes. Mit edler Hingebung theilte er zwischen ihnen, sich nur die Mängel, Goethe alle Tugenden gebend. Er pries die gleichgewogene Kraft und den beobachtenden Blick, „der so still und rein auf den Dingen ruht." „Sie suchen, schrieb er, das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten

Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. — Von der einfachsten Organisation steigen Sie, Schritt für Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält.“ Er geht auf den Dichter Goethe über. Wäre, meint er, Goethe als Grieche oder Italiener geboren, so würde solch' ein Prozeß nicht nöthig gewesen sein; jetzt, von einer nordischen Natur erzogen, müsse er von Innen heraus und gleichsam auf rationalem Wege ein Griechenland gebären. Das könne nicht wohl anders, als nach leitenden Begriffen geschehen, so wenig sich diese logische Richtung mit der ästhetischen vertrage, durch welche allein der Geist bilden könne. Aber auch hier leite Goethe sein philosophischer Instinkt, der mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft übereinstimme. Und nun stellt er, das ist für uns die wichtigste Stelle des Briefes, den spekulativen und intuitiven Geist gegeneinander. „Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größere Opposita geben, als den spekulirenden Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf

halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer neue Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen." *)

Hiermit hatte Schiller weit mehr gethan, als blos „die Summe von Goethe's Existenz gezogen." Goethe verlangte in seiner herzlichen Antwort nun auch Schiller's Geistesgang kennen zu lernen. Eigentlich hatte er hierüber bereits genügende Auskunft. Denn Schiller hatte die beiden Ideale gezeichnet, denen sie von ihrer beiderseitigen Schranke aus nachzuringen hatten. Aber Schiller ging auch darauf ein, theilte ausdrücklich dem Freunde das intuitive Genie zu und behielt für sich nur den bescheidenen Titel einer Zwischenart zwischen dem Begriff und der Anschauung. „Kann ich, schloß er, dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine mo-

*) Der Aufsatz über das Naive wurde in diesem Sommer entworfen. Offenbar sind die Elemente dazu in dem Schlusse des vorstehenden Briefes zu suchen.

ralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet." Schiller sandte einen Theil seiner ästhetischen Aufsätze (unter andern auch die Briefe an Körner vom Februar 1793 über den Begriff des Schönen) und Goethe versprach den Wilhelm Meister. Schon begann er an Schiller's Art, die Dinge anzusehen, das größte Gefallen zu finden, und wenn es nicht in seiner Natur lag, eine Bewunderung auszusprechen, die er noch nicht empfand, oder über ihr beiderseitiges Wesen sich mit solchem Scharfblick zu entfalten, den seltenen Ernst, der in Allem herrschte, was Schiller geschrieben, erkannte er willig an und an gutem Willen stand er dem neuen Freunde nicht nach. Er mußte ihn jetzt in seinem Hause haben; unter seinen Sammlungen, Aug' in Auge mußte er sein Wesen aufschließen. Er lud Schiller zu längerem Besuche ein. Dieser, so krank er sich fühlte, sagte mit Freuden zu und die plötzliche und tägliche Anschauung eines Lebens, das in Tausenden von Steinen, Präparaten, Zeichnungen die Denkblätter einer erstaunlichen Thätigkeit, einer ununterbrochenen Berührung mit der Natur und den Mustern der alten Kunst aufzeigte, mußte ihm den ganzen Gegensatz zwischen seiner Familie von Begriffen und diesem Königreiche offenbaren, auf Augenblicke ihn sogar mit ungerechtem Widerwillen gegen die Spekulation erfüllen. Er „vermuthete"

in einem Briefe an Körner vom 29. September, daß der Aufenthalt sehr viel auf ihn gewirkt habe.

Auch Wilhelm von Humboldt hatte gelegentlich an diesem Verkehr Theil genommen. Schiller brachte Goethe nicht blos sich, er brachte ihm noch zwei edle Freunde in Humboldt und Körner zu. Ich überlasse dem Leser die interessante Aufgabe, zwischen diesen Männern, Fichte, Schiller, Goethe, Humboldt, Parallelen zu ziehen, die gewaltige Denkthätigkeit in den ersten, die ungemeine Rezeptivität in den letztern zu vergleichen. Sie bilden die reinste Skala vom höchsten Vernunftvermögen hinab durch die Einbildungskraft zur Empfindung und dem Verstande, und nimmt man Körner dazu als praktischen Menschen, der sich doch harmonisch zu vollenden strebte, so hat man so ziemlich die edelsten Grundtypen des deutschen Charakters erschöpft. Es wäre ungerecht, neben Goethe die Freundschaft jener Andern zu vergessen. Vollends zu weit aber geht die Behauptung Hoffmeister's, daß Schiller „in der Schule Humboldt's erst Goethe's Umgang entgegenreifte.“ Hat Goethe doch selbst und mit so entzückender Liebenswürdigkeit die Wahrheit gesagt. Er sandte dem Freunde 1797 ein Mineralienstück mit den Worten:

„Dem Herrn in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brötchen sein.
Von vielen Steinen sendet dir
Der Freund ein Musterstück,
Ideen giebst du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.“

Das, was Schiller, nach Körner's Meinung, noch fehlte, um wieder zum ruhigen Bilden zu gelangen, ein gewisses freies Schwelgen der Phantasie und ein gelassenes Aufnehmen der Erscheinungen ohne vorgreifende Selbstthätigkeit, das konnte durch die Anschauung von Goethe's geistiger Werkstätte befördert werden. Die Fülle von Erfahrung, die Art der Beobachtung, wie sie Goethe besaß, lenkte ihn zur Rezeptivität, aber wäre diese Milderung seiner Selbstthätigkeit früher eingetreten, so wäre doch auch nicht die Ausbildung seines spekulativen Vermögens möglich gewesen. Und Schiller war es doch wieder, der, nach Goethe's eignem Geständniß, diesen bei seinen optischen Untersuchungen zur Schematisirung und zum Ordnen zwang, der ihn mahnen mußte, sich aus dem verschlingenden Strudel des Sammelns und Untersuchens zum selbstthätigen Bilden emporzuraffen, und dessen Rath Goethe zur Vollendung seines Meister befolgte.

In Wahrheit, man verkennt das Wesen des künstlerischen Schaffens, man verkennt die Natur des Menschen, wenn man solchen Einflüssen eine schöpferische Tendenz beilegt. Sie sind regulirend, spornend, bewahrend, die innere Quelle der Individualität ist nicht chemisch umzumischen; was Schiller aus sich machte, lag in ihm selbst. Welchen belebenden Einfluß beide auch auf einander übten, das Alles ist doch unbedeutend gegen das noch nie bis dahin gesehene Vorbild, welches sie für alle Zeiten dem deutschen Volke mit ihrem Bunde gegeben haben. Mit Recht meint Gervinus, daß, wenn einmal die Einigung und gegenseitige Anerkennung der Gegensätze, welche in unsern

Dichtern zur reinsten Erscheinung kamen, in weitesten Kreisen und größeren Gebieten fortgeschritten ist, auch wir von jener Aussöhnung eine neue Epoche zählen können. Die Reformation hat das geistige Leben der Nation zerrissen und mußte es zerreißen, die Dichtkunst hat es wieder geeinigt. Fragt den Ausländer nach Deutschlands größtem Ruhm, er nennt Euch Schiller und Goethe. Ihr Bund ist der erste schüchterne Umriß einer neuen nationalen Gestaltung. Der Genius des deutschen Volkes war zu edel, um von der Noth abzuwarten, was allein der Macht der Ideen zu geben gebührte, und ehe noch die größten feindlichen Stämme vor den Waffen Frankreichs sich einten, verbrüderten sich die größten, die entgegengesetztesten Dichter. Es war die altgermanische Sitte, die Barden gingen den Heeren voran.

Sie waren sich vollkommen ebenbürtig. Schiller's Familie von Begriffen umspannte das ganze Königreich Goethe's. Sie waren wirklich die zuletzt zusammengetroffenen Gefährten einer langen Reise, einer Reise, die nicht blos von Sturm und Drang bis zu Schiller's Tode ging, sondern von Homer bis in alle Zukunft. Darum hatten sie sich vom fern vergangenen und unendlich vorliegenden Wege so viel zu erzählen. Vor allem Schiller's Aufgabe war es, die feste Richtung desselben auszusprechen. Er that es mit den ästhetischen Briefen. Im Oktober 1794 sandte er den Anfang derselben an den Freund in Weimar. Das war endlich die Philosophie, welche Goethe als sein Theil erkannte. Wie einen köstlichen Trank schlürfte er sie, so gestand er, auf einen Zug hinunter. Es war wohl

ein wenig zärtliche Freundschaft, wenn Schiller sagte, er habe Goethe's Bild in dem Künstler gezeichnet, den er fähig hielt, der Zeit im Spiele die Richtung aufs Edle zu geben. Das Bild zeichnet vielmehr das gemeinsame poetische Ideal, und wer wollte wagen, ein schöneres zu entwerfen!

„Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von dem Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. — — Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichterkraft ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

Er gab Goethe jetzt noch einmal, was er einst in den Künstlern gegeben, und in der Form der Reflexion erkannte Goethe als sein Bekenntniß wieder, was er in der früheren poetischen Form nicht hatte erkennen wollen. Dieses Bekenntniß und die weitere Ausführung von der herzustellenden Totalität des Menschen durch die Richtung, welche die Kunst seinen

Sinnen geben kann, dies war das ihnen Gemeinsame, es war ihre poetische Natur, empor- und vorausgehoben über den Häuptern ihrer irdischen Existenzen. Dieses Gemeinsame konnte Schiller allenfalls auch aus Goethe's Dichtungen schöpfen, das feine Spiel der Unterschiede, an welche dieses Gemeinsame in ihnen geknüpft war, vielleicht nur aus dem persönlichen Umgang.

Das verleiht seiner Schilderung von dem Realisten und Idealisten im Aufsatz über naive und sentimentale Dichter eine solche Wahrheit, ja er giebt selbst in sich das Beispiel einer Vereinigung beider Seiten, indem er jenen Unterschied, den er aus der zweifachen Natur des Menschen als Idealist ableitet, mit der reichsten Beobachtung des Realisten schmückt. Wie er seinem Humboldt zur Erscheinung ward, so ward ihm Goethe und vielleicht Niemand zuvor in dem Grade zu einer Erscheinung. Glaubt man nicht Züge von Goethe's Wesen zu erkennen, wenn Schiller vom Realisten sagt: „auf Alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, . . . will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung.“ Seine Moralität liegt in der Summe seines Lebens. Sein Wille fließt zwar nicht aus materialistischen Antrieben, aber doch aus der Natur, freilich aus der Natur, als nothwendigem Ganzen. Auf Würde und Größe wird er kei-

nen Anspruch machen können. Denn diese ist nur der Preis der Selbständigkeit und Freiheit *).

Und nun dagegen das Bild des Idealisten. Im Wissen befriedigt ihn nicht die einzelne Erkenntniß, sondern philosophische Einsicht, in der moralischen Beurtheilung wird ihm die sittliche That im Einzelnen, weniger die moralische Gleichförmigkeit im Ganzen gehören. „Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kundschaft hat und wonach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande und Zufriedenheit in seiner Brust.

Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen; er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber be-

*) Schiller steht hier durchaus noch auf dem Standpunkte der Anmuth und Würde. Die Ableitung der Würde konnte Goethe damals in jenem Aufsatze nicht abgeschreckt haben. Dagegen urtheilt Schiller über das Genie in dem Aufsatz über naive u. s. w. Dichtkunst nach der Freundschaft mit Goethe ganz anders, als früher, in der Anmerkung zu A. u. W.

schränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verleugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andre. Er ist zwar großmüthig, weil er sich, Anderen gegenüber, seines Individuums weniger erinnert; aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum ebenso leicht in Andern übersieht."

Schimmern hier nicht ganz bestimmte Züge aus unsrer Biographie hindurch? Aber mit dieser Selbsterkenntniß, und mit der Anschauung dessen, was an ihnen beiden das Endliche war, hatte er den ersten Schritt zur Ueberwindung seiner Schranke bereits gethan. Ein geschichtliches Gesetz sprach er aus vom ewigen Streit des Realismus und Idealismus, der Erfahrung und der Idee, des Bestehenden und des Fortschritts, ein Gesetz, dessen Entdeckung für Männer, wie Gervinus, eingestandenermaßen das ganze Gebiet der Geschichte wie eine hochgehobene Fackel durchleuchtete. Beide Dichter wurden die ersten Bürger des neuen Staates, in welchem dieses Gesetz einst als wahres Duldungsedikt anerkannt sein wird.

Wir kehren aus dem Heiligthum dieses Bundes an seinen Eingang zurück. Er ist eng und beschränkt. Die Schattenseiten des Idealisten und Realisten treten hier stark hervor, und die beste Probe für den Ernst der Freundschaft war es, daß die gemeinsame Journalistik sie nicht zerstörte. Zum Glück hatten sich noch vorher tiefere Bande geknüpft. Die Lektüre des Wilhelm Meister, dessen Anfang Goethe im Dezember sandte, ward für Schiller eine reiche Quelle der Labung. Ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit überkam ihn, ein inniges Wohl=

sein. Dieses klare, volle, satte Leben, diese heitere, lebendige Darstellung machte ihn anfangs an seiner eigenen Kraft verzagen, verfeindete ihn in melancholischen Augenblicken mit der Philosophie, wo alles so strenge, so rigid, so abstrakt sei und „soviel, schrieb er an Goethe, ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph nur eine Karrikatur gegen ihn." Ein extremer Ausspruch des Idealisten, den er selbst bald darauf zurücknahm, als Goethe das vollkommene Gleichgewicht zwischen Anschauung und Abstraktion pries, welches in Schiller's neuen Gedichten herrsche. Jetzt ließ Goethe den Don Carlos aufführen und bedauerte lebhaft, daß Schiller nicht zu der Vorstellung herbeikam, jetzt trieb er ihn an, die Malteser wo möglich noch zum Geburtstage der Herzogin zu vollenden. Aber so fest sich Schiller auch vornahm, das Stück wenigstens bis zu Ende des Winters zu liefern, es waren innere und äußere Ursachen genug vorhanden, welche ihn zwangen, in den geschmähten und doch geliebten Fesseln der Reflexion auszuhalten.

II.

Die Horen.

Bei Schiller's journalistischen Unternehmungen drängt sich immer der Gedanke an seine äußere Lage auf. Die Kopenhagener Pension ging mit dem Jahre 1795 zu Ende. Zwar war Schiller durch eine Aussicht, welche sich ihm schon bei seinem Aufenthalte in der Heimath geboten hatte, über seine Zukunft beruhigt. Er sollte nach Tübingen berufen werden. Aber als im Februar 1795 eine solche Berufung wirklich eintraf, lehnte er sie, wohl zumeist im Hinblick auf Goethe's Annäherung ab und vertraute, wie er dem letzteren schrieb, seiner Feder und dem Himmel, der ihn noch nie verlassen habe. Wie sehr war Goethe über diesen Entschluß erfreut! Die Berufung wurde im März nochmals unter günstigen Bedingungen, unter Zusicherung vollster Freiheit wiederholt. Auch diesmal ohne bessern Erfolg. Doch nahm Schiller die Gelegenheit wahr und machte sich bei seinem Herzoge das Versprechen aus, daß im Falle der Noth sein Gehalt verdoppelt würde*). Er hoffte, daß dieser Fall sobald nicht eintreten werde. Er hielt seine Existenz durch die Horen und durch ein zweites Unternehmen solcher Art, durch seinen Musen-Almanach hinreichend gesichert.

*) Es betrug immer noch 200 Thaler.

„Unser Journal, hatte er am 12. Juni 1794 an Körner geschrieben, soll ein epochemachendes Werk sein und Alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen." Auf's Kaufen kam es ein wenig mit an. Der Privatprospekt, welchen er den Mitarbeitern zusandte, enthielt seine Spekulation. Er rechnete so: jeder Schriftsteller habe einen Theil des Publikums, träten die vorzüglichsten Schriftsteller in eine Assoziation zusammen, so würde ihr gemeinsames Werk alle Theile des Publikums vereinigen. Schiller's Name als Redakteur hatte einen so guten Klang, daß auf die bloße Ankündigung der Horen sich die Subskriptionslisten füllten und selbst in den kleinsten Städten bis zu zwölf Exemplaren bestellt wurden. Die Zahl der Abonnenten stieg auf 2000. Die Zusagen, welche er von mehreren Schriftstellern empfing, waren ermuthigend. Sein Bündniß mit Goethe stand wie ein günstiger Stern über der großen Geburt. Selbst ein früherer Antipode, Engel, dann Matthisson, Fritz Jacobi, Herder, der alte Gleim, versprachen ihre Theilnahme, letzterer mit der Bitte sein Honorar den Armen zu schenken. Er hat nie einen Beitrag geliefert. Die unmittelbare Gegenwart Humboldt's und zweier so thätigen Köpfe wie Fichte's und Woltmann's, Woltmann's, der von der Philosophie der Geschichte bis zur Operette eine breite Fronte der Produktion darbot, stimmte trefflich in Schiller's Plan. Cotta zahlte für die Redaktion 1000 Thaler und gab dem Redakteur die Freiheit, bis zu 6 Louisd'or den Bogen zu honoriren. Als Schiller im Juni

1794 auch den Dresdener Freund zu thätiger Mitwirkung, ja zu dem Ausschusse heranzog, welcher über die einlaufenden Artikel zu Gericht sitzen sollte, schrieb er an ihn: „ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten Jahre herrlich versehen." Nie hat sich ein Stoff schneller verflüchtigt.

Gegen Ende des Jahres komponirte Schiller die feierliche Ankündigung. Darin hieß es: „Die Horen, Eunomia, Dike und Irene waren es, welche die neugeborene Venus in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten; eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu senden." Wohlanständigkeit und Ordnung (Eunomia), Gerechtigkeit (Dike) und Friede (Irene) waren die Parolen, die Vereinigung der politisch getheilten Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit, der stille Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten der ausgesprochene Zweck. Von Freiheit stand kein Wort geschrieben. Von Politik und Religion sollte keins in die Horen kommen. Ein strahlendes Alphabet von Mitarbeitern folgte dem Programm, darunter Seine Erzbischöfliche Gnaden, der Koadjutor von

Mainz, Garve, Engel, Schütz, Jacobi, Fichte, Woltmann, Goethe, die beiden Humboldt's und Andere.

Aber wie öde sah es bereits jetzt hinter den Koulissen aus. Wenige Tage nach dieser vom 10. Dezember datirten Ankündigung schrieb Schiller an Körner: „Goethe will seine Elegien nicht gleich in's erste Stück geben, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul. Ich rufe also: Herr hilf oder ich sinke." Und fast schlimmer noch stand es um die eingegangenen Beiträge. Goethe hatte gewiß den besten Willen für das Journal. Aber wenn der Verfasser des Reineke die wohlthätige Absicht gehabt hätte, Schiller auf einmal von aller Journalistik zu heilen, er hätte es kaum geschickter anfangen können. Goethe hatte zu seinem Bedauern den Meister so eben an den Buchhändler Unger verkauft. Er gab also die Unterhaltungen der Ausgewanderten, und neben andern Kleinigkeiten später seine römischen Elegien. Er verstieß damit sofort gegen die drei Hauptgrundsätze des Prospektus, mit den Unterhaltungen gegen das Versprechen, nicht zu politisiren und geistvoll zu unterhalten und mit den Elegien gegen das, was das Publikum Wohlanständigkeit nannte. Diese Venus hatten die Horen zum Glück nicht bekleidet. Selbst Karl August nahm daran ernstlichen Anstoß*). Schiller suchte von den Unterhaltun-

*) Vgl. seine Briefe an Schiller. No. 8. „Wenn sie vor dem Druck in den Händen mehrerer Freunde wären gegeben worden, so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige

gen wenigstens sogleich eine größere Partie zu bekommen. Umsonst. Er hatte Körner zu melden, daß „dieses Unglück gleich das erste Heft treffe.“ Um es kurz zu sagen, auch später gab Goethe als Schluß der Unterhaltungen das räthselhafte Märchen und als Schiller um Bruchstücke aus Faust bat, Uebersetzungen. Ein noch gefährlicherer Mitarbeiter war Dalberg. Rücksichten hatten geboten, ihn einzuladen. Schiller hoffte, er werde verhindert sein. Aber „vom Koadjutor, hieß es bald, ist ein unendlich elender Aufsatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin, wieder los zu sein.“ Schiller half sich, indem er der sonst beobachteten Anonymität zum Trotz Dalberg's Namen unter den Aufsatz brachte. Bei solcher Lage der Dinge mußte sich der Redakteur in der Noth nach frischeren Kräften umsehen. In Dresden lebte damals, mit Körner befreundet, der junge Friedrich Schlegel. Dessen Bruder August Wilhelm, zu jener Zeit als Hofmeister in Amsterdam weilend, hatte an Bürger's Journal Akademie der schönen Redekünste mitgearbeitet und sich als Uebersetzer und Kritiker vortheilhaft empfohlen. Beide Brüder geberdeten sich anfangs als Schiller's begeisterte Anhänger, wenn auch Friedrich sehr bald durch anmaßende Kritiken sich emanzipirte. Durch seine

---

Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, blos errathen zu lassen ꝛc. . . . . ich sollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Namen, den ihnen das Schicksal verliehen hat, zu Vorstehern und Stammhaltern des litterarischen Volks gestempelt sind, diese Launen verbannen sollten.. — Verzeihen Sie es meiner Empyri, wenn ich irre.

Vermittelung indessen ward wenigstens sein Bruder zu frischer Thätigkeit für die Horen herangezogen. Aeltere Anhänger, wie Erhard, Dr. Gros, der junge Magister Hölderlin, welcher schon 1792 Beiträge für die Thalia lieferte und im folgenden Jahr dem Dichter persönlich bekannt wurde, blieben Schiller's Fahne getreu. Und bald entwickelte auch der weibliche Genius eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Sophie Mereau, die talentvolle Gattin des Professors Mereau trat um diese Zeit unserm Dichter näher, später gab Karoline von Beulwitz ihre Agnes von Lilien; Friederike Brun, Amalie von Imhof, Heinrich Meyer's begabte Schülerin in der Malerei, ferner Luise Brachmann mögen hier als Dichterinnen wenigstens erwähnt sein, wenn sie auch erst zu den Musen-Almanachen der folgenden Jahre beisteuerten. Der Dilettantismus wuchs zum Verwundern der beiden Dichter schnell empor. Dagegen zögerte die ernstere Wissenschaft. Kant antwortete erst nach Ablauf von beinahe einem Jahre und noch dazu halb ablehnend, da er mit richtigem Blicke das, worüber die Horen schweigen wollten, als das zeitbeliebteste bezeichnete. Wir wissen bereits, welche aufreibende Spannungen aus Fichte's Beiträgen hervorgingen und selbst Körner's und Humboldt's Schriftstellerei, die wenigstens der Routine entbehrte, heischte ein zartes, ein menschliches Anfassen. Es war eine stille, ungesehene Noth, wenn Schiller noch dazu für die Musen-Almanachs all den Kosegarten's, Langbein's, Schmidt's und Meyer's, Pfeffel's und Neuffer's, Steigentesch und Woltmann's ihre gereimte Ohnmacht korri-

giren mußte. Ueberall mußte geschont, gehegt, sogar ermuthigt werden*). Welche Energie gehörte dazu, um aller dieser Plackereien Herr zu bleiben! Und doch war zuletzt alle Mühe verloren.

Das Unternehmen krankte an einem tiefen Widerspruch. Es ist immer ein Fehler, sich das Publikum nicht als ein berechtigtes Ganze von gesundem Takte zu denken. Indem Schiller seine Briefe, seinen Aufsatz über das Naive und Aehnliches darbot, dachte er offenbar an Leser, die „eines Schwunges fähig sind." An welche dachte er, indem er mittelmäßige Romane aufnahm? Er fühlte den unsichern Grund, auf dem er stand. Um den äußern Erfolg seiner Zeitschrift unbedingt zu sichern, wurden vierteljährliche Rezensionen bei der Redaktion der Literaturzeitung bestellt und von Cotta besonders bezahlt. „Die Rezensenten, schrieb er in einem Anfall übermüthiger Laune an Goethe, werden Mitglieder unserer Sozietät sein, wir können also so weitläufig sein, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß." Darin fand Goethe, der schon zwanzig Jahre „das Possenspiel der Autoren" kannte, Humboldt, Körner, kurz die ganze Mitarbeiterschaft der Horen nichts Befremdendes. Die Biographen haben sich vor diesem schaudervollen Verbrechen so fromm bekreuzt, daß es klar ist, welche unendliche Fortschritte unsere Moral in diesem Punkte ge-

*) Sein Brief an Meyer aus Bramstädt vom 14. Sept. 1795.

macht hat. Nur bedenke man mildest, daß damals die Sitten noch rauher waren und die Revalenta Arabica noch nicht allen Platz für Reklame allein in Anspruch nahm. Aber war jenes Verfahren, das nicht verborgen bleiben konnte, bei solchem Programme klug?

Man thut den Journalisten von damals jedenfalls schreiendes Unrecht, wenn man behauptet, daß bloßer Brodneid die Ursache der allgemeinen Anfeindung war, welche die Horen erfuhren. Das ist schlechterdings nicht nachzuweisen. Ganz unabhängige Stimmen, wie Funk, Thielmann, Erhard erklärten ihr Mißbehagen und als Schütz in seiner ersten Rezension unverschämt in die Posaune stieß, stimmte Körner in das Zischen ein, welches Hennings im Genius der Zeit passend entgegensetzte. Namentlich herrschte gegen Goethe's Ausgewanderte eine wahre Erbitterung, Körner rief im Juni 1795 seufzend aus: „Wenn das so decrescendo fortgeht.“ Dagegen erregten Schiller's Briefe, wo sie verstanden wurden, ebenso gerechte Begeisterung. Genz erkannte ihre politische Bedeutung, Sömmering zitirte Stellen daraus; freilich den Anhängern der Popularphilosophie waren sie zum Theil nichts als Kant'sche Begriffe in Schwulst gekleidet. In Halle, in Leipzig, in Gotha mehrten sich die feindseligen Urtheile. Wilhelm von Humboldt war im Juni 1795 seiner todtkranken Mutter zu Liebe von Jena nach dem Familiengute Tegel bei Berlin übergesiedelt und hatte die nicht zu beneidende Aufgabe, die dortigen Urtheile für Schiller zu sammeln. Dieselbe Verdammung der Goethe'schen

Ausgewanderten, dieselben Weissagungen über den schleunigen Horenuntergang. Entschiedenes Glück machte nur Schiller's Belagerung von Antwerpen, die er zur Vervielfältigung der Materien in aller Eile, aber doch als Meister historischer Schilderung hingeworfen hatte. Doch auch diese Arbeit wurde wieder nicht ihm, sondern Woltmann zugeschrieben. Humboldt's Abhandlung über die Geschlechter veranlaßte in der Camera obscura, einem Berliner Schmutzblatt, einen Angriff, dessen Pointe darin bestand, daß ein Mecklenburger Gast „die Horen" als plattdeutsches Wort verstand und nichts als „Horenkram" in dem „Schornahl" entdecken konnte.

III.

Der Musen-Almanach.

Schiller ließ sich den Sprühregen, der sich von allen Seiten über die unglücklichen Göttinnen ergoß, wenig anfechten. Er hatte einen Zaubermantel gefunden, durch den er sich hoch über diese Misere emporschwang. Goethe war nach Karlsbad gegangen, Humboldt war in Tegel, alle abziehenden Elemente entfernt. „Ich lebe, schrieb er am 4. Juli an Körner, ganz kavalierement, denn ich mache Gedichte für meinen Musen-Almanach. Närrisch genug komme

ich mir damit vor." Der genannte Musen-Almanach für 1796 sollte in der Hofbuchhandlung von Michaelis in Neustrelitz erscheinen.

Vom Juni bis September*) entstanden unter schweren körperlichen Leiden: Poesie des Lebens, die Macht des Gesanges, Pegasus in der Dienstbarkeit (im Joche), der Tanz, das Reich der Schatten (das Ideal und das Leben), Natur und Schule (der Genius), die Ideale, das verschleierte Bild zu Sais, Würde der Frauen, deutsche Treue, Columbus, die Elegie (der Spaziergang), der Abend, die Theilung der Erde und andere kleinere Stücke, ein Füllhorn von edlen Schöpfungen, eben so bewundernswerth durch ihre Originalität, wie durch die Mannichfaltigkeit in einem nicht sehr großen Gebiet. Denn von der Hoheit eines antiken Chors, damit möchte ich Würde der Frauen vergleichen, bis zum völligen Umschlagen in einen ganz eigenen großsinnigen Humor, wie er in der Theilung der Erde, im Pegasus so rührend waltet, ist ein weiter Schritt, eine Stufenleiter, auf welcher alle edleren Vermögen der Seele bis zum höchsten ergriffen werden. Alle diese Werke, vom einfachsten Gemälde in antikem Odenmaße, wie „der Abend" bis zur großen objektiven Elegie mit kulturgeschichtlicher Färbung, oder vom epigrammatischen Columbus bis zum andächtig mystischen „das Ideal und das Leben", alle sprechen als ächte Dichtungen an, weil sie von der großen Persönlichkeit

---

*) S. Schiller's Brief an A. W. Schlegel vom 9. Jan. 1796.

des Dichters, dessen heiligstes Anliegen sie enthalten, von dem reinsten und reichsten Gemüth, zugleich von jener Leidenschaft umhüllt und getragen sind, welche Humboldt vorzugsweise dem Deutschen zutheilt.

Weg hier mit allen Vergleichen! Ein Choral ist kein Frühlingslied und es ist der schlechteste Geschmack, von der Violine Flötentöne zu verlangen. Weg hier mit einem Verhältniß vom Allgemeinen zum Besondern. Das Besondere würde ein großer Fehler sein, wo es sich in die Welt dieser luftigen Gedankenwesen, in die hohe Feier einer in sich selbst versinkenden Seele eindrängen wollte. Weg auch mit dem gemeinen Verstande, der den leidenschaftlichen Glauben an das Schöne nicht begreift, der nicht begreift, daß für die dichterische Verklärung dieses Glaubens gerade der Widerspruch gegen das Leben und gegen die gemeine Regel der einzig mögliche Ausdruck ist. Nichts ist falscher, als Dichtungen, wie „das Ideal und das Leben", philosophische Gedichte zu nennen, wenn man darunter versteht, daß Schiller blos philosophische Wahrheiten mit ihnen habe lehren und verherrlichen wollen. Eben dadurch, daß dieser extatische Preis im Gewand des freien Spiels auftritt, ist der prosaische Vorwurf abgewehrt, als meinte der Dichter, solchen geweihten Moment als quietistische Maxime festzuhalten, und indem er die Gestalt, den reinen Schein verherrlicht, dem Leben, aus dem alle Gestalt quillt, sein Recht zu nehmen. Nur als Gestalt steht das Schöne der sinnlichen Schwere gegenüber Schiller's Leben zeigt auf jeder

Seite, daß er, um dem heiligen Dienst des Schönen sich weihen zu können, zuerst mit kräftiger Hand das Leben gestaltete. Es ist gerade, als behauptete man, Luther hätte die Lehre der Faulheit gegeben, weil er singt: Ein feste Burg ist unser Gott. Die Schönseligkeit der Romantiker von Schiller abzuleiten, mit Seitenblicken auf solche Gedichte, ist der baarste Unsinn. Schiller war so klar darüber, was in der Poesie gestattet war, daß er z. B. der theoretischen Uebertreibung, mit welcher Friedrich Schlegel das Griechenthum als das alleinseligmachende Kunstdogma pries, scharf und entschieden den Krieg erklärte. Einem einseitigen dichterischen Ausspruch, das wußte er wohl, stehen zehn andere gegenüber, welche seine Einseitigkeit aufheben.

Schon gegen Körner machte Schiller mit Recht geltend, daß Gedichte, wie das Ideal und das Leben, nicht seines philosophischen Systems zur Erklärung bedürften und wehe dem Gedichte, das vorher der Lektüre einer Philosophie bedarf. Er fuhr, wie er sagt, am Ufer der Philosophie herum, wir schauen mit ihm in das Wunderland der Ideen, aber das leichte Fahrzeug des Sängers trägt uns in rhythmischen Wellen spielend dahin und ein großer Himmel überwölbt das Land der Wahrheit und das bewegliche Meer der Dichtung. Hegel stellte diese Gattung, worin nach Vischer's Ausspruch Schiller Regel und höchstes Muster ist, sogar zum Liede. Vischer hat das Epigramm als einzig benannten Punkt der ganzen unbenennbaren Gattung bezeichnet. Der Name Gedankenpoesie möchte kaum erschöpfend sein,

denn es ist, wie gesagt, zugleich die Leidenschaft einer erhabenen Seele, die Andacht, die Religion des Schönen, des Ideals darin enthalten. Am wenigsten kann man mit Hoffmeister einstimmen, der solche Gedichte verfehlte Aufgaben nennt, welche vortrefflich gelöst seien.

Es ist immer mißlich, Schiller gegen Goethe hervorzuheben. Und doch ist man durch die einseitige Kritik dazu gezwungen. In Wahrheit ist das Verfahren der beiden Dichter nicht schlagender zu charakterisiren, als indem man die Zueignung von Goethe mit einem Gedankengedicht Schiller's vergleicht. Goethe beginnt mit der bestimmtesten Situation, er malt den Morgen, den Nebel, das göttliche Weib, Alles ist sinnlicher, herrlicher Körper. Man fühlt, er wird die allegorische Figur erklären und siehe da, bald erfahren wir den ganz nackten Gedanken, daß er der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfange. Jeder Unbefangene wird dabei etwas wie einen Fall in die Sphäre des Verstandes erfahren. Etwas Aehnliches würde entstanden sein, wenn Schiller z. B. sein liebliches Räthsel, das Mädchen aus der Fremde, demaskirt hätte. Aber Schiller hütete sich wohl. Er braucht eben die Allegorie als das, was sie ist, als Räthsel. Er geht auf einer schmalen Grenzlinie, aber er geht auf ihr mit staunenswerther Sicherheit. Nicht mehr Körper gestattet er seinen Gedanken im Ideal und Leben, als der Aether dieser Dichtung tragen kann. Er weiß diese Gedanken mit wunderbarer Bewegung, Spannkraft und ätherischen Leibern so zu bekleiden, daß sie den

mythischen Gestalten, diesen Leibern ohne Leib, eng verbrüdert sind und deshalb leicht und fließend in sie übergehen. Nie ist er wie Goethe zum Lehrgedicht herabgestiegen, nie im Drama, wie jener zur Allegorie. Bedauert man, daß solche Dichtungen nicht ins Volksbewußtsein übergehen können, so beklage man zuerst unsre ganze Bildung. Aber sie gehen wirklich ins Volksbewußtsein über, nur freilich als unsichtbare Kraft, die sie den Führern der Menge mittheilen. Ein Mann, wie Körner, fand doch nur in diesen Gedichten sein tiefstes Wesen angesprochen. Freilich gab Schiller seinem Humboldt die Weisung, wie solche Schöpfungen zu genießen sind. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, lieber Freund, so entfernen Sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht." So schrieb er, das Reich der Schatten sendend. Und Humboldt, nachdem er gelesen, antwortet: „Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden, überirdischen Natur in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor." Wohl hatte Goethe Recht, von diesen Gedichten zu sagen: „Sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte; diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nunmehr in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poe-

tischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf." Jeder der Freunde hatte einen andern Liebling unter den neuen Gedichten, der praktische Körner Natur und Schule, Humboldt anfangs die Macht des Gesanges und Würde der Frauen, worin er seine Ansicht über die Geschlechter so verklärt wiedergegeben fand; Goethe zog die Ideale vor, die sich am meisten der gangbaren subjektiven Stimmung nähern, und Alle bewunderten den Spaziergang. Körner pries die Herrschaft über die antiken Maße und Schiller meinte, diese Gewandtheit werde ihm bei den Chören zu Statten kommen, welche er in den Rittern von Malta anzuwenden denke.

Denn jetzt, so verzagt er vor diesen Proben gewesen, jetzt hatte er Muth bekommen. Jetzt fand er, daß die strenge Bestimmtheit der Gedanken, die Frucht seines sauren philosophischen Weges zur Leichtigkeit unerläßlich gewesen sei. Jetzt wollte er „das hohe Meer" befahren. Er trug sich mit einer romantischen Erzählung, er schwankte zwischen Epos und Drama und fragte die Freunde um Rath, zu was von beiden er sich bestimmen solle. Alle, Körner, Dalberg, Humboldt, riethen zum Drama. Humboldt schrieb, daß ihn dieses rastlose Vorwärtsstreben oft unendlich rühre. „Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu sein." Humboldt gab in seiner Antwort zugleich eine Analyse von Schiller's dichterischem Charakter, die eben so treffend, als liberal ist. Schiller, meint Humboldt, habe durch seine Richtung auf das Erhabene, welches doch, wie der Don Carlos beweise, keineswegs das

zartere Spiel der Empfindungen ausschließe, einen eminenten Anspruch auf das heroische Drama. Hatte Körner geurtheilt, daß Schiller bis jetzt mehr auf charakteristische Einzelheiten, als auf die harmonische Vollbildung gesehen, so fand sich Humboldt mit einem anderen Ausspruche Körner's noch besser zusammen, indem er meinte, daß die zu energische Selbstthätigkeit Schiller's ihn von der ruhigen Aufnahme des Naturwahren abgehalten habe; daß deshalb den meisten seiner bisherigen Gestalten ein gewisser idealer Glanz beiwohne, der sie von Naturwesen unterscheide. Diese Debatte, welche immer Shakspere und die Griechen zum Hintergrunde nahm, führte auf den Unterschied zwischen Schiller und Goethe, und Schiller's Entgegnungen lehnten sich meistens an seinen Aufsatz über naive und sentimentale Dichter, welchen er als einen Uebergang zur erneuten Produktion ansah. Er erschien in den letzten Horenheften dieses und dem ersten des nächsten Jahres. Er war eine begriffliche Sicherstellung seiner so eigenthümlichen Dichternatur. Der Aufsatz ist nach seinem Geständniß an Humboldt mehr durch Instinkt geeinigt, als durch Prinzip, denn die ersten Stücke waren gedruckt, ehe die letzten durchdacht waren. Aber ein nicht chikanirender Leser, so bezeichnet Lessing treffend eine sehr große Gattung, wird die wahre Meinung Schiller's leicht zusammenfinden. Wenn man bei Eckermann liest, daß selbst Goethe in jenem Aufsatze das Naive nicht nach Gebühr hervorgehoben fand, so muß man fast zweifeln, daß dieser Goethe je mit Schiller Umgang gehabt habe. Denn

Schiller stellt gleich auf den ersten Blättern den Satz auf, daß jedes Genie naiv sei. Aber allerdings gab es naivere Zeiten und giebt es naivere Zustände, als die Zeiten und Zustände moderner Kultur. Die größere Vertiefung des Bewußtseins scheint der sinnlichen Frische und Harmonie, welche die Dichtung fordert, zu widerstreben. Diese Betrachtung hat nicht blos Schiller, sondern auch Goethe beunruhigt. Denn beide hätten lieber aufgehört zu dichten, wenn sie an der Möglichkeit, ein Ideal zu erfüllen, verzweifeln mußten.

Die Hauptfrage, welche Schiller an Humboldt richtete, war: In wie fern kann ich, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter sein und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint?*) Er hatte die Schule der Griechen versäumt, er hatte Philosophie getrieben, und doch war er zum Dichter geworden, doch hatte er sich schneller, als Andre und aus den getrübten Quellen von Uebersetzungen des griechischen Geistes bemächtigt. Noch mehr. Einen Ueberschuß bemerkte er bei allen neueren Dichtern, einen Ueberschuß an geistiger Tiefe. Gerade herausgesagt, ein Produkt sei immer ärmer an Geist, je mehr es Natur sei. Er fand auch geschichtlich in den Mustern diesen Spruch bestätigt. Wie viel inniger, tiefer und zarter sei Shakspere's Julie und Sophie Western gegen Helena, Penelope und andre Frauen des Alterthum's. Selbst Goethe's schöne Seele sei ihm noch lieber, als diese.

*) An Humboldt 26. Oktober 1795.

Hierzu nehme man eine fast gleichzeitige Bemerkung in einem Briefe an Goethe, daß er in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zum Höchsten und Edelsten erkenne*), daß sie die einzige ästhetische Religion, die Religion der schönen Sittlichkeit, die Aufhebung des Gesetzes, des kategorischen Imperativs sei. Man sieht, Schiller war im vollen Besitze des eigentlichen Unterschiedes zwischen griechischem und christlichem Ideal und fühlte zugleich die höhere Einheit beider in der rein menschlichen Vollendung des christlichen Ideals. Goethe konnte nachher mit Recht sagen, daß der Unterschied von klassischer und romantischer Kunst von Schiller und ihm herrühre.

Humboldt kam der Lösung dieser Frage noch auf einem andern Wege zu Hülfe. Er faßte nicht blos die christliche Religion, sondern vor allem den germanischen Stammcharakter ins Auge. Die Griechen, sagt er, haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten auch Scharfsinn und Räsonnement, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannichfaltigkeit und Tiefe sich gattet. Dies ist der Vorzug der neueren Nationen. „Das ist, sagt er, bei den Nationen anders. So ist bei den Italienern und Eng-

*) Vom 17. August 1795. Wie wird Julian Schmidt solchen Stellen gegenüber die schwere Anklage aufrecht erhalten können, daß (Weimar und Jena S. 54) die beiden Dichter noch bis über das Ende des Jahrhunderts hinaus „einen wahrhaft Julianischen Haß" gegen das Christenthum gehabt haben!?

ländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine üppige und sinnliche (Ariost), bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letzteren ist Goethe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen, noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit ohne alle die mannichfachen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und nothwendiger, als irgend eine andre gestimmt.“ Nur, fährt Humboldt fort, schöpfe Schiller diese Nothwendigkeit der Form mehr aus der Vernunft und sich, die Griechen mehr aus den Sinnen und der Natur, wie wohl auch seine Form zu den Sinnen spräche, die der Griechen auch auf einer Vernunftnothwendigkeit beruhe. Beides zu vereinen, sei Schiller's Ideal, aber freilich müsse es ihm unendlich schwer werden, sich diesem Ideale zu nähern. — Man muß bedenken, daß dies vor dem Wallenstein gesagt war.

Nach solchen beruhigenden und spornenden Eröffnungen beschloß Schiller, sich diesem Ideale mit allen Mitteln zu nähern. Er wollte diese so unentbehrlichen Sinnesmenschen, die Griechen, an der Quelle studiren. Er entdeckte Humboldt, er wolle Griechisch lernen, er bat ihn um Rath und

Unterweisung. Humboldt, wohl wissend, daß Schiller Besseres zu thun habe, als Grammatik zu treiben, rieth wenigstens sehr bedingt zu. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Denn schon drängte eben jene Vernunftnothwendigkeit, welche Humboldt an ihm gerühmt, den Dichter zu neuen Formen. Es ist dies ohne Frage einer der wunderbarsten Prozesse in Schiller's ganzem Leben, und er läßt sich ohne Gewaltsamkeit bloßlegen.

Schiller war in seiner Entwickelung der sentimentalen Dichtung, welche er aus dem Gegensatz des Bewußtseins zur Natur herleitete, zu einer ganz neuen und eigenthümlichen Eintheilung der gesammten modernen Poesie gelangt, die, wenn einmal das Prinzip zugegeben wird, nicht anzufechten ist.

Er unterschied zunächst Satire und Elegie. Die Satire hat es mit dem Widerspruch zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, die Elegie mit der Aufhebung desselben zu thun. Die Elegie theilt sich in eigentliche Elegie, welche die Sehnsucht nach Aufhebung desselben, und in Idylle, welche die Einheit oder die Versöhnung beider Gegensätze darstellt. Wenn die Kunst, so reflektirte der Dichter, vor Allem die Totalität des Menschen im freien Spiel seiner Kräfte herzustellen hat, welches würde dann unter diesen Dichtungsarten die höchste sein? Er antwortete: die Idylle; und zwar nicht die Idylle, welche die unzerrissene Einheit des natürlichen Menschen, sondern die, welche die aus der Kultur wiederhergestellte Einheit darstellt. Eine aus Kampf und Noth erlöste selige Menschheit, das ist eigentlich der Gegenstand des heroischen Idylls. Schiller ging folgerecht damit um. dieses Höchste zu leisten.

Das Ideal und das Leben endete mit der Aufnahme des Herakles in den Olymp. Die Vermählung des Herakles mit Hebe würde der Inhalt seiner Idylle sein. Die darauf bezügliche Briefstelle läßt uns aufs Tiefste bedauern, daß dieser Gedanke nicht zur Ausführung kam. „Denken Sie sich, schreibt er an Humboldt, den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Stoffliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Szene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden."

Schiller führte seinen Vorsatz nicht aus. Es fragte sich nun, welche Kunstgattung ist in Bezug auf reine Wirkung die nächst höchste? Bei welcher wird die Gemüthsfreiheit am meisten geschont und doch im Spiele der Kunst die volle Anregung aller Seelenkräfte erreicht? Mit einem Wort, welche stellt den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit zugleich mit der freiesten Auflösung desselben dar?

Schiller griff natürlich nach seiner Satire. Er hatte

unterschieden die pathetische Satire, ihre höchste Form die Tragödie, und die scherzhafte Satire, die Komödie. Die erstere raubt uns durch die Erregung der gewaltigsten Affekte unsere Gemüthsfreiheit, die Komödie dagegen löst den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit in Lachen auf, sie kommt dem Begriff des heitern, interesselosen Spiels am nächsten, sie läuft nicht Gefahr, das Gleichgewicht unseres Gemüths zu vernichten, indem sie es herstellen will. „Zeigte es sich, schreibt Schiller in eben demselben Briefe, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre, so würde die Komödie das höchste poetische Werk sein, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.“ Daß Schiller kein verstockter Theoretiker war, daß er seine Anlagen nicht seinen Idealen zu Liebe verquälte, zeigt sich am besten darin, daß er mit solchen Ansichten fast nur Tragödien geschrieben hat. Aber er machte sofort die anhaltendsten Studien zur Komödie. Er las, wie wir unter dem 30. November erfahren, aufs Eifrigste die römischen Satiriker, Juvenal, Persius, übersetzte bald darauf seiner Frau die Adelphi und substituirte die Lektüre der römischen Komiker seiner sonstigen nächtlichen Romanlektüre, wozu ihn häufige Schlaflosigkeit verdammte. Mit Martial, schreibt er am 30. November, wird mich Ramler schon bekannt machen.

Mit solcher Konsequenz folgte Schiller damals den Resultaten seiner Spekulation. Wie gut kamen ihm solche Studien bald zu Statten! Zwar nicht zu einer Komödie in seinem Sinn, aber doch zu einer Satire, die der höchsten Komödie

nahe kam. Es war jetzt eben so schwer, die Satire nicht zu schreiben, als sie im ungehässigen Sinne der ächten Komödie zu schreiben.

IV.

Die Xenien.

Den Horen hatte der Sommer nichts als schwere Wetterwolken gebracht. Schiller meinte bereits am 21. August, die tadelnden Urtheile seien zu übereinstimmend, als daß man sie verachten und ignoriren könne. Er begann mit dem neunten Heft seine Dichtungen zu bieten. Umsonst. Der Kredit war einmal verscherzt. Das Gute wurde ignorirt, das Mittelmäßige unbändig gepriesen. Je unverdienter mancher Tadel war, um so mehr reizte der verdiente. Ein Aufsatz von Herder: Homer, ein Günstling der Zeit, in welchem die ebendamals wie ein Komet am Himmel der Philologie aufgehenden Prolegomena F. A. Wolf's ausgebeutet, ignorirt und angeplänkelt waren, zog ihnen einen heftigen Ausfall von „Wolf's schwerer Kavallerie“ in der Allg. Literaturzeitung zu. Andere weniger berechtigte Anfeindungen erschienen in den Halle'schen Annalen der Philosophie und der Leipziger Geschmacksherberge, in Weiße's neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften. Hier ließ sich eine absprechende Kritik vierzig Seiten lang über Schiller's ästhetische Briefe vernehmen. Am gröbsten und plattesten

aber trat Lessing's alter, steifgesessener Wachtmeister, Nicolai, der von seinem großen Feldherrn nur das Räuspern und das Spuken abgeguckt hatte, in seiner ewigen Reisebibliothek gegen die Briefe auf. Er sprach von den vielen „philosophischen Querköpfen, welche mit einer Menge tiefsinnig sein sollender Schriften voll transzendentaler Hirngespinnste die deutsche Literatur verderben." Es war nur ein Schnitt mehr in dem langen Kerbholz seiner Sünden, welches er bei den beiden Dichtern zu hängen hatte. Es ist bekannt, wie der übrigens kreuzbrave Mann den Werther und die Räuber bei ihrem Eintritt in die Welt empfangen hatte. Schiller wollte es allen Andern nachsehen, „dem letzten und plattesten Gesellen, schrieb er an Körner, schenke ich es doch nicht." Körner und Humboldt riethen, wenigstens nicht in den Horen zu erwidern. Aber Schiller war nicht mehr zu zügeln. Er stellte im zehnten Heft eine kleine „Hasenjagd" an, geißelte in dem Aufsatz über die sentimentalen Dichter unter den Rubriken von Platitüde und Ueberspannung nicht blos im Allgemeinen die unberufenen Kritiker, die ihr „dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten", sondern ehrte noch besonders Nicolai's dicken Mann mit einer sehr deutlichen Anspielung und verglich die Kritiker an den obengenannten Journalen bei Erwähnung Molière's in einer Anmerkung mit einer überaus unvermutheten Wendung der Molière'schen Magd, nur daß die Deutsche mit weniger Recht und Geschick als jene in der Gesindestube der deutschen Literatur räsonnire.

Die Jagd war eröffnet, die Netze gestellt, die Bogen der Dioskuren gespannt. Denn auch Goethe war seit September der Meinung, man müsse zu Ende des Jahres unter den Rezensenten und Autoren Hoffnung und Furcht verbreiten und über die Gegner der Horen ein Gericht anstellen. Dieses Gericht wurden die Xenien.

Es ist begreiflich, daß ausländische Leser den Xenien kaum gerecht werden können. Und doch sind sie, schon als literarische That betrachtet, eine der merkwürdigsten, welche die Geschichte der Poesie aufzuweisen hat. Sie haben in keiner Literatur irgend eines Volkes ihres Gleichen. Jede Nation hat ihre Satiriker, Shakspere hat die vollendetste Komik mit der größten tragischen Kraft vereinigt. Aber nie geschah es, daß dieselben Dichter, welche das höchste Gesetz des Schönen mit den Waffen des Spottes an seinen Verächtern straften, dieses Gesetz gleich darauf durch die edelsten Kunstwerke erfüllten. Man kann nicht vorsichtig genug in dem Vergleich des deutschen Literaturgenius mit dem anderer Nationen sein. Der Idealist ist immer unberechenbar. Welche Kühnheit liegt zumal von Schiller's Seite darin, in dem Augenblicke, wo er nach längerer Pause wieder das erste größere Kunstwerk vor den Augen der Welt ausstellen wollte, wo sein erster Musen-Almanach in die Welt ging und Beifall fand, die Hauptstimmen der Kritik auf Tod und Leben herauszufordern, eine ganze Nation von Autoren zu geißeln und sie dann durch die Gewalt seiner Dichtung zu murrend verzweifelter Bewunderung zu zwingen.

Der Gedanke zu den Xenien*) ging höchst wahrscheinlich nicht, wie bisher behauptet ist, von Goethe, sondern von Schiller aus. Er studirte die römischen Satiriker, er erwähnt des Martial schon am 30. November**). Man wird versucht, anzunehmen, daß er Goethe sein Exemplar des Martial, vielleicht sogar damit zugleich seinen Einfall zukommen ließ. Nur so gewinnt die Antwort Goethe's vom 23. Dezember ihr richtiges Deutsch. Goethe schreibt: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho zu machen, wie die Xenien des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir kultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musen-Almanach des nächsten Jahres bringen." Und sie kultivirten den Einfall. Goethe sandte alsbald ein Dutzend zur Probe und freute sich, daß sie bei Schiller Ein=

*) Xenia, Gastgeschenke, gab bei den Alten der Wirth seinen Gästen zum Abschiede mit; anfangs waren es gute Bissen in natura, dann in zierlicher Nachbildung, später bloße Devisen in Epigrammen. Im 13. Buche der Epigramme des römischen Dichters M. Valerius Martialis fanden Schiller und Goethe ihre Vorbilder. Schiller übersetzte mehrere dieser Epigramme. Vergl. Xenienmanuskript 8, 52.

**) Humboldt-Schiller's Briefwechsel. S. 334. Diese wichtige Stelle ist von sämmtlichen Darstellern des Xeniensturms übersehen. So gleichgültig es im Grunde ist, wem der erste Einfall gehörte, so gebührt doch Jedem das Seine. Die Stelle aus Schiller's Briefe vom 29. Dezember 1795: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden", beweist nichts gegen meine Annahme. Denn jetzt war der Gedanke durch Goethe's Aufnahme schon ein gemeinsamer. Daß aber in dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel nicht jeder Zettel abgedruckt ist, ergiebt sich schon aus den Ergänzungen in Riemer's Mittheilungen.

gang fanden. Und Schiller, von seiner Idee, die er sofort als eine gemeinsame ansah, kaum minder entzückt, als Poins von seinem Plan mit den Steifleinen, hatte schon der Tollheit eine Methode ausgefunden, er erkannte sogleich die Kraft der Parodie, der satirischen Gruppe, der pathetischen Einkleidung. Er musterte mit kriegskundigem Blicke die feindlichen Parteien und ihre Führer. Von den einzelnen Zeitschriften wollte er behende zu einzelnen Werken, zu ganzen Richtungen aufsteigen.

Es war die alte Fehde, die, von den Göttern Griechenlands her glimmend, nun ausgefochten wurde. Alles, was die Freiheit und Würde der Kunst aus stofflichen Gründen entehrte, verdammte oder angriff, kam auf die Proskriptionsliste. Es war vorbei mit der alten guten arkadischen Zeit, von der Gleim sang:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon ꝛc.“

Sie kamen alle in die satirische Mühle, die Frommen und Ueberspannten, Stolbergs und Lavater; die Philister, die Nützlichkeitsfreunde, obenan Nicolai und Zacharias Becker; dann die Narren der Graekomanie, Friedrich Schlegel; die unberufenen Kritiker, Reichardt und abermals Friedrich Schlegel *);

---

*) Friedrich Schlegel hatte in dem Journal Deutschland den ersten Musen-Almanach Schiller's kritisirt, er sprach dem Gedicht Würde der Frauen fast allen poetischen Werth ab. Jedoch gewinne es, meinte der Kritiker, wenn man die Rhythmen in Gedanken vertausche und das Ganze strophenweise rückwärts lese. An einer andern Stelle sagt er von Schiller: die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar.

die Narren der Gallomanie, Kramer und Eulogius Schneider, Karoline Schlegel, frühere Böhmer; die Pedanten der Sprache, Kampe; die seichten Ueberallesschwätzer, Racknitz; die grobsinnlichen und die moralisirenden Aesthetiker, Ramdohr und Sulzer; die philosophischen Nachbeter, die Rührstücke, das deutsche Reich, die gelehrten Gesellschaften und noch manche ehrwürdige Mütze, die der Schlafmütze oder der Narrenkappe ähnlich sah. Schiller schrieb im guten Geist des Humors: „sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen!"

Goethe tauchte sich in den polemischen Strom seiner „Götter, Helden und Wieland." Mit einem von Laune und mephistophelischer Ironie schwellenden Herzen ging er zu Anfang des Januar nach Jena. Nun begann die hohe Jagd. Für Beide hatte die ganze Idee den Reiz des Unerhörten und den höheren Reiz der gemeinsamen Ausführung. Goethe hatte sich schon darüber gefreut, daß man ihn als Verfasser von Schiller's Theilung der Welt angesehen. Das beweise am besten, daß sie immer mehr ihre Manier ablegten, und welche schöne Breite, meinte er, können wir einnehmen, wenn wir mit einer Hand zusammen halten und mit der andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat. Jetzt hielten sie so zusammen. Beide beschlossen, nie ihr besonderes Eigenthumsrecht an den Xenien auseinander zu setzen. Jetzt improvisirte Schiller noch in ganz andrer Weise, als mit seinem Humboldt. Es ist bezweifelt worden, ob ein solches Hin- und Herwerfen des Gedankenballs, von dem Goethe erzählt, von einem Geiste zum

andern möglich ist. Bei solchem Produkte gewiß. Der Eine bezeichnete das Ziel und reichte den Pfeil, der Andre schoß; der Eine machte den Hexameter, der Andre schweißte die Pointe an, und Jeder freute sich der sprühenden Genialität des Andern. Jeder folgte dem Freunde mit Lust auf die Fährte seiner Antipathieen, so strafte Goethe Reichardt und Schiller zürnte Newton und Lichtenberg. Sie waren froh wie Fischer, die das weit ausgespannte Netz zusammenziehen, und schon fühlten sie in der Hand die Schwere und das lustige Zappeln in den Maschen. Im Januar ging noch ein gewaltiger Hecht ins Garn. Der Kapellmeister Reichardt, Goethe's Gast und Komponist seiner Klaudine im Winter 1788, hatte sich Schiller durch sein anmaßendes und aufdringliches Wesen damals unausstehlich gemacht. Er hatte in mehreren Journalen anonym seine Hand im Spiele. In seinem Journal Deutschland griff er Goethe's Elegien vom stofflich moralischen, dessen Unterhaltungen vom französirenden Standpunkt an und rügte, daß sie gegen das Programm der Horen, nicht zu politisiren, gröblich verstießen. Schiller meldete dem nach Weimar zurückgekehrten Freunde die schwarze That. Goethe, der solch ein öffentliches Anbellen einer im Grunde edlen Sache von einem Anhänger und Verpflichteten als einen Treubruch ansah, schrieb, sich auf ein Schiller'sches Xenion (die Maske von den Fuchsschwänzen) beziehend *): Hat er sich emanzipirt, so soll er mit einer Ladung von Karneval=Gypsdrageen auf seinen Büffelrock begrüßt

---

*) Xenienmanuskript S. 54.

werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Es ging zwischen den beiden Duumvirn her, wie im Julius Cäsar: Auch euer Bruder muß sterben, Lepidus. Ihr willigt drein? — „Ich willige drein.“ Zeichne ihn, Antonius.

Schon stieg die Zahl der Xenien in die Hunderte, ja bald nahm man Tausend in Aussicht. Der Haß wurde thätiger, „wilde und gottlose Satire,“ „genialische Impudenz,“ wie Schiller den beiden Freunden verrieth, aber zugleich stellte sich auch die Liebe und der Ernst ein, wie es in der reizenden „Affiche“ heißt:

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren, gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechselung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreu'n.

Es entstand allmählich ein luftiger Bau, ein Xenienkukuksheim, gebaut aus Autorenseelchen und gekittet mit sinnigen Sprüchen. Schon sah man, daß dies mehr als ein Anhängsel zum neuen Almanach, daß dies ein eignes Büchlein werden müsse. Als solches sollten die Epigramme in die Welt gehen. Aber so bunt, wie es entstanden, konnte das Ganze nicht stehen bleiben. Schiller mußte sortiren und gruppiren. Nach mühsamen Versuchen kehrte er zum anfänglichen Plane zurück. Alles Kriminelle wurde sorgfältig ausgeschieden. Die Musen sollten keine Scharfrichter sein. 200 ernstere und 414 spielende oder stachlichte Xenien wurden ausgesucht. Größere Gedichte, wie Goethe's Idyll (Alexis und Dora), Schiller's

Klage der Ceres und Anderes, mit den ernsten Epigrammen, wurde vorangestellt, die neckenden Xenien machten als satirisches Nachspiel den zweiten Theil aus. So erschien der verhängnißvolle Musen=Almanach mit einer unschuldigen Terpsichore als Vignette im Herbste auf dem Markt. Die Wirkung war ungeheuer. Schnell war die Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen, eine zweite, eine dritte folgten ihr auf dem Fuße. Die Getroffenen wütheten, die Gestreiften seufzten, die Mitschuldigen verdrehten die Augen, die Schadenfrohen lachten, das ganze lesende Deutschland war in Aufruhr. Besserte die Satire auch nicht und wer wollte das von ihr verlangen, so hatte sie doch gleich dem Künstler in Schiller's Briefen die Trennung zwischen dem Ideal und seinen Feinden scharf und in klassischer Form ausgesprochen. Das wußten Männer, wie die beiden Humboldt's, Wolf, Körner zu schätzen. Und selbst einige der Getroffenen trugen nicht unversöhnlich nach.

Die Xenien haben in neuerer Zeit die Federn und den Scharfsinn mehrerer Schriftsteller in Bewegung gesetzt*). Gervinus hat die Versuche ermuthigt, jedem Dichter sein Eigenthum zurückzugeben. Goethe hat das als Philisterei bezeichnet und doch war er selber ein Chorizont. Er fand Schiller's tabulae votivae sehr schön und gestand, daß er den Thierkreis immer mit Bewunderung lese. Das von Maltzahn herausgegebene Xenienmanuskript, dann ein Exemplar, worin

*) Ein Hauptverdienst um die Darstellung des ganzen Xenienkampfs hat sich Eduard Boas mit seinem Buche Schiller und Goethe im Xenienkampf (1851) erworben.

Schiller's Frau die Verfasser mit Chiffern bezeichnet hat, haben wenigstens bei Vielen die Trennung ermöglicht. Hoffmeister nennt Schiller mit Recht unsern größesten Epigrammatiker und ohne Zweifel gehören ihm nicht blos die schlagendsten Xenien, sondern auch die Mehrzahl der Masken. Er führt die Todtenerscheinungen, das Gericht über die Freier in seinem Briefe vom 31. Januar ein und wollte mit einer Komödie von Epigrammen schließen. Die Ausschreitungen, wenn man bei einer Satire von solchen reden darf, kommen auf Rechnung beider Dichter. Denn hier ist der Zulassende noch schuldiger, als der leidenschaftlichere Thäter*).

---

*) Zu solchen Ausschreitungen rechnet man, mit bittern Anklagen gegen Schiller, die Xenien auf Forster; ich will nur das Eine hier anführen: Forster ist vorgestellt als durch die Unterwelt rufend:

O, ich Thor, ich rasender Thor und rasend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt.

Man hat kein Recht, diese Ausfälle aus blos persönlichen Motiven abzuleiten. Huber hatte sein Verhältniß zu Dora aufgelöst und Therese Forster nach dessen Tode geheirathet. Die Freunde waren darüber erzürnt. Das ist wahr. Aber man sah Therese sehr allgemein als die Ursache von Forster's Unglück an. Ihr eigner Vater urtheilt darüber sehr hart. Es ist ferner eine Thatsache, welche aus Sömmering's Leben von R. Wagner S. 265, 266 klar erhellt, daß Forster gänzlich an der französischen Sache verzweifelte. Wie sein ungedruckter Brief an Gleim (in der Gleim'schen Sammlung) ergiebt, klagte er sogar den deutschen Freunden vor. Man bedenke, daß die Xenien den verzweifelnden Enthusiasten verspotten. Erscheint es hart, daß ein Todter getroffen wird, so bedenke man auch, daß der Todte nicht mehr getroffen wurde, wohl aber in ihm die ganze Schaar verzweifelnder Enthusiasten.

Will man den Xenien gerecht werden, so darf man sie nicht nach einzelnen Witzen durchsuchen. Ihr Werth besteht in der Anmuth und raschen Beweglichkeit ihrer Formen, in der originellen Anwendung der Maske. Mit reizender Leichtigkeit, erfrischend wie Bergluft, wie hell niederrauschender Sonnenregen, weht es uns sogleich aus dem Eingange an. Der Vorhang geht auf. Die Xenien, als neckisch geflügeltes Volk im Wagen, schwärmen eilend zur Leipziger Messe. Ein „ästhetischer Thorschreiber" hält sie an:

Halt, Passagiere, wer seid ihr? Weß Standes und Charakters?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Die Xenien entgegnen unverzagt:

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr, noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Ein barscher „Visitator" naht:

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

Das leichte Gesindel antwortet:

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

Und wieder ein Schlagbaum: „der Mann mit dem Klingelbeutel":

Messieurs! Es ist der Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen aus.

Die Xenien speisen den Zudringlichen mit einem Helf Gott ab und weisen auf die Gedichte des ersten Theils:

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher, fahr zu.

Nun verwandelt sich die Szene. Das artige Pack ist auf der Messe, es hat keine Waaren, es stellt eine Glücksbude auf.

Hier ist Messe; geschwind, packt aus und schmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht; jeder versuche sein Glück.

Die Autoren kommen bäurisch zweifelnd, aber doch neugierig heran, sie schimpfen auf die Boutiken solcher Art, in denen es meistens Nieten gebe. Aber sie ziehen. Lavater zieht:

Der Prophet:
Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Nach einer flüchtigen Musterung der Autoren verwandeln sich die Xenien in ein Feuerwerk, dann in eine Schaar Füchse mit brennenden Schwänzen, die papierne Saat der Philister zu verderben. Auch die Füchse verschwinden wieder. Die Xenien entfalten die Flügel und schweben, geführt vom Dichter, zum alten mythischen Himmel empor. Grauend thut sich der Thierkreis auf. Aber selbst am Himmel stehen als Thiere: deutsche Autoren. So wechseln sie fort und fort die Gestalt, streifen, diese weltumkreisenden Horenkinder, von Person zu Person, von Ort zu Ort, hier einen Schlag, dort einen Nasenstüber versetzend, da flüchtig und neckisch streichelnd und lobend, ein ernsthaftes Gesicht nur annehmend, um den Spaß zu würzen, sie sausen von Fluß zu Fluß, und endlich fahren sie mit dem als Odysseus maskirten Dichter in die Unterwelt. Achill (Lessing) wird edel begrüßt:

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Aber Odysseus=Schiller drängt sich durch die Reihen der Homeriden und Philosophen hindurch, er sucht den Herakles (Shakspere). Endlich entdeckt er ihn:

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Friedrich Schlegel hatte in einer Kritik des ersten Schiller'schen Musen=Almanachs im Journal Deutschland gesagt, daß Shakspere's Darstellung durchgängig manierirt sei und den Eindruck der Verzweiflung hinterlasse. Deshalb heißt es:

„Pure Manier."

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig in's Herz.

Und nun beginnt jener prachtvolle, allbekannte Dialog zwischen Shakspere und dem Dichter des Wallenstein, ein prophetischer Prologus zu der neuen tragischen Laufbahn, in welchem Schiller, sich von der Graekomanie eines Friedrich Schlegel ebenso strenge wie von der platten Realistik Schröder's und Kotzebue's scheidend, seine Stellung als Jünger Shakspere's, der großen Natur und der Griechen nimmt. Zum Schluß steigt, äußerst fein und anmuthig, noch eine Rakete, welche den Vorrath einer ganz neuen Batterie beleuchtet.

An die Freier:

Alles war ja nur Spiel: Ihr Freier lebt ja noch Alle
Hier ist der Bogen und hier ist zu dem Ringen der Platz.

Aber die Freier hüteten sich wohl, den schwer zu spannenden Bogen aufzuheben. Sie griffen, als sie von der ersten Betäubung zu sich kamen, in blinder Wuth nach Sand, der in die leere Luft verstob, die meisten nach Koth und Steinen. Es

zeigte sich, wie Schiller bemerkt, daß die Polizei eben so schlecht war, als der Geschmack. Denn in Ländern, wo die Presse doch sonst so ängstlich überwacht war, hätten so gemeine und pöbelhafte Entgegnungen Maßregeln zur Aufrechthaltung des öffentlichen Anstands hervorrufen müssen. Das Schlimmste, was unsre Dichter gewagt hatten, war etwa auf Nikolai:

Empirischer Querkopf.

Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist, ach! a priori so dumm.

und auf Reichardt:

Kunstgriff.

Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Aber die Antixenien, und es schoß eine ganze Literatur solcher Erwiderungen hervor, konnten Schiller zu der Bemerkung veranlassen: „wer es noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Produkt sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdestillirt werden.“ Die bittersten und beißendsten Antixenien waren die Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar; die gemeinsten die Ochsiade und der Mücken-Almanach. Goethe's Verhältniß zur Vulpius wurde, man kann sich denken wie, ausgebeutet; in einer prosaischen Erwiderung ein nichtsnutziges Geklätsch über Schiller's Amtsverhältniß, über seine Beziehung zu Goethe und zur herzoglichen Chatulle erhoben, seine Krankheit erlogen genannt, damit er nicht zu lesen brauche u. s. w Schiller behauptete

wie Goethe seine ruhige Fassung*). Nur als Reichardt die beiden Freunde zu trennen suchte, indem er Schiller als den Haupturheber und Verfasser der Xenien angriff, und erklärte, Schiller sei ein feigherziger, ehrloser Lügner, wenn er seine Beschuldigungen nicht beweise, da verlangte Schiller von dem Freunde, ihre Solidarität aufrecht zu erhalten und sandte ihm den Entwurf einer Erwiderung. Goethe indessen zog die Sache hin und bald kam auch Schiller auf den einmal angenommenen Grundsatz zurück, ein konsequentes Schweigen zu beobachten. Goethe, so empfindlich in Sachen seiner Optik, behielt hier eine wahrhaft olympische Ruhe. „Es ist lustig zu sehen, schreibt er, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohne, dem es nur immer Ernst um sich und die Sache ist." Das Publikum erwartete einen neuen Xenien-Almanach fürs nächste Jahr. Zelter in Berlin wettete sechs Flaschen Champagner dagegen. Er gewann die Wette.

---

*) Was von mehreren unsrer Literarhistoriker erzählt wird, als ob Schiller gern die Polizei zu Hülfe gerufen hätte, ist ganz aus der Luft gegriffen; die Ansicht von Gervinus (V. 457), daß Schiller später die „ganze xeniale Thätigkeit bereut habe", stammt, wo sie auch noch sonst vorkomme, allein aus Oemler's Lügenbuch: Schiller, oder Szenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben. S. 35. Von demselben Oemler, welcher erzählt, daß Goethe zur Zeit von Schiller's Ankunft in Weimar gewesen, rührt auch die Nachricht her, daß Schiller ihn „das arrogante Genie" genannt habe, Alles Dinge, welche seitdem in manchen Büchern spuken.

V.

Trennungen.

Die Xenien haben uns schnell über ganze Monate hinweggeführt. Aber sie entstanden, zumal der Dichter ihnen nur die Rechte augenblicklicher Einfälle gestattete, mit sehr ernsten Unterbrechungen, welche durch größere Pläne, durch bange Sorgen geboten wurden. Schiller dachte zu Anfang des Jahres 1796 noch an die Ausführung der Maltheser, zu welcher Humboldt gerathen hatte. Im März war er für den Wallenstein entschieden. Um dieselbe Zeit bekam er das Elend eines Krieges im deutschen Vaterlande aufs erschütterndste aus der wirklichen Welt zu empfinden.

Die französischen Heere waren unter Jourdan und Moreau nach Süddeutschland vorgedrungen. Schiller zitterte für die Seinen in der Heimath. Er erfuhr, daß auf der Solitude das kaiserliche Hauptspital eingerichtet, daß dort ein Lazarethfieber ausgebrochen sei, welches mit solcher Gewalt der Ansteckung wüthe, daß Niemand außer den Aerzten sich von Stuttgart aus dorthin getraue. Bald kam die ängstigende Nachricht, daß Nannette daran erkrankt sei. Schiller wußte, was das zu bedeuten habe. In jedem Augenblicke fürchtete er, das Schlimmste zu erfahren. Zwar bemühte sich Goethe mit rührender Sorgfalt, den umdüster-

ten Sinn des Freundes zu erhellen. Er drang darauf, daß beide Gatten zu Ende des März auf längere Zeit nach Weimar kamen, wo Iffland, welcher mit dem Mannheimer Dalberg ebenfalls zerfallen war, einen Cyklus von Gastrollen gab*). Er ließ für Schiller, da das Theater keine Logen hatte, eine besondere Loge bauen, damit der Freund ungestört bleibe und wenn er nicht wohl sei, sich vor Niemand einen Zwang aufzuerlegen brauche. Der Egmont wurde gegeben. Schiller mußte das Stück bearbeiten und Goethe ließ ihn so frei damit schalten, daß es fast ein gemeinsames Werk wurde.

Aber während solcher Zerstreuungen sah Schiller angstvoll in die Ferne. Der Brief mit dem schwarzen Siegel kam. Der Vater schrieb unterm 23. März, daß Nannette der Krankheit erlegen sei. „Ihr Loos, fügte der fromme Alte hinzu, kann nicht anders, als glücklich sein, denn ihr Leben ist die reine Unschuld gewesen.“ Ein so herrliches Geschöpf! Auch geistig dem Bruder so verwandt! Seine Einwilligung in ihren höchsten Wunsch hatte ihre letzten Lebensmonate noch mit einem Freudenschimmer erhellt. Unter seinen Augen hatte sie in Weimar die Bühne betreten sollen. Schiller war von diesem Schlage aufs tiefste erschüttert. Und was war noch Alles zu fürchten! Denn auch die Schwester Luise war erkrankt, der Vater jetzt bettlägerig an

*) Diesen Cyklus verherrlichte Böttiger in einem eigenen Buche, welches die Veranlassung von Tieck's bekannter Persiflage im gestiefelten Kater wurde.

der Gicht, die schwächliche Mutter trug die ganze Last des häuslichen Jammers allein. Schiller kannte seine Sohnespflicht. Selbst sich aufzumachen, war sein erster Gedanke. Aber er war ja seit einem Jahre kaum aus dem Hause gekommen, er wäre, selbst wenn er die Reise aushielt, dort unfehlbar zusammengebrochen und hätte die Sorge nur vermehrt. Er dachte an seine Schwester in Meiningen, aber auch diese war gerade jetzt nicht gesund.

Im April kam Körner mit seiner Familie nach Jena. Wie hatte sich Schiller auf diesen Besuch gefreut, wo zum ersten Male die Väter, im zartesten Verhältniß glücklich, sich auch an dem Verein ihrer Kinder erlaben wollten. Denn auch Theodor Körner*) war damals mit in Jena. Was hatte Schiller Alles mitzutheilen, die Xenien, den Plan zum Wallenstein! Und wie schwer ward es ihm nun, heiter zu scheinen. Dennoch hatte er die Kraft, damit die Gäste nicht um ihre Freude kämen, ihnen das ganze Elend, das auf ihm lastete, zu verschweigen, bis sie wieder geschieden waren.

Inzwischen hatte er Christophinen flehentlich gebeten, die Reise zu den Eltern, wenn es irgend möglich sei, zu unternehmen, zugleich fest beschlossen, im andern Falle sich, es geschehe was da wolle, im Mai selber hinaus zu wagen, um die Seinen aus dem Bereiche der Ansteckung hinweg nach Stuttgart zu schaffen. Glücklicherweise war Christo-

---

*) Damals noch den Namen Karl führend, den er später selbst in Theodor veränderte.

phine wohl genug, und das hieß so viel als freudig entschlossen, dem Bruder eine Pflicht abzunehmen, die sie so sehr für ihre eigene hielt. Sie sparte ihm damit wahrscheinlich das Leben. Schiller versah sie reichlich mit Geld zur Reise und mit Anweisungen auf Cotta für alles Weitere. Bald konnte er wenigstens etwas freier athmen. Luise genas. Christophine blieb den Sommer über bei den Ihrigen, und ward bei einem Ueberfall der Franzosen durch Muth und Geistesgegenwart der Schutzengel des Hauses. Der arme Vater freilich schmachtete an einer hartnäckigen Krankheit qualvoll dem Tode entgegen. So herzlich ihn die Kinder beweinten, sie konnten es für ihn nur als ein Glück ansehen, als er im September von seinen Leiden erlöst ward. Schiller suchte die Mutter mit diesem Gedanken zu trösten, und schrieb, indem er die Tugenden des edlen Vaters pries: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahre mit einem so kindlichen, reinen Sinne von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen. Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und den wahren Frieden verknüpft." Er bat die Mutter zugleich aufs liebreichste, zu wählen, wo sie fortan leben wolle, bei ihm, oder in Meiningen oder in Leonberg.

Sie wählte, da sie eine Pension erwarten konnte und da sich für ihre Tochter Luise die Aussicht einer Heirath in dortiger Gegend bot, den letzteren Aufenthalt. Aber so weit sie örtlich vom Sohne entfernt war, er blieb ihr tröstend nahe mit Wort und That. Christophine kehrte erst, als Alles geordnet war, nach Meiningen zurück, gesegnet vom Danke des Bruders, als ob sie nur ihm ein Opfer gebracht und nicht eine eigene Pflicht erfüllt hätte.

Bei den trüben, oft lange ausbleibenden Nachrichten aus dem Vaterhause hatten sich Schiller Befürchtungen für das Glück seines eigenen Hauses mitgetheilt, als Lotte im Sommer ihr zweites Kind erwartete. Aber diese Sorge löste sich leichter. Am 12. Juli ward Lotte glücklich von einem Knaben entbunden. Schiller konnte nun seine kleine Familie anfangen zu zählen. „Der Schritt von eins zu zwei, schrieb er an Goethe, ist viel größer, als ich dachte." War Goethe auch nicht persönlich bei der Taufe zugegen, weil ihn diese Ceremonien verstimmten, so übernahm er doch bei dem kleinen Ernst gern die Pflichten der Gevatterschaft.

Denselben Dienst leistete Schiller dem Freunde eben jetzt bei einem Geisteskinde, dem Wilhelm Meister, den Goethe, wie er im Manuskript vorrückte, nach Jena sandte und mit den feinsten Bemerkungen zurückerhielt. Wie lebhaft erkannte er es an, daß Schiller ihn „aus seinen Grenzen heraustreibe!" In Wahrheit, Schiller's Briefe sind ein Muster eingehender Kritik und doch ersieht man daraus, wie ganz anders er eine solche Aufgabe gelöst hätte. Die tendenziösen Re=

benabsichten, wie die Behandlung des Schauspielwesens, schränkte er ein; die Hauptidee, daß „Meister von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben eintrete, ohne die idealisirende Kraft einzubüßen", diese wollte er bestimmter und klarer ausgeführt sehen. Schon die Formel der Lehrjahre, meinte er, könne unmöglich ein so reiches und volles Leben erschöpfen. Er wollte Wilhelm ästhetisch frei, oder, was in einem Zeitalter der Spekulation unerläßlich sei, nicht ohne Hülfe jener würdigen Führerin (der Spekulation) frei werden lassen. Denn nur die Philosophie könne bei einem sentimentalen Charakter das Philosophiren unschädlich machen. Drang doch auch Schiller, was wenig bekannt zu sein scheint, später zuerst beim Faust darauf, daß der Dichter seinen Helden in ein thätiges Leben einführe.

Der Leser weiß, wie Goethe in beiden Fällen solche Rathschläge benutzte. Für Schiller aber wurde es wahr, was er am 3. Juli an Körner geschrieben. Er hoffte soviel für das Gleichgewicht seiner poetischen Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit aus dieser Lektüre zu gewinnen, daß er sich, auch wenn es ihn die nächsten drei Monate kosten solle, die Beurtheilung des Romans zu einem ordentlichen Geschäft machen werde. Ja er war sehr geneigt, sich wieder aufs ungerechteste zu unterschätzen, ein Fehler des Idealisten, von welchem ihn Körner am überzeugendsten heilte, da, wie Goethe hocherfreut aussprach, Niemand so sinnig und wahrhaft produktiv über den Meister urtheilte, als Körner.

Die Redaktion der Xenien ging neben diesem Verkehr im August ihren mühevollen Gang. Dann kam gegen den Herbst, es mag auch diese Art von Sorge einmal erwähnt werden, die Versendung des Almanachs in vielen Paketen, eine wahre Speditions- und Buchhalterarbeit, die Schiller, da der Almanach bei Göpferdt im Selbstverlage gedruckt, und von Cotta wie es scheint nur die Firma geliehen wurde, selbst übernehmen mußte. Er war in allen solchen Dingen sehr genau und Papier, Druck, Kupfer wählte er mit der Sorgfalt eines durch und durch ordentlichen und praktischen Menschen.

Der Xenienkampf mußte die beiden Dioskuren nach außen hin isoliren. Eine solche Isolirung eher zu suchen, als zu meiden, lag zwar in Schiller's Natur, aber noch mehr in seiner Größe und in der Kleinheit seiner dichtenden Zeitgenossen.

Der deutsche Parnaß bot damals einen traurigen Anblick dar. Bürger war 1794 gestorben, Klopstock kleinmeisterte die deutsche Sprache, der alte Grenadier war Invalide, Claudius nach Humboldt's Ausdruck eine Null, die Stolberg's und der ganze Kreis an der Ostsee ein Kreuz für alle in ihrem Sinne nicht christliche Kunst. Von Wieland urtheilte Schiller, daß man ihn unter die Poeten kaum mit mehr Recht zählen könne, als Voltaire und Pope, wenn auch seine Deutschheit ihn zuweilen zum Dichter mache. Ueber die Xenien salbaderte der Freund des Aristophanes, wie ein Philister. Ein anderes Schauspiel überlebter Kraft

gab Herder. Wie bemüht waren die Freunde, ihn sich zu erhalten! Er ging neben der wahren Größe die freudelosen Wege des Grolls, der Nergelei. Er pries vor ihren Ohren alles Vermoderte und mäkelte an Allem, was sie leisteten. Er erhob die Gleim's und Gerstenberg's bis zu den Sternen und sagte Goethe über den Meister die kränkendsten Dinge. „Gegen Kant, schrieb Schiller nach Dresden, und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er unangenehme Wahrheiten fürchtet.“ Noch schlimmer sah es um seinen Ruf aus, als er sich in der Metakritik herauswagte. Er konnte Schiller seine „Kant'schen Sünden“ nicht vergeben und Goethe eher alle Sünden, als seine Größe und, wenn man Herder's Frau als sein Echo ansehen darf, die Freundschaft mit Schiller. Herder's erhoben jetzt Jean Paul, der „dem Alten auf dem Topfberge“ die seltene Kost der Vergötterung entgegenbrachte, als „den ersten Genius“, und als das Wetter, wie öfter geschah, sich wandte, ward Goethe's natürliche Tochter als ein Licht gepriesen, neben welchem das Schiller'sche Irrlicht verschwinde.

Die beiden Dioskuren hätten gern den jüngern Nachwuchs an sich gezogen. Es gelang ihnen eigentlich mit Keinem. Goethe hatte wohl etwas von Schiller's Realisten in der oft genannten Abhandlung, er ließ Jeden das sein, wozu er gut war. Schiller, so liberal er über alle Anfänge urtheilte, hielt sich jeden dauernden Widerspruch gegen sein Ideal konsequent vom Leibe. Jean Paul's Hesperus ent-

lockte ihm ein aufflackerndes Lob. Aber zur Manier durfte dergleichen nicht werden, als Edelwild solche „Bockshirsche" nicht gelten wollen, wenn auch selbst die Damen in Weimar Locken von Jean Paul's Pudel auf dem Herzen trugen. Nannte Schiller doch trotz Meister und Goethe den Romanschreiber nur den Halbbruder des Dichters und nannte selbst Goethe den Roman nur ein Pseudoepos. Jean Paul besuchte im Juni 1796 unsern Dichter. Er kam Schiller vor, wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens, die Dinge zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sie sieht. Ihm zeigte Schiller nicht jenes milde Antlitz, welches sein Humboldt sah. „Gestern, erzählt Jean Paul von jenem Besuche, trat ich vor den felsichten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, wie er schreibt." Sie hatten nie ein weiteres Verhältniß miteinander.

Besser schien es mit den Schlegel's zu gelingen. In demselben Monat kam August Wilhelm nach Jena, hauptsächlich auf Schiller's Anregung, der ihm mittheilte, daß bei Schützens Kränklichkeit eine Vakanz zu erwarten sei Schiller hatte sich bereits in Briefen mannichfach mit Schlegel berührt. Wenn er auch nicht in dessen Theorie vom Rhythmus einstimmte, welche Schlegel aus einer physischen Quelle, Schiller aus dem „Beharren im Wechsel" hergeleitet wissen wollte, Schlegel war doch wenigstens kein Streck-

versmann, er hatte Talent, Formen nachzubilden. Schiller freute sich an der Uebersetzung des Shakspere'schen Julius Cäsar und pries ihn, daß er uns von Eschenburg befreie. Er las mit Schlegel jenes Drama zu seinem größten Gewinne.

Freilich war er über manche Punkte anderer Meinung, welche die Grenze zwischen beiden Naturen scharf bezeichnen. Schlegel räumte auf der einen Seite beim Machen dem Verstande zu viel Recht ein und wollte auf der andern doch eine gründliche spekulative Vorbildung dem Dichter nachtheilig finden. Indessen hätte sich das gute Verhältniß vielleicht erhalten, wenn Schlegel nicht bald darauf seine Frau, die ehemalige Karoline Böhmer, nachgeholt hätte, und wenn Friedrich Schlegel, welcher im August ebenfalls in Jena auftrat, mit mehr Bescheidenheit und Ehrlichkeit aufgetreten wäre. Wie Körner schrieb, kam er schon mit bösem Gewissen, er hatte Angst, daß Schiller seine Kritiken im Journal Deutschland über den ersten Musen-Almanach übel nehmen werde. So empfindlich war Schiller nicht. Friedrich gefiel ihm persönlich sogar besser als der Bruder, und erschien ihm tiefer und von mehr Realität, wenn ihm auch Licht und Leichtigkeit fehle. Die Xenien gaben ihm einige Winke, daß er seine „Griechheit“ und seine kritische Schnellfertigkeit einzuschränken habe. Uebrigens blieben sogar die Familien auf leidlichem Fuß. Schlegel's lud Schiller ein, um mit ihnen einen Hecht zu verspeisen, den Goethe in die Küche der Gevatterin gesandt. Aber als Friedrich die Horen, beim Erscheinen von Goethe's Cellini, wegen der vielen Ueber-

setzungen angriff, als es auch von Karoline Schlegel hieß, sie führe die Rezensentenfeder, da ward es Schiller unter dieser Familie von Rezensenten unheimlich. Hatte er doch von A. W. Schlegel so reichlich Uebersetzungen in die Horen aufgenommen. Schiller machte kurzen Prozeß. Er berichtigte unter dem 31. Mai 1797 plötzlich seine Rechnung an A. Wilhelm und sagte in demselben Billet scharf und kurz den Umgang auf. Schlegel bat um die Erlaubniß, sich mündlich rechtfertigen zu dürfen. Auch das lehnte Schiller ab. „In meinem engen Bekanntschaftskreise, schrieb er, muß eine volle Sicherheit und ein unbedingtes Vertrauen sein und das kann, nach dem, was geschehen, in unserem Verhältniß nicht statt finden. Besser also, wir heben es auf. Es ist eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, beide unschuldig, wie ich hoffe, nachgeben müssen. Dies bin ich mir schuldig, da Niemand begreifen kann, wie ich zugleich ein Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Herrn Bruders sein kann." Für den Musen-Almanach, so scharf schied er die Strafe ab, erbat er sich fernerhin Beiträge.

Es war nur die innere Verschiedenheit dieser Naturen, die sich bei Schiller gewaltsam Luft machte. Er sah mit jenem durchschauenden Blick, den Humboldt an ihm rühmt, daß diese vornehme und oberflächliche Art zu philosophiren, welche Kant so eben in der Berliner Monatschrift mit Königsberger Ironie abgefertigt hatte, daß ihre Verranntheit in griechische Formen, selbst wenn Beides gegen die Nicolai's und Kotzebue's auf Seiten der bessern Sache stand, der guten Sache nur schaden müsse.

Als vollends der Markos und gar die Lucinde offenbarten, welcher Sumpf von Produktion sich unter dem glatten Spiegel von Friedrich Schlegel's Doktrinen verbarg, da erschien ihm sein zeitiger Bruch mit dieser Schule wie eine vorgreifende Selbsthülfe seiner gesunden Natur. Als die Schlegel'sche Kritik sich im Athenäum aufthat, meinte Schiller, es sei ein schlimmes Zeichen für die eigene Geistesfähigkeit, wenn man den Unsinn fasse, der sich zuweilen dort hören ließ. Ihrem Vers- und Sprachtalent ließ er wie Goethe Gerechtigkeit widerfahren und beruhigte sich wie jener dabei, daß sie, wiewohl selber schädlich wirkend, doch das noch Schädlichere vertilgten. Nach Goethe's Erzählung (an Zelter) hielt Schiller in einem Augenblick sogar Kotzebue in seiner Fruchtbarkeit respektabler, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den rasch Fortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht.

Ludwig Tieck, dessen gestiefelten Kater Schiller gelesen hatte, gefiel ihm anfangs nicht übel, „sein Ausdruck, schrieb Schiller nach Tieck's Besuche 1799, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend. Auch hat er nichts Kokettes und Unbescheidenes.“ Er suchte, da Tieck sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen, ihn in der spanischen Literatur zu erhalten, und glaubte, daß er in dieser Richtung fruchtbar und gefällig wirken müsse. Als aber einige Wochen später Tieck's romantische Dichtungen erschienen und Schiller sah, daß sich auch hier wieder eine nicht lebensfähige Manier festsetzte, lobte er zwar noch seinen Ton und seine Einfälle, fand ihn aber doch viel zu hohl und dürftig; ihm habe die Re-

lation zu den Schlegel's zu viel geschadet. Er schätzte die jetzt vergessene Genoveva als Stufe, aber am 27. April 1801 sprach er sein Endurtheil über die ganze Schule dahin aus: „Mich macht das ohnmächtige Streben dieser Herren nach dem Höchsten nur verdrießlich und ihre Prätentionen ekeln mich an. Mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch Leerheit und das Hohle, wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen." So kamen ihm Schleiermacher's Reden über die Religion (1799) bei allem Anspruch auf Wärme und Innigkeit sehr trocken und prätentionirt vor.

Mit Schelling stand Schiller, so lange er in Jena wohnte, auf freundlichem Fuße, und wenn sie nicht die Philosophie vereinte, so that es das hombre. Die Schellingianer, erzählt freilich Knebel, sprächen Schiller jede Anschauung außer einer geringen in der militärischen Sphäre ab. Als Schelling behauptete, die Natur gehe vom Bewußtlosen zum Bewußten, die Kunst vom Bewußtsein zum Bewußtlosen, suchte Schiller für den bewußtlosen Anfang, der in einer dunkelen Totalidee bestehe, zu plädiren. Im Ganzen zog ihn die Produktion damals schon so mächtig von der Spekulation ab, daß sich kein dauerndes Band zwischen beiden Männern knüpfen konnte.

Eine wirklich liebenswürdige Theilnahme hatte Schiller für diejenigen Geister, welche sich ihm ehrlich und offen anschlossen und bestrebt waren, etwas Ordentliches aus sich zu machen. Den jungen Gries (Johann Diedrich), der 1795 nach Jena gekommen war, munterte er auf, nahm auch seinen

„Phaeton" für den Musen=Almanach an, suchte ihn aber von solchen Stoffen, wie Schlegel's Prometheus und Pygmalion, welche zugleich als Gedicht und als Philosophem betrachtet werden könnten, abzulenken. Wahrhaft zärtlich war Schiller um Hölderlin besorgt. Er erkannte in dieser edlen Natur Manches von seinem eignen früheren Wesen, eine heftige Subjektivität, verbunden mit einem gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Hölderlin lebte 1797 als Erzieher in Frankfurt am Main. In derselben Gegend hielt sich ein andrer Schützling Schiller's, Schmidt aus Friedberg, auf, ein junger dichtender Kaufmann. Schiller veranlaßte Goethe, als dieser 1797 auf seiner Reise nach der Schweiz in Frankfurt verweilte, beiden jungen Männern eine Stunde zu gönnen, und über die Persönlichkeiten derselben Bericht zu erstatten. Er fiel über Hölderlin günstiger aus, als über Schmidt. Schiller blieb dabei nicht stehen. Könnte er Hölderlin, meint er, nur aus seiner eignen Gesellschaft bringen! Er suchte es sich umständlich zu erklären, warum diese Richter, Hölderlin, Schmidt so überspannt, so einsylbig und erstere beide doch so tief und innig seien. Er glaubte den Grund davon in ihrer isolirten Lage zu finden. Selbst bei seinen weiblichen Anhängerinnen sah er diese Ansicht bestätigt. Sophie Mereau, in einsamer Beschränkung erzogen, habe Würde, Innigkeit und Schwärmerei, Amalie von Imhof sei, aus liberalen Verhältnissen heraus, nicht durch das Herz, sondern durch die Phantasie zur Dichtkunst gekommen. Da das Aesthetische aber Spiel und Ernst zugleich sei, so müsse es Sophie Mereau immer der Form nach, Amalie Im=

hof immer dem Gehalte nach verfehlen. Natürlich war hier Form im höchsten Sinne verstanden. Die höchste Aufgabe dichterischer Gestaltung aber ist der Mensch und die menschliche Handlung. Hierin verfehlte es die ganze Reihe der Genannten von Klopstock bis zu Amalie Imhof hinab. Der Mensch, das war das Grundthema vieler Unterhaltungen der beiden Duumvirn, ist als objektive Gestalt künstlerisch nur darzustellen im Epos und Drama. Darum zogen sie einen Dichter allen andern vor, darum bekränzten sie Johann Heinrich Voß mit einem lobenden Xenion. Mokirte sich Goethe auch über Verse von Voß, wie folgende:

Dicht gedränget, Mann und Weib
Pflegen wir mit Punsch den Leib,
Wie den Fuchs die Grube,
Wärmet uns die Stube, ꝛc.

so hatte seine Luise doch Form, und wenn auch Plattheiten in Menge, doch einen ächten deutschen Kern. Für seinen Homer aber waren beide Dichter ihm dankbarer, als andre Zeitgenossen. Wie gern hätte Schiller es gesehen, daß Voß, wie er versprochen, nach Jena gekommen wäre. Leider geschah das erst 1803, als Schiller bereits in Weimar wohnte. Es gab noch andre Menschenschöpfer als Voß. Es war vielleicht noch schwerer, sich von Kotzebue und Iffland in anständiger Ferne zu halten, als sich mit Schlegel's und Jean Paul zu befreunden. Hiervon an einer andern Stelle.

Auch die Lebensumstände fügten sich so, daß Schiller's Verkehr auf einen ganz kleinen, ganz vertrauten Kreis be-

schränkt wurde. An Durchreisenden und Besuchen war nie Mangel, Matthisson sprach ein, Blumenbach, die Dresdner Schöngeister, selbst Zelter kam 1802 mehr Schiller's als Goethe's wegen nach Thüringen. Hätte Schiller nur seinen Humboldt festhalten können! Dieser vielreisende Freund war im November 1796 nach Jena zur günstigsten Stunde zurückgekehrt. Schlegel's waren noch mit dem Schiller'schen Hause verbunden und Karoline von Beulwitz, jetzt Frau von Wolzogen, war, Dank den französischen Heeren, durch deren Herandrängen das Ehepaar erst von Stuttgart, dann von Bauerbach vertrieben war, seit dem August mit ihrem Gatten in Jena. Wilhelm von Wolzogen war ein gewandter Weltmann geworden, mit reichen Kenntnissen im Bau- und Verwaltungsfach. Karoline sah endlich ihre geträumte Kolonie hier verwirklicht, und man genoß des Guten um so sorgloser, als man bestimmt auf einen baldigen Frieden hoffen konnte. Auch Alexander von Humboldt trat eine Zeitlang in diesen einzigen Kreis ein, rastlos thätig, der wahre Meister und Erbe des Goethe'schen Strebens, aus den einfachsten Organisationen sich das Ganze der Natur zu erbauen, aber noch so in den tiefen Bergwerken der einzelnen Beobachtungen vergraben, daß Schiller diesen Charakter geradezu nicht zu finden vermochte*). Lebte Schiller

*) „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten 2c." So schreibt Schiller an Körner (IV., 47). Sein Urtheil gründete sich hauptsächlich auf Humboldt's Werk über die Muskelfaser.

doch eben jetzt ganz in seiner eignen idealen Welt, und verlangte der Wallenstein doch den ganzen Menschen. Es ist eins der schönsten Zeugnisse für seine Empfänglichkeit, wie für sein großes neidloses Herz, daß er eben um diese Zeit an der neuen Schöpfung des Freundes, an Hermann und Dorothea, den innigsten Antheil nahm. Karoline von Wolzogen verweilt mit entzückter Erinnerung auf diesen Tagen, auf diesem „Ineinanderstrahlen" der beiden Dichterseelen.

Aber mit dem Frühjahr zerstob dieser Kongreß von königlichen Geistern. Wilhelm von Humboldt, voll Begier, nichts in der Welt zurückzulassen, was er nicht mit sich in Berührung gesetzt habe, wollte, wie er sich vornahm, zwei Jahre nach Italien gehen, und schied zu Ende des April zu Schiller's ahnungsvollem Bedauern, daß dieses Verhältniß durch Entfernung und die verändernde Zeit als beschlossen anzusehen sei. Jetzt konnte Humboldt ihm noch förderlich sein, denn noch verhielt Schiller sich suchend in Form und Stoff, und zum Umgang fand er Humboldt recht eigentlich qualifizirt; nach zwei Jahren, so bestimmt setzte er sich seine Epochen, könne ihm Humboldt's Nähe nichts mehr nützen.

Eine Probe bestand diese Freundschaft, als Humboldt ihm im Frühjahr 1798 seine Schrift über Hermann und Dorothea im Manuskript zur Beurtheilung sandte. Was sage ich! Es wäre für jeden weniger großen Sinn eine Probe gewesen, diese Verherrlichung Goethe's, welche ihn allein als würdigen Nebenbuhler des griechischen Epos pries. Für Schiller war der Aufsatz, kurz gesagt, blos nicht gut und wirksam genug und

zu metaphysisch geschrieben. Für ihn blos ein Sporn, ein ähnliches Lob zu erlangen. Es giebt eine Region in dem geistigen Verbande solcher Männer, wo die Vermuthung noch hineindringen darf. Und so ist es mir immer als wahrscheinlich erschienen, daß Schiller, den Humboldt den modernsten aller Dichter genannt, es bei seiner Braut von Messina vor Allem darauf abgesehen hatte, dem Freunde in Rom den Ausspruch zu entlocken, daß auch Schiller „als Zeitgenosse des Sophokles einen Preis davon getragen habe." Aber so sehr Humboldt die Behandlung in antiker Form als Muster aufgestellt wissen wollte, so fiel doch ein Wort von „künstlichem" Stoff aus seinem Briefe heraus, welches für jeden, der Humboldt's Art, die Wahrheit mit Flötentönen zu sagen, kennt, genug bezeichnet. Eine Fom aber, wie Schiller sie, an Shakespere sich anlehnend, in der Jungfrau und dem Tell aufnahm, konnte Humboldt nicht mehr vollkommen würdigen, da er auch später noch an dem Gedanken festhielt, daß der ganze Fortschritt, den unsre Tragödie machen könne, im Chor und in den Formen liege. Wie weit Humboldt aber auch im Einzelnen mit dem Freunde auseinander ging, die Ideen blieben auch sein Höchstes, seine Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller ist das schönste Denkmal ihrer Freundschaft. Sie sahen sich 1801 noch einmal flüchtig wieder.

Im März gingen auch Wolzogen's nach Weimar. Wilhelm hatte dort als Kammerherr und Kammerrath eine Stellung gefunden. Die trübste Aussicht für Schiller aber war, daß auch Goethe mit einer fast leidenschaftlichen Unruhe, als

hätte er den zu aufregenden Geistern seiner Schöpferkraft entfliehen müssen, sich auf eine dritte Reise nach Italien vorbereitete, wohin sein Meyer ihm 1794 vorausgegangen war. Der Freund in Jena sah diese Reise als für Goethe's nächste und höchste Zwecke verloren an. Auch er strebte aus seinen vier Wänden hinaus, sie schienen ihm für die Kriegswelt des Wallenstein zu enge zu werden, aber sein höchster Wunsch ging auf einen — Garten, wo er, angeweht vom lebendigen Hauche des Himmels, in ungestörter Stille seine Schöpfung vollenden könne.

VI.

Proteische Natur.

Schiller hatte schon jetzt den Plan, nach Weimar zu übersiedeln. Er suchte ein Gartenhaus mit heizbaren Zimmern und fragte bei Goethe an, ob er ihm das seine vermiethen wolle. Dieser wäre recht gern darauf eingegangen, aber er gab zu bedenken, daß es nur ein Sommeraufenthalt für wenige Personen, auch für Schiller's Lebensweise nicht brauchbar sei. Es war nun auf den Garten des Geheimerath Schmidt (in Weimar) abgesehen, da indessen in Jena das Gartenhaus eines andern Schmidt, des verstorbenen Professors, zum Verkaufe stand, so rieth Goethe, letzteres zu wählen. Er mochte erwägen, daß Schiller denn doch immer noch als Professor in Jena

angestellt war. Nach einigem Hinundherschreiben zwischen dem Pupillenkollegium, dem Senat und Schiller, ward ihm das kleine Besitzthum für 1150 Thaler zugeschlagen. Der Garten lag hoch am Rande eines Vorsprungs, zu dessen Fuße sich das kleine Flüßchen Leutra durch ein grünes Thal schlängelt, gegenüber erheben sich kahle, weißgraue Höhen, welche im röthlichen Spätlicht wie „ferne Zeit und goldne Sage" glänzen. Im nächsten Sommer entstand aus der bisherigen Gartenhütte nach Süden zu ein Häuschen mit einer Zinne, auch ließ er sich niedlich und reinlich in einer der beiden Hütten ein Bad mauern *). Von dem Häuschen aus hatte man einen prachtvollen Blick ins Saalthal, so daß man Stunden weit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Lotte konnte sich, wenn der Mond über den kühn geschwungenen Bergzügen heraufkam, an den großen Massen von Licht und Schatten nicht satt sehen, welche sich an dem weißlichen Sandfelsen bildeten.

Da schmückt er sich die hohe Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und hell entgegen kam,
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

---

*) Schiller verbaute allmählich über 500 Thaler. (Diezmann, Glanzzeit, S. 20.) Auf der andern Seite des Gartens ward eine massive Küche eingerichtet, welche oft zu Goethe's Verzweiflung den ganzen Garten mit Rauch und Fettgeruch erfüllte.

Am 2. Mai bezog Schiller sein Gartenhaus. Sein erster Abend auf eignem Grund und Boden war von der fröhlichsten Vorbedeutung. Er freute sich der schönen Landschaft, die Sonne ging freundlich unter und die Nachtigallen schlugen.

In diesem Garten entstand ein Theil des Wallenstein und die Mehrzahl von Schiller's Balladen. „Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien, hatte Goethe geschrieben, während es Antixenien von allen Seiten regnete, müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsre Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln." Der neue Musen-Almanach bot die beste Gelegenheit, diese Beschämung zu beginnen. Wir wissen, daß Schiller sich schon seit dem Sommer 1795 mit einer romantischen Erzählung trug. Ein Jahr später tritt in den Briefen ein ähnliches Vorhaben Goethe's mit „Hero und Leander" auf. Ueber den Vorzug von Epos und Drama, über das Wesen beider Gattungen, über das Hineinragen der einen in die andere wurde bis 1798 fortwährend zwischen den Dichtern verhandelt und schließlich ganz einfach das Resultat gewonnen, daß das Epos eine Begebenheit als vollkommen vergangen, das Drama als vollkommen gegenwärtig vorstelle. Aber während sie in Wallenstein, Hermann und Dorothea in ihrer ganzen Selbständigkeit erfüllt wurden, erschienen diese beiden Gattungen zugleich in einer lyrischen Mittelform, in den schönen Balladen und Romanzen unserer Dichter.

Am 2. Mai erbat sich Schiller den Text des Mozart'schen Don Juan, um eine „Ballade" daraus zu machen. Goethe

fand ihn zu einer „Romanze“ sehr passend und erwartete einen guten Effekt davon. Es blieb indessen bei einem Fragment. Bald darauf kam Goethe nach Jena und hier scheinen die Genossen sich ihre Aufgabe gestellt, die Kraniche des Ibykus sogar zu einem Wettstreit bestimmt zu haben. Jetzt blühte mit den Rosen zugleich ein Flor herrlicher Schöpfungen empor. Bis zum 14. Juni, wie Schiller's Notizbuch ausweist, war der Taucher vollendet*), bis zum 17. der Handschuh, nach einer Anekdote in St. Foix, Essay sur Paris; bis zum 23. der Ring des Polykrates, nach Herodot III., 39—44; Ritter Toggenburg war bis zum 31. Juli vollendet, wie Goetzinger meint, nach einer Schweizer Sage, Lotte Schiller hatte dieselbe vielleicht an Ort und Stelle gehört. Die Kraniche des Ibykus, beendet am 14. August, wurden auf Goethe's Rath nach diesem Datum noch umgearbeitet, dem Phänomen der Kraniche größere Bedeutung gegeben, zartere Uebergänge gesucht. Hoffmeister vermuthet gewiß mit Recht, daß Schiller den Stoff Plutarch's Schrift über die Geschwätzigkeit entnommen habe, in welcher die Entdeckung des Mörders im Theater geschieht. Schon in den Künstlern heißt es:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord auch nie entdecket
Das Loos des Todes aus dem Lied.

---

*) Welche Quelle Schiller benutzte, ist unbekannt. Die Geschichte wird von einem sizilianischen Taucher Nikolaus Pesce (der Fisch) erzählt.

Schiller sah sich dann schon nach seinem Ibykus weiter um und sandte Böttiger gelegentlich das Gedicht zur Begutachtung, ob kein Verstoß gegen das Alterthum darin vorkomme. Der Gang nach dem Eisenhammer machte bis 29. September den Beschluß. Schiller sprach von einem Balladenjahr, aber der nächste Sommer 1798 brachte vom 18.—26. August noch den Kampf mit dem Drachen, nach Vertot's Geschichte des Johanniterordens und bis zum 30. August die Bürgschaft, aus der Fabelsammlung des Hyginus geschöpft. Im Jahr 1801 entstand Hero und Leander, 1803 der Graf von Habsburg.

Die Ballade und die Romanze sind Abkömmlinge der alten Heldenlieder, die zuerst einzeln gesungen, dann zum Epos fortgebildet und zusammengefügt wurden. Lyrisches und Episches ist noch im Keime vereinigt. Episch ist vor Allem das Moment der Vergangenheit, aber der Dichter legt sich mit seiner Empfindung ganz in den Gegenstand, als ob derselbe zeitlich wie räumlich gegenwärtig wäre, die Zeichnung wird dem Ton untergeordnet, der ganze Hauch und Wurf wird subjektiv bewegt, der Gang übersteigt rasch die retardirenden Elemente und eilt zum Schlusse, der Rhythmus baut sich musikalisch in lyrischen Strophen. Es liegt durchaus etwas vom wandernden Sänger in den ausgebildeteren Stücken dieser Art. Der Sänger tritt in eine festliche, geräuschvolle Versammlung, hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen, er führt rasch und mit wenigen scharfen, selbst trocknen Strichen in die Sache hinein, Alles kommt auf die bewegtere Mitte an, Phantasie und Ge=

fühl sollen schnell und mehr oder weniger tief ergriffen werden. Die Fragen des Verstandes stehen in letzter Reihe.

Die Ballade ist italienischer Abkunft, aber erst England, der Norden gab dem verpflanzten Gewächs seine Kraft und seinen Charakter. Das Dunkle, Gewaltsame, Geheimnißvolle ist ihr eigen, sie liebt den dramatischen Gang und Dialog, das Erhabene, die tiefe innige Klage. Die Romanze, aus Spanien stammend, ist sonniger, heller, sie verhält sich nach Vischer's Ausdruck zu jener, wie Dur zu Moll.

Es ist natürlich, daß in der Kunstpoesie sich beide Arten ihrer nationalen Färbung entkleiden und ineinander übergehen. Diese ideellere Mittelart, welche an Gefühlsinnigkeit und Ton vielleicht verliert, was sie an dauernder Form durch klarere Zeichnung, bewußte Steigerung und kunstvollere Komposition gewinnt, haben Schiller und Goethe originell geschaffen. Durch sämmtliche episch-lyrische Dichtungen Schiller's geht eine dunkle Gewalt, entweder des Elementarischen oder Bestialischen, oder der Nemesis, des Schicksals, der Liebe. Dieser dunkle Ton und die dramatische Energie nähert sie den ursprünglichen Balladen, während die sinnliche Klarheit und Fülle, mit welcher selbst jene dunkelen Gewalten geschildert sind, dann auch das kräftige Auftreten des menschlichen Willens sie der Romanze nahe bringt. Ja, der Handschuh geht durch den pointenartigen Abschluß in die Anekdote über. Schiller hat in einer noch vorhandenen Abschrift seiner Gedichte, welche zu einer neuen Ausgabe bestimmt war, sämmtliche Gattungsbezeichnungen bis auf eine gestrichen und auch diese: (der Kampf

mit dem Drachen], Romanze, wohl nur aus Versehen stehen lassen.*)

Schiller's Balladen sind so tief in das Herz des Volkes gedrungen, daß keine Kritik sie daraus auf die Dauer verdrängen kann. Sie bedürfen zu einem ästhetischen Genusse keines Kommentars, und gewiß ist derjenige Kommentar der beste, welcher die mancherlei Ausstellungen von Hoffmeistern und Andern widerlegt. Schiller's Balladen lassen keine Gespenster erscheinen und behandeln keine geschlechtlichen Probleme. Man wird mich nicht mißverstehen, wenn ich dies betone. Aber, da man das Deklamatorische daran getadelt hat, so ist doch auch hervorzuheben, daß dieser Schmuck nicht zu unschuldigeren und naiveren Wirkungen verwandt werden konnte. Es ist etwas so jungfräulich Edles in diesen Bildungen, etwas, wie das offene, lebensmuthige Antlitz eines Knaben. Sie sind spannend und ergreifend, ohne zu überreizen, sie sind allgemein gültig ohne Leerheit, voll natürlicher Wunder und doch voll Wunder, ein frei im Licht sprudelnder Quell, an dem das junge Volk sich erlaben mag. Und wie stimmt denn doch Zeichnung und Ton so einzig zusammen, wie einfach und ächt sind die tieferen Kunstmittel! Dieser Edelknecht „sanft und keck", der aus der Knappen zagendem Chor tritt, wie hebt ihn der Dichter in zartem Umriß von der Menge ab, stellt ihn einsam auf luftigem Felsenhang der brüllenden Wasserwelt gegenüber! Ein Auf=

*) Für ein eingehendes Studium der Balladen ist zu empfehlen: Schiller's Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Stuttgart 1859. 3. Auflage. III. Theil.

branden, ein Niederstrudeln, zwei gleich furchtbare Akte eines Schauspiels, welches noch schrecklicheren Inhalt verbirgt, dann die Geberde des Jünglings, der sich Gott befiehlt und dann, blos im Schrei der versammelten Menge gezeichnet, sein Sprung in die Tiefe:

Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Gewiß ist das Gemälde der bangen Pause, welche nun folgt, und das

Und es wallet und siedet und brauset und zischt

bewundernswürdig, aber nicht minder solche Mitteltinten, wie

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß.

In den Lauten selbst ist etwas, wie abströmendes Wasser.

Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und es rudert mit Fleiß
Und er ist's und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Solche Verse kann man hundertmal lesen und jedesmal erneut sich die Phantasie die Bilder in voller Erstlingsfrische, es ist ächte Kunst, klar und doch voll unergründlicher Tiefe, jede Strophe ist wie eine Rebe, daran Schönheiten wie edle Trauben hangen. Dem nun folgenden Berichte des Tauchers läßt sich nur der Traum des Clarence in Richard III. vergleichen. Aber die Verse:

Und unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da

lassen selbst den Meeresgrund Shakspere's als ein lichtes Asyl erscheinen.

Und wie weiß Schiller überall die Kontinuität der Handlung zu wahren! Er hatte über die Technik dieser Sachen das feinste Bewußtsein. Wie straff seine Eingänge, wie rechtzeitig seine Schlüsse! Nie zu viel Körper zum Geiste, nie zu viel Charakteristik zur Handlung. Schon Viehoff hat hervorgehoben, wie nothwendig seine Schilderungen zum Ganzen gehören. Und wie weiß der Dichter mit einem einzigen Beiwort, mit einem ehrenden Lobe aus dem Munde des Volkes diese Gestalten an unser Herz zu legen:

> Des Ibykus! Der theure Name
> Rührt jede Brust mit neuem Grame.

Ich will nur noch auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen, welcher bisher nicht beachtet ist. Den Ring und die Kraniche griff Körner an, weil sie mehr Begriffe (Schicksal und Nemesis), als höhere menschliche Natur in Handlung darstellten. Humboldt und Goethe vertheidigten sie, ja letzterer hielt sie für eine die Poesie erweiternde Gattung. Er wollte sie nicht mit denjenigen Gedichten, welche abstrakte Gedanken symbolisiren, verwechselt wissen*). Im Ring des Polykrates ist ein allgemein menschliches Gefühl, daß eigensinniges äußeres Glück ein gefährliches Geschenk sei, auf seiner geschichtlichen

---

*) Goethe hatte sicher nicht, wie Viehoff meint, Schiller's Ideendichtungen bei diesem Seitenblick im Auge, in denen er ja alle poetischen Tugenden in schönster Ordnung beisammen fand. Vielmehr dachte er an Schlegel, Gries und Herder.

Spitze dargestellt. Die Empfindung, welche man im Freunde des Polykrates wachsen sieht, erklärt sich zuletzt als religiöse Anschauung eines ganzen Zeitalters. Es ist eine historische Ballade. Ebenso sind die Kraniche die Darstellung einer historischen Idee. Alle Völker haben die Vorstellung solcher Nemesis, der Dichter sucht sie dort auf, wo sie in voller Kraft erscheint. Mag doch der Mörder, wie Schiller ausdrücklich will, gar nicht von dem Chor ergriffen sein. Das ist mir, gestehe ich, auch niemals in den Sinn gekommen. Aber zu der Anschauung einer waltenden Nemesis in der Erscheinung der Kraniche gehörte der Boden des Griechenthums, und wo wäre dieser besser zu zeichnen, als im Eumenidenchor, wo sich der religiöse Volksgenius mit dem künstlerischen vermählt. Historische Charakterbilder aus der Zeit der Kreuzzüge sind der Kampf mit dem Drachen, der gute Ritter Toggenburg, den wir uns nicht durch Gustav Schwab verkümmern lassen werden, und ein prächtiges Stück aus der galanten Ritterzeit ist der Handschuh. Die nadowessische Todtenklage, anfangs Nadowessiers Todtenlied (aus Thomas Carver's Reise durch Nordamerika), schließt sich als nationales Charakterbild dieser Reihe an.

Das Reiterlied aus Wallensteins Lager muß als wildes Soldatenbild, nicht als Lied gefaßt werden. Es ist ein vollgültiges Zeugniß, daß Schiller der kräftigeren, männlicheren Liedesform wie kein Anderer mächtig war. Daß Schiller sich in seinen Balladen vom musikalischen Element entfernte, das wollen wir als einen Gewinn preisen, nicht

als einen Verlust beklagen. Denn Schiller hat eben dadurch dem Worte seine Selbständigkeit für die Rezitation erobert und bei dem entsetzlichen Mangel einer würdigen und gebildeten Repräsentation unserer herrlichen Sprache, einem Mangel, der sich in Kirchen und Schulen, in Theatern und auf der Tribüne in wahrhaft ohrenzerreißenden Beweisen kundgiebt, ist es eine wiewohl außerhalb des innern Kunstwerthes liegende, aber nicht genug zu schätzende Gabe, welche er in diesen kleineren Ganzen der ästhetischen Sprechbildung geboten hat. Wer etwa den Taucher und die Glocke von einer Sophie Schröder hat lesen hören, der hat erst neu erfahren, welche „lebende Gestalt" diese Dichtungen enthalten. Manchem Leser sind Schiller's Balladen blos deshalb verleidet, weil er die Deklamationskünste seiner ehrenwerthen Mitschüler von Tertia nicht vergessen kann.

Für die außerordentliche Umwandlungskraft Schiller's könnten noch Gedichte, wie die Begegnung, das Geheimniß (1797), die Erwartung, an Emma, ihre melodische Stimme erheben, Beweise genug, daß es in seiner freien Macht stand, den Boden der Ideen zu verlassen oder zu betreten. Unnachahmlich in dem leichten freien Wurf seiner Epigramme, wie der Votivtafeln, ächter Goldkörner der gnomischen Poesie, welche mit Vischer gewiß als rechtmäßiges Gebiet der Dichtkunst anzuerkennen ist, hat Schiller alle seine Vorzüge wie zu einer edlen Gemeine zusammengerufen in seinem Liede vom Bürgerleben, in seiner Glocke.

Den ersten Gedanken dazu faßte er in Rudolstadt

1788. Er besuchte öfter die Glockengießerei, welche sich in der Nähe der Stadt befand, und gewann von dem Gusse eine lebendige Anschauung. Aber erst 1797, beinahe zehn Jahre später, als das Feuer des Lebens die Erze der Sorgen und Erfahrungen, des Menschen Theil, das er so redlich auf sich nahm, zu neuem Glockengute gereinigt hatte, begann in seinem Gemüthe die Glocke zu werden. „Dieses Gedicht, schrieb er am 7. Juli an Goethe, liegt mir sehr am Herzen", aber er meinte zugleich, daß es ihn mehrere Wochen kosten werde. Er orientirte sich aus Krünitzens Encyklopädie über die Technik und entnahm daraus unter Anderm auch das Motto: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, Lebende ruf' ich, Gestorbne beklag' ich und Blitze zertheil' ich; es befindet sich auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen. Aber bald unterbrachen Störungen, Krankheit und die Redaktion des Musen-Almanachs die Arbeit, er fand gerathener, sie noch ruhen zu lassen, und erst 1799 gegen Ende des September, nachdem ein Aufenthalt in Rudolstadt ihm alte Zeiten und das Bild des Glockengusses erneut hatte, ward das Gedicht, werth der langen Zeit, die es gekostet, vollendet. Es erschien im Musen-Almanach von 1800, dem letzten, welchen Schiller herausgab. Je mehr seine dramatischen Schöpfungen die Konzentrirung seiner Kräfte in einem Punkt forderten, um so widerwärtiger ward ihm die Sorge für literarische Unternehmungen, die ihn mit zwanzig bis dreißig Versemachern in Deutschland zu verhandeln zwangen. Er hatte die Horen

schon 1798 eingehen lassen. Am 26. Januar 1798 benachrichtigte er den Freund, daß er das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben. Cotta hatte für den Jahrgang 1797 nur eben die Kosten wieder herausbekommen. Der nach den Xenien erschienene Musen-Almanach machte nicht das erwartete Glück, und so warf er endlich auch diese Bürde von sich, froh, wie er an Körner schrieb, fortan mit keinem schlechteren Poeten zu thun zu haben, als er selber sei.

Der Glocke läßt sich in der gesammten Poesie nichts an die Seite stellen. Vielleicht keine Dichtung ist so tief in unser edleres Bürgerthum eingedrungen, ist so sehr eine poetische Verklärung unsres Städtelebens. Wie oft wird sie mimisch mit lebenden Bildern, mit Romberg's Musik dargestellt! Bewundernswürdig sind die Hauptmomente des Gusses selbst in die Worte des Meisters eingewebt, und wie eingänglich der sinnlichen Vorstellung, das merkt man erst, wenn man sich mühsam mit einem Kommentare die ganze Prozedur vergegenwärtigt. Hier ist die Forderung der Rezension von Bürger's Gedichten noch in einem andern Sinne erfüllt, der Dichter ist nicht mehr er selbst, es ist das Bürgerthum, welches aus ihm singt, des arbeitenden Menschen Wohl und Weh, zu dem er seine Brust erweitert hat. Alles was dieses Bürgerthum ziert, Frömmigkeit, Zucht, Fleiß, Ordnung, der Freiheit Schutz, des Hauses Ehre, klingt voller oder leiser an, die kommenden und gehenden Geschlechter, die Gefahr des Elementes, der Revolution,

Alles was sich ungezwungen in den Gesichtskreis der fleißigen, ruhigen Bürgers, des Meisters drängt, und an sein Werk anschließt, ist in eben so einfach kernigen Weisen, als gesteigerten Schilderungen eingewebt. Von Schiller's gesammter Lyrik aber gilt, was er von der Glocke sagt:

Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

VII.

Wallenstein.

Der moderne Dramatiker steht äußerlich in großem Nachtheil gegen die Alten. Keine Mythendichtung, kaum die Sage, bereitet ihm seine Fabel zu. Er steht in großem Nachtheil gegen Shakspere. Ihm fehlt Shakspere's Theater, auf welchem der Brite ohne die Gräben und Verhacke der Dekorationen die größte Handlung rasch durch fünf Akte jagen konnte. Selbst seine Zuschauer engen ihn ein, sie kommen zu seinem Vorhange mit einer Phantasie, welche

jede Illusion unter die Kontrolle der prosaischen Natürlichkeit stellt.

Vor Allem treffen diese Nachtheile das historische Drama. Seine Basis ist das öffentliche Leben, seine Fabel unendlich verzettelt, sein Stoff der unförmlichste. Bei dem Fiesko traten solche Schwierigkeiten weniger hervor, denn dort fluthete die Handlung in dem engen Bette einer Stadt, und diese Stadt war zugleich der Staat. Ganz ungeheuer waren sie beim Wallenstein.

Der weitläuftigste Schauplatz, die verwickeltsten Verhältnisse, zahlreiche Parteien; zerstreute, von Rom nach Paris, von Wien nach Stockholm und Prag hinfließende Fäden, aus denen der ganze Knoten der Bewegung geschürzt war. Ein Held und seine Armee, zwischen zwei Mächten stehend, welche sich beide der Darstellung versagten, denn der Kaiser saß in seiner Burg zu Wien, die Protestanten zersplitterten sich in einzelne Kriegsführer, in einzelne Bekenntnisse, Lutheraner, Reformirte. Noch schwieriger war darzustellen, was sich der Darstellung gewaltsam aufdrängte. Der Herrscher zeichnet sich allein durch die, welche er beherrscht. Seine Größe ist relativ. Je bunter, roher, zusammengesetzter, ungebundener die Armee, um so größer der Feldherr, der sie zügelt. Um die grandiose Kraft Wallenstein's zu vergegenwärtigen, ward die Vergegenwärtigung seiner Armee bis zum gemeinen Soldaten hinab nöthig. Denn die Masse der Soldaten ist es, welche zuletzt den Ausschlag giebt. Ja, diese Vergegenwärtigung ward unentbehrlich, da um die Treue dieser

Soldaten sich zuletzt das Gelingen oder Mißlingen des Verbrechens drehte, welches der Dichter allein zum Angelpunkt seiner Fabel machen konnte. Aber wie dies Alles in jene „Hanengrube, in dieses O von Holz" packen,

„Mit vier bis fünf zerfetzten schnöden Klingen
Zu lächerlichem Balgen schlecht geordnet"?

So viel der Dichter im Laufe der Jahre an seinem Werke gethan hatte, so gewiß er war, daß es schon jetzt mehr Form und Zweck besaß, als irgend eins seiner früheren Stücke, dennoch klagte er noch im November 1796 dem Dresdener Freunde, daß es formlos und endlos vor ihm daliege. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte ihm zwar die Gestalt seines Helden in großem, grobem Umriß geliefert, aber, um die Armee zu zeichnen, mußte er vor Allem das Kolorit der Zeit tiefer aus den Quellen schöpfen Seine Karlsbader Reise hatte ihm zwar einen Blick in das ernste Böhmerland und auf die Physiognomie der österreichischen Soldateska vergönnt, aber das Detail jener aus aller Herren Ländern zusammengeflossenen Heeresmasse mußte schließlich doch aus Büchern zusammengelesen werden Schwerlich hätte irgend ein andrer Dichter andre Organe in sich gefunden, um solchem Stoffe beizukommen. Und doch war dieses noch immer die leichtere Arbeit. Schwerer war es, aus dem Charakter Wallenstein's einen tragischen Helden zu machen. Ich setze voraus, daß meine Leser es zufrieden sind, wenn ich Schiller's dreißigjährigen Krieg nicht

an dieser Stelle ausschreibe. Wir kennen ihn aus der Geschichte, diesen verwegenen Charakter:

Den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

So war der Wallenstein der Geschichte. Ohne Frage, so wenig vielleicht Schiller sich dessen selbst bewußt ward, so sehr er die vollendetere Technik, mit der er sein Werk angriff, für Kälte gegen seinen Helden hielt, ohne Frage reizte „der große Verbrecher" und sein blutiger Untergang den Dichter des Karl Moor auch diesmal zur Darstellung, wie ihn der Verbrecher am Fiesko gereizt hatte. Behauptete doch seine Theorie der Tragödie, daß die furchtbare Freiheit des Bösewichts zu Gemälden der erhabensten Sittlichkeit am geeignetsten sei. Aber war Wallenstein auch wirklich ein tragischer Verbrecher? Hatte er ein Recht auf unser Interesse? War in ihm eine sittliche Kraft verhüllt? ja nur eine erhabene Kraft vorhanden? War es nicht blos sein brutales Glück, das ihn erhoben, seine brutale Rachsucht, die ihn zum Abfall reizte, und ein plumper Irrthum, ein eitles Vertrauen in seine Armee, ein blindes Ungefähr, das ihn stürzte? Karl Moor und Fiesko hatten allen Glanz der Jugend, den Einen versuchte eine zügellose Empfindung, den Andern

sein Genie der Intrigue, beide der sie umgebende faule Zustand. Der Erste spiegelte sich ein Richteramt vor, der Zweite schwankte wenigstens nach der Freiheit hinüber. Wallenstein war ein finstrer, ein bejahrter, verschlossener Mann, kalt, grausam selbst in seiner Großmuth; sein Sternenglaube, sein feierlicher Ernst machten ihn lächerlich. Gustav Adolf sagte; Der Kaiser hat drei Generale; einen Pfaffen, das ist Tilly; einen Narren, das ist Wallenstein; und einen braven Soldaten, das ist Pappenheim.

Aber hatte Wallenstein rein historisches Recht? Hat doch selbst Richard III. ein solches. Gewiß. Aber Richard III. ist als Schlußstein an eine Reihe von Stücken angefügt; Shakspere stellt ihn dar als die Ausgeburt und Strafe schrecklicher Geschlechter, blutiger Thaten. Hätte Schiller in einem Cyklus von Dramen die Schuld des Kaisers, die Intriguen der Jesuiten, den eigensinnigen Haß zwischen Lutheranern und Reformirten, die Berufung Wallenstein's zu Diensten, welche Verbrechen sind, seine Absetzung erschöpfen können, wie leicht wäre das historische Recht dieser neuen Geißel Gottes zu erweisen gewesen!

Das wollte Schiller nicht und war ohne Zweifel weiser, als Tieck, welcher bedauerte, daß Schiller keinen Cyklus geschrieben. Bei weitem weiser! Denn die Schwierigkeiten wären ohne Shakspere's Theater und Shakspere's Zuschauer bei jedem Drama dieses Cyklus genau dieselben gewesen, wie bei Wallenstein, und — wo war das Ende? Doch nicht im Westphälischen Frieden? Gute Nacht dann, Poesie!

Daß wir über Tieck's Vorschlag nicht den Faden verlieren. Historisch berechtigt also konnte Schiller seinen Helden nicht machen. Aber war denn der historische Wallenstein ohne alle sittlichen Zwecke, welche ihr Recht durch sich selbst erklären? Solche Zwecke sind wenigstens nicht nachzuweisen. Aber hatte er keine Leidenschaften? Es giebt zwei Leidenschaften, welche das Diadem ihrer Berechtigung leuchtend an der Stirne tragen. Romeo ist der Held der einen, Brutus der andern. Durch Liebe und Freiheit hatte Schiller doch alle seine Helden an unser Herz geknüpft. Auch diese mächtigen Fürsprecher fehlten dem historischen Wallenstein, und mit allem diesen so viel von Schiller's eigenstem Wesen, daß es ihm schien, als hätte er nie einen Stoff mehr außer sich gehalten. Nur bei zwei Gestalten, bei Max und Thekla, schien er sich mit mehr als der Liebe des Künstlers betheiligt. Und doch war er an den Wallenstein gefesselt, war ihm durch einen Zeitraum von sieben Jahren treu geblieben. War das eine weniger zärtliche Freundschaft des Dichters für seinen Helden, als einst jene für Don Carlos in den Bauerbacher Tagen? Gewiß nicht, und so gewiß Shakspere seinen Richard mit nicht geringerer Liebe an seinem großen Herzen getragen, als den liebenswürdigen Romeo, so gewiß suchte Schiller aus derselben Empfindung heraus unablässig nach Mitteln, sein eignes Interesse für seinen Helden dem Zuschauer mittheilen zu können. Er prüfte diesen Charakter immer von Neuem. Ein Realist wie Wallenstein, schien so wenig für die Tragödie tauglich, aber Schiller liebte selbst im Realisten Wallenstein noch den Rea=

listen Goethe. Er untersuchte Wallenstein's Leidenschaften. Ehrsucht und Rachbegier sind kalt und erkältend, denn sie sind ganz egoistisch; wir wollen die Hexen des Macbeth, die stärkste Versuchung bei der ersten, die schwerste Kränkung bei der letzten als Entschuldigung sehen. Selbst die Eifersucht ist nicht eine so abschreckende Egoistin, als Rache, denn sie entbrennt an der Flamme der Liebe.

Ich habe in Obigem den wesentlichen Inhalt einer Reihe von Schiller's Briefen an Körner, Humboldt, Goethe mitgetheilt. Fragen wir nun: welchen Ausweg fand Schiller aus so vielen Schwierigkeiten? Und wie verwandelte er die difficulté vaincue in die kühne Linie ästhetischer Freiheit?

Schiller fand eine Eigenschaft im historischen Wallenstein, in welcher ein Problem von allgemeinster Gültigkeit versteckt lag, eine Aufgabe, bei weitem größer und tiefsinniger, als die Darstellung einer Leidenschaft jemals sein kann. Wallenstein ist in Schiller's Geschichte, und natürlich nur nach dieser kann hier die Frage sein, ein unbegreiflicher Zauderer. Er hat Alles zum Abfall vorbereitet, aber er zögert mit der Ausführung, bis Gallas (im Stücke spielt Piccolomini den größten Theil seiner Rolle) ihn vollständig mit dem Netze des kaiserlichen Verdachtes umstellt hat, Wallenstein m u ß einen Schritt thun, den er vielleicht niemals t h u n wollte. Hier griff Schiller sein Thema, die dunkle Totalidee, welche, wie er sagt, ihm jedesmal bei der Konzeption eines Werkes aufdämmerte.

Er gab seinem Helden eine dämonische Lust an seiner genialen Macht, an dem Vermögen, dem Kaiser, wenn er

wollte, schaden zu können. Auch sein Wallenstein zaudert, er wiegt sich in den Träumen der bösen That, in der Wollust des Willens, im Rausche der Macht. Es ist ihm eine Genugthuung, Questenberg zu zeigen, was er vermöchte. Er unterhandelt mit dem Feinde, aber er hält sich die Wege offen. Vorsichtig auf der einen Seite, giebt er „nichts Schriftliches von sich", er verpflichtet sich zu Nichts, er verlangt dagegen, daß sich die Generale ihm unbedingt mit ihrer Handschrift verpflichten, nur, damit er die Unterschrift nöthigenfalls dem Schweden zeigen könne. Er will sich in dieser Schwebe halten, bis die Sterne sprechen. Aber als die Sterne zur That winken, als er auch dieser Bestätigung seines auserwählten Looses sich mit grauenhafter Lust freut, da sind sie bereits die Sterne der Nothwendigkeit. Wallenstein's Pläne ruhten in den Händen von Menschen, und Menschen sind keine Maschinen. Sie stehen im Banne des Zufalls, der Pflicht, des Bedürfnisses. Er, der die Menschen nie geachtet, er, der sie als Mittel zum Zweck behandelt hat, der teuflisch mit Buttler's Rachsucht gerechnet hat, um ihn für den Nothfall sicher zu haben, muß erfahren, daß diese Mittel selbst Zwecke, daß sie Persönlichkeiten sind. Sein Unterhändler ist gefangen, sein Vertrauter ein treuer Diener, ein schlauthätiger Freund des Kaisers. Zurück zum Kaiser kann Wallenstein nicht mehr, er muß vorwärts zur That und mit dem vollen Bewußtsein dieses Zwanges, mit dem Bewußtsein, daß das, was er thut, sein Unglück ist, verbindet er sich mit den Schweden. Die Handlung ist der reinste ästhetische Beweis, daß eigentlich der böse

Wille die wahre Schuld, daß die That schon die strafende, die unvermeidliche Folge des bösen Willens ist. Fürwahr ein Satz von eben so erhabener Einfachheit, als sittlicher Tiefe.*)

Und der Dichter hätte somit seine Tragödie nur geschrieben, damit die Vernunft diesen Satz gewinne? Damit sie ihn in ihr Gesetzbuch schreibe? mit ihm schon den bösen Willen verdamme? Nimmermehr. Der Dichter ist zwar, als Intelligenz, Vertreter der Vernunft, aber als Künstler ist er Vertreter der Natur. Als Künstler stellt er seinen Schuldigen vor ein Gericht der Geschwornen, welche vor Allen Menschen sind, Menschen mit Herz und Sinnen, und indem er als Intelligenz seinen Zuschauern ein Gesetz übergiebt, nach welchem sie richten, ruft er als Künstler mit allen Mitteln der Vertheidigung Empfindungen in seinen Zuschauern auf, welche ihnen das Gericht unmöglich machen. Jener Vernunftthätigkeit wird er sich kaum bewußt werden, denn sie gehört ihm als Nichtkünstler; während er schafft, wird er nichts so sehr als den Künstler

---

*) Tieck, dram. Blätter I, 63, hat dieses Problem sehr wohl erkannt, hält aber die Darstellung einer solchen „Lehre" für eine zu beschränkte Aufgabe für die Poesie. Ein großer Irrthum Tieck's, der ihn zum Dramatiker schon allein untauglich gemacht hätte. Gerade diese feste, klare, fast alltägliche „Lehre", wie er es nennt, hält den auseinander fließenden Stoff so plastisch zusammen, daß das Kunstwerk eben auch dadurch leicht verständlich geworden ist. Das Gehaltvollste, was je über Schiller's Wallenstein geschrieben ist, findet der Leser in den Charakteristiken von R. Hieke, Rötscher's Jahrbücher, 1848, 1849.

in sich empfinden, den Künstler, welcher bestrebt ist, auf jede Weise für seinen Helden zu interessiren. *)

Dieses Verfahren beobachtete Schiller bei seinem Wallenstein. Es gab dafür zwei Wege. Schiller schlug sie beide ein. Zuerst: er idealisirte seinen Helden. Die Rachbegier ist bei Schiller's Wallenstein fast ganz in den Hintergrund getreten, er spielt den Gekränkten nur vor Questenberg. Der Ehrgeiz nimmt den edlen Flug sittlicher, für jeden Deutschen herzgewinnender Zwecke: Friedland will Reichsfürst werden, aber, um das Reich zu schirmen:

„Es soll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel fassen, und am wenigsten
Die Gothen sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsres deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen.

Schiller gab seinem Helden ferner nicht blos cäsarische Hoheit, sondern auch cäsarische Liebefähigkeit. An den Idealisten, den Jüngling, an Max fesselte er diesen großartigen Realisten. Er gab ihm noch eine andre Größe. Zur äußersten Totalität, deren der Realist (nach Schiller's Entwickelung an bekannter Stelle) fähig ist, ließ er, wie wir sehen werden, mit Hülfe Goethe's, ganz bewußt seinen Helden sich erheben. Der Realist bestimmt sich nicht aus seiner Freiheit, sondern

*) Diese Betrachtung, die jedem Tieferblickenden einleuchten muß, ist bei allen brieflichen Aeußerungen Schiller's und Goethe's ernstlich in Erwägung zu ziehen, wo von ihrem künstlerischen Schaffen die Rede ist.

aus seiner Natur, aus den Umständen. Aber er erhebt sich über diese Schranke, wenn er sich aus der Nothwendigkeit der ganzen Natur bestimmt. So ergriff Wallenstein, wenn auch in der Form des Wahns, die Natur als großes lebendiges Ganze, in welches durch die Sterne auch seine eigene Natur geheimnißvoll mit eingewebt ist. Und von hier aus betrat Schiller den zweiten Weg, auf welchem der Künstler für seinen Helden plädiren kann. Er machte ihn blind. Wir sehen einen Blinden seine Wege suchen. Das ist immer ein erschütternder Anblick. Jeder innige Glaube, und wär' es ein Wahn, hat seinen Freibrief. Sein Glaube an die Sterne, an das Schicksal, umstrickt den Herzog, sein Glaube, der ihn doch wieder als ein so einziges Heidenthum über die dogmatische Enge der Zeit erhob, und worin ihm selbst ein Melanchthon nichts nachgegeben hatte. Dieser Glaube kettete ihn mit ebenso rührender als erschreckender Unerschütterlichkeit an Octavio, an seinen Verräther. Dazu seine Machtstellung, gezeichnet in der vergötternden Anhänglichkeit seines Heeres, in der Besorgniß Questenberg's, dazu die verführerische Gelegenheit, endlich die sichtbare Noth, die ihn zum Abfall drängt. So konnte Schiller von der Kunst sagen:

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.*)

---

*) Der tiefe und leicht zu mißdeutende Sinn dieser Worte ist also nicht etwa: die Tragödie stellt einen Helden so dar, daß er schuldlos ins Unglück stürzt, oder daß das Schicksal mehr als er

Die Grundsäulen des gewaltigen Baues standen nach der eben geschilderten Operation aufgerichtet. Indem der Dichter vorzugsweise aus dem Innern des Helden, aus seinem Glauben und seinem Spiel „mit dem Teufel" die Handlung hervorgehen ließ, hob er den Stoff aus den Banden des Geschichtlichen heraus und schuf ganz wie im Fiesko eine Charaktertragödie. Aber eine Charaktertragödie von allgemeinster Gültigkeit. An dem eigenthümlichsten Menschen wurde das Wesen der Menschheit dargestellt, in dem Individuellsten ein Symbol von durchgreifendster Bedeutung. Und von dieser Seite steht dieses einzige Meisterwerk mit seiner vollendeten geschichtlichen Färbung, seinem „Pulvergeruch" und seinem Lager, als ein Universum da, wie Prometheus, Faust, Hamlet. Wir müssen es dem Dichter nachsehen, daß er hier die dramatische Form zersprengte. Wir müssen das Lager und die Zweitheilung in die Piccolomini und Wallenstein's Tod mit in den Kauf nehmen. Wenn sich auch durch eine geschickte Regie einige hundert Verse hinauswerfen lassen, in einen

---

selber an seinem Falle Schuld ist. Vielmehr: wenn das moralische Gesetz die Tendenz hat, die rohe, unvermittelte That allein dem Willen des Menschen aufzubürden, so hat die Kunst die Tendenz als Vertreterin der Natur so viel Schuld als möglich, womöglich alle Schuld, von dem Helden auf die Umstände, seine Anlage, einen äußern Zwang abzuwälzen. Aus dem Zusammenfluß dieser beiden Tendenzen im Dichter aber entsteht eben die höhere Wahrheit der Tragödie, von welcher er selbst oft nicht einmal ein Bewußtsein hat.

Theaterabend ist es niemals zu bannen; es steht als ein ewiges Wahrzeichen da, daß es mit der Entwickelung unsrer äußern Bühne noch nicht am Ende ist, und daß, wo große Gegenstände verlangt werden, diese wiederum größere Mittel verlangen. Aber man sollte an jedem Schillerfeste einmal die drei Stücke mit angemessenen Pausen hinter einander aufführen.

Eine Würdigung dieser Tragödie auf wenigen Blättern zu versuchen, würde mich ein wahrer Frevel dünken. Das Lager hat keine dramatische Handlung, aber konnte sich die Armee anders, als in diesem lässigen Lagergeplauder auf eine naive Weise darstellen? Carlyle hat trefflich hervorgehoben, wie jeder Soldat der Spiegel seines Regimentschefs ist. Die herrliche Realistik in den ersten Szenen der Piccolomini, in der Tafelszene, die bewundernswürdige Weisheit in der Szene mit Wrangel hat schon Tieck gerühmt, und doch, so sehr ich selbst gerade diese Szenen in ihrem edlen Rost der Historie als Shakspere's Bestem ebenbürtig preise, hätten diese Szenen das Werk volksthümlich machen können? Nach meinen Erfahrungen bezweifle ich das. Auch ist der hereinleuchtende Idealismus, der erhöhte Ton, das Pathos, selbst oft das nackte, dürre Aussprechen des Grundgedankens, vielleicht gerade das einzige Mittel gewesen, der Organisation des Werkes Klarheit und jene Höhe zu geben, in der es, mit Aristoteles zu reden, philosophischer als die Geschichte wurde. Ich darf nicht auf die Charakteristik eingehen. Wo wäre da ein Aufhören? In der Geschichte spielt Wallenstein dem Illo jenen Streich mit dem Grafentitel ohne alle Folgen. Wie trefflich

hat der Dichter diesen Zug benutzt! Wallenstein spekulirt auf Buttler's Rachsucht, um ihn an sich zu fesseln. Und eben diese Rachsucht wird seine Mörderin. Darin ist jene Konsequenz des tragischen Gerichts, mit welcher Laertes an dem Stoß des vergifteten Rapiers verendet: „meine Arglist hat sich auf mich gewandt." Und dieser Staatsmann Octavio, dieser maulfertige Slave Terzky, dieser Schwede Wrangel, wie umgiebt alle diese Figuren ein gewisser Glanz der Weltbühne! Wo hatte der Dichter diese Politiker hergenommen? diesen ächten Gesandtschaftsmenschen, Questenberg? Und jener Buttler, der Fatalist ist, wenn es eine Unthat gilt, und auf seinen Willen stolz, wenn sein Stolz beleidigt wird, er, der Wallenstein im Kleinen, welch eine volle körnige Gestalt! Trefflich hat Hieke nachgewiesen, daß, vielleicht gegen die Meinung des Dichters und durchaus gegen die Meinung Tiecks, Max und Thekla, die ächten Idealisten der schönen Jugend, im Sturm der Konflikte nur verzweifeln können und in der Verzweiflung die Pflicht verletzen, welcher sie ihre Neigung zum Opfer brachten. In Thekla aber ist eben ein solches Gegentheil des kategorischen Imperativs dargestellt, wie Schiller es im ächten Christenthum fand, wo die Pflicht zur Neigung geworden ist. Die Engländer haben diesen Charakter vollkommen verstanden und gewürdigt. In Max und Thekla ist jene höchste Gattung des Tragischen im kleineren Kreise erfüllt, welche Schiller in seiner Theorie als solche aufgestellt hatte. Ich kann auch den Schluß des Dramas nicht mit Tieck unbefriedigend finden. Jede andre Befriedigung

wäre hier klein und gewaltsam gewesen. Und es ist eine wahrhaft staunenswerthe Weisheit des Künstlers, daß er, je machtloser, je ärmer und einsamer Wallenstein wird, den Helden mit lauter ganz gewöhnlichen Naturen umgiebt, ja, daß seine Mörder die ganz gemeine nackte Prosa des Bedürfnisses vorstellen. Denn sie ist der Tod aller wahren Größe, und gegen solche Menschen, wie Gordon, Illo, Terzky, umstrahlt den fürstlichen Mann bei seinem Fall noch einmal ein verklärendes Licht der Berechtigung, welches diesen Fall nur um so erschütternder wirken läßt.

Ich will nun in wenigen Strichen die äußere Geschichte, die allmähliche Entstehung des Wallenstein und dann sein Geschick auf der Bühne zeichnen. Ich habe gelegentlich die Zeitpunkte berührt, in welchen das Süjet den Dichter beschäftigte. Im Oktober 1796 wartete er noch auf eine gewaltige Hand, die ihn hineinwürfe. Und sie kam. Noch während er am Plane arbeitete, denn von dem bereits Ausgeführten konnte er fast nichts brauchen, gerieth er aufs Neue in die Ausführung. Er bestimmte sich, die Armee in einem Prolog zu zeichnen. Für das Stück selbst entstand die alte Formfrage wieder, ob Vers ob Prosa. Er fragte die Freunde um Rath, Körner sprach mit richtigem Blick für den Jambus, Humboldt für die Prosa und Schiller folgte dem letzteren. Er hatte den Freunden das Versprechen abgenommen, jede fragmentarische Mittheilung, auch wenn er dazu versucht sein könnte, standhaft abzulehnen. Aber schon im Dezember schrieb Goethe an Heinrich Meyer, daß die Entstehung dieses Werkes höchst merkwürdig sei und

was er davon kenne, viel Gutes hoffen lasse. Im April wurde zur besseren Uebersicht ein großes Szenarium entworfen. Besondre Studien erforderte das astrologische Element. Hier mußte Körner helfen. Dieser unermüdliche Freund exzerpirte fleißig einige Scharteken der Dresdner Bibliothek, und Schiller lernte unter anderm von ihm, daß „der Himmel in zwölf Häuser von gleicher Größe nach der Richtung, wie der Meridian den Horizont durchschneide, eingetheilt werde", und daß in den Ecken dieser Häuser die wahre Weisheit zu finden sei. Schiller selbst hatte einige tolle Produkte aus diesem Fache in die Hand bekommen, so ein lateinisches Gespräch, aus dem Hebräischen übersetzt, zwischen einer Sophia und einem Philo über die Liebe, worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Astrologie vorgetragen wird. Begreiflich, daß Schiller aus solchen Quellen keinen rechten Ernst zu der „astrologischen Fratze" gewann.

Zwischendurch gab ihm die Lektüre des Sophokles, namentlich der Trachinierinnen und des Philoktet, einen Leitstern, dessen er auf dem Ozean dieses historischen Stoffes vor allen Sternen bedurfte, nämlich die Lehre, daß Alles beim Drama auf die Erfindung der Fabel ankomme, eine Lehre, die er Anfang Mai in Aristoteles Poetik dahin theoretisch bestätigt fand, daß in der Tragödie die Verknüpfung der Begebenheiten die Hauptsache sei. Er freute sich, daß er diesen „Höllenrichter" schlechter Dramatiker nicht früher gelesen, da er nun schon aus einer Fülle von Erfahrungen und Grundbegriffen heraus dieser ganz empirischen Theorie entgegenkam Er stimmte, wie Les-

sing, in allen Stücken mit Aristoteles überein und ließ die „scheinbaren Widersprüche" sich nicht anfechten.

Im Mai 1797 theilte er Körner das Reiterlied, in demselben Monat Goethe, im Juni Körner den Prolog (das Lager) mit, und wünschte von Letzterem zu wissen, wie es auf einen tüchtigen Soldaten, wie Thielmann, wirke. Goethe rieth zu einem Cyklus im Tieck'schen Sinne. Nun kamen die Balladen dem Drama in den Weg, Goethe nahm Abschied auf lange Zeit und reiste über Frankfurt, Stuttgart nach der Schweiz, zum unaussprechlichen Bedauern des Freundes. Im Oktober begann Schiller die dramatische Arbeit wieder. Er verwandelte jetzt seine Prosa in Jamben, und begriff kaum, daß er nicht gleich den Vers gewählt habe. Man sollte, schrieb er an Goethe, Alles, was sich über das Gemeine erheben soll, anfangs in Versen konzipiren. Ein Satz, den Goethe noch überbot, indem er sagte, alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden. Aber der Vers trieb auch hier zunächst ins Breite und der erste Akt war fast so lang geworden, als Goethe's Iphigenia. Im November kehrte Goethe, durch die politischen Zustände in Italien abgeschreckt, nach Weimar zurück, nachdem die längere Entfernung beiden Freunden den Werth ihrer Verbindung nur fühlbarer gemacht hatte. Die Krankheitstage, welche Schiller's Arbeit unterbrachen, zähle ich nicht mehr auf. Schlaflosigkeit, Krämpfe, Asthma, — jeden Tag glücklicher Schöpferkraft mußte er mit mehreren Tagen des Leidens erkaufen.

Zu Anfang des Jahres 1798 fehlten am zweiten Akt nur noch einige Szenen. Schon kamen Anfragen von den Theatern.

Mit Hamburg, Berlin, Frankfurt wurde verhandelt. Die Berliner Bühne, an welcher Iffland seit dem November 1796 als Direktor fungirte, erbot sich zu jedem beliebigen Honorar, wenn Schiller noch vor dem Drucke das Manuskript überlassen wolle. Im August las Schiller dem Freunde die beiden letzten Akte vor, so weit sie vollendet waren, und stärkte sich an dessen Zustimmung. Aber Goethe mußte mit einem Blicke erkennen, daß das Werk für einen Theaterabend zu lang sei. Und so wurden im September nach manchen Konferenzen, zu denen Schiller persönlich nach Weimar ging, die fünf Akte in zwei Stücke abgetheilt. Der Prolog (das Lager) sollte als Lustspiel voraufgehen, die Piccolomini, welche damals noch zwei Akte von Wallenstein's Tod umfaßten, den Knoten knüpfen, das dritte Stück die tragischen Folgen geben.

Goethe wünschte das Lager zur Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen und des durch den Baumeister Thouret renovirten Theatergebäudes aufzuführen. Zu diesem Behufe mußte das Stückchen beträchtlich erweitert werden, Goethe versuchte selber zu helfen, bekannte aber, daß er nichts beizusteuern vermöge*). Er übersandte Schiller indessen einen Band von Abraham a Sancta Clara's Schrif-

*) Goethe hat in der That nichts daran gedichtet, als ein Soldatenlied, welches Schiller um ein paar Strophen vermehrte, es ward beim Aufziehen des Vorhangs gesungen. Später blieb es fort Hoffmeister Suppl. III, S. 215 ff. Und außerdem die beiden Verse:

„Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.“

ten: „Reimb dich oder ich Liß dich“ und besonders aus einem Traktat in demselben: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den türkischen Blut=Egel“ ist die Kapuzinerpredigt entstanden.

Am 18. Oktober 1798 wurde das Stück gegeben. Das Theater war überfüllt, die Zuschauer waren durch den festlichen Raum und eine lebhafte Ouvertüre heiter gestimmt, ein Prolog, von Vohs im Kostüme des Max gesprochen, weihte nicht nur den erneuten Schauplatz, sondern eine neue Aera des deutschen Dramas ein. Es hieß darin:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.“

Weihrauch spielte den Wachtmeister, Leißring und Hayde die Jäger, Genast den Kapuziner, Vohs den Kürassier. Die Schauspieler sprachen die gereimten Verse mit einer Leichtigkeit, als ob die Zeiten von Hans Sachs und Jakob Ayrer zurückgekehrt wären. Das Publikum ergötzte sich, die große Masse, meint Schiller, staunte und gaffte „das neue dramatische Monstrum“ an, Einige, unter diesen Karoline von

Wolzogen, wurden wunderbar von dem Stücke ergriffen. Der Wallone erschien ihr wie eine beinahe Homerische Gestalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plastisch darstellte.*)

Schiller konnte mit erneutem Muthe an die Theatralisirung der beiden andern Theile gehen. Er hatte sich verpflichtet, beide Stücke zu Anfang des Jahres 1799 für die Aufführung herzustellen. Er hielt Wort, aber es kostete ihn die angestrengteste Arbeit. Iffland quälte und trieb ganz entsetzlich, Schlaflosigkeiten stellten sich zur unrechtesten Zeit ein. Aber Schiller konnte durch seinen Willen mehr als Andre. Zu Anfang Dezember warfen sich, nach Ueberwindung mancher andern Schwierigkeiten, noch besondre Bedenken über das astrologische Motiv auf. Schiller hatte dasselbe bisher nicht recht ernsthaft behandeln können. Er fand das astrologische Zimmer, in welchem das spectrum astrologicum vor den Augen des Zuschauers gemacht wurde, trocken, leer und unverständlich. Er suchte aus fünf verschlungenen oder im Kreise gestellten Buchstaben eine andre Art von abergläubischer Fratze zu gewinnen. Er fragte Goethe um Rath, und dieser war, wiewohl anfangs durch Schiller's Ausführung der neuen Szene, in welcher ein

*) Goethe schrieb in der Allgemeinen Zeitung von Posselt Relationen der Aufführung, um sie „Böttiger aus den Zähnen zu reißen." Knebel schreibt darüber an Böttiger: „Haben Sie die Anzeige von Schiller's Wallenstein in der Allg. Zeit. gemacht? Sie ist recht gut und das Stück hat dadurch Interesse für mich erhalten." Das Reiterlied war von Cotta's Kompagnon Zahn komponirt, alle andern Kompositionen hatte Schiller verworfen.

fünffaches M das Orakel giebt, ebenfalls bestochen, nach einiger Ueberlegung für das astrologische Motiv, welches Schiller mit richtigem Instinkt zuerst gewählt hatte. Während Goethe zu gestehen pflegte, daß Schiller ihm seine Träume auslege, erklärte er diesmal Schiller's instinktiven Einfall aus seiner eigensten Natur heraus, indem er meinte, daß der Sternenglaube auf dem Gefühl eines ungeheuren Weltganzen beruhe, und daß dieses Gefühl nicht einmal Aberglaube, sondern so „leidlich und läßlich sei, als irgend ein Glaube." Schiller war für diese Aufklärung unsäglich dankbar, aber ein solcher Ernst, den keine Mühe bleicht, verzögerte die Vollendung immer aufs Neue. Iffland schlug ein weiteres Hinausschieben der Aufführung auf einen pekuniären Verlust von 2000 Thalern an. Der Dichter nahm gegen Weihnachten alle seine Kraft zusammen, stellte am 24. Dezember drei Kopisten an und mit Ausnahme der astrologischen Szene kam das Werk zu Stande. Die Piccolomini gingen an Iffland ab. „So ist, schrieb Schiller, schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde verbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden." Auch Goethe erhielt nun das Bühnenmanuskript, aber Schiller nahm es öfter zurück, um zu ändern und Verse hinauszuwerfen, so daß zuletzt folgender Mahnbrief bei ihm einsprang:

Ueberbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolomini's, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn

es derselben nicht habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzulösen rc.

Weimar, 27. Dezember 1798.

Melpomenische zum Wallenstein'schen Unwesen gnädigst verordnete Kommission.

Goethe und Kirms.

Am 4. Januar reiste Schiller zu längerem Aufenthalte mit seiner Familie nach Weimar, um eine erträgliche Darstellung der Piccolomini zu bewirken. Goethe hatte im Schlosse eine bequeme Wohnung für ihn einrichten lassen. Der Verkehr mit der Gesellschaft that dem Kranken wohl, er besuchte sogar die Redoute, war bei Hofe, und lebte wieder einmal „wie ein ordentlicher Mensch." Goethe bemühte sich um die Aufführung aufs eifrigste. Die Kostüms wurden so historisch wie möglich gehalten. Hut, Stiefel, Wamms, aus einer alten Rüstkammer, gaben das ächthistorische Vorbild der Soldatenkostüme, für „die Perrücke" Questenberg's entdeckte Goethe zu seiner größten Freude das Original auf einem eisernen Ofen im Jenaer Schlosse, der die Jahreszahl von Wallenstein's Abfall mit den unvergleichlichsten Figuren aus jener Zeit trug.

Die Leseproben lehrten, daß es trotz der bereits vorangegangenen Vorstellung des Don Carlos nicht leicht sei, den Vers wieder einzuführen. Unter diesen Zurüstungen war der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar, herangekommen. Aus Jena und Erfurt strömten Fremde herbei, mit dem Hauptwunsch, Schiller zu sehen. Schröder hatte

Lust gezeigt, den Wallenstein zu übernehmen, im Prologe vom vorigen Jahr ward ein Sturm auf seinen Ehrgeiz gemacht, allein theatermüde wie er war, zog er es vor, seine Zusage zurück zu nehmen. So ward denn Graff zu der Hauptrolle eingeschult, Karoline Jagemann, seit 1796 von Mannheim her hier engagirt, war in ihrer idealen Erscheinung ganz Wallenstein's starkes Mädchen, den Octavio gab Schall mittelmäßig, in der Rolle der Herzogin trat Amalie Malcolmi, spätere Madame Wolf, eine ganz junge Schauspielerin, als seltenes Talent hervor. Vohs erntete als Max Beifall, war aber zu weich. Schiller fügte zu dem Mahle im 2. Akt noch einige Flaschen Champagner hinzu, die er selbst unter dem Mantel auf das Theater trug. Beinahe hätten sie Unheil angerichtet; denn da Vohs, aufgeregt vom lebhaften Spiel, schnell einige Gläser hinunterstürzte, bekam er den Anflug eines Räuschchens, so daß es gut war, daß der Akt schloß und er Zeit gewann, sich wieder zu sammeln. Die Vorstellung leistete Alles, was mit diesem Personal möglich war. Der Herzog sandte am andern Morgen eine ausführliche Kritik derselben an Goethe, beschenkte Graff und Vohs, und Schiller belobte Graff in einem Billet. Uebrigens wurde das Stück nicht von Allen nach Verdienst gewürdigt. *)

---

*) Karoline Herder schreibt an Knebel: „Die Piccolomini's sind am 30. Januar mit großem Beifall aufgeführt worden, die superben Kleidungen (Alles in Atlas), der damaligen Zeit haben dem historischen Stück ihren einzigen und seltnen Glanz verliehen."

Der dritte Theil des Wallenstein ging im März rasch von der Hand. Die an Goethe mitgetheilten Akte las dieser, wie er schrieb, mit wahrem Antheil und inniger Rührung. Er sowohl wie Meyer konnten im Lesen keine Pause machen. Am 10. April ging Schiller abermals zur Vorstellung des dritten Stückes nach Weimar. Sie hatte den glänzendsten Erfolg. Die Dichtung riß auch die Unempfindlichsten mit fort, es war darüber nur Eine Stimme und in den nächsten acht Tagen ward von nichts Anderem gesprochen. Konnte die Weimarische Aufführung nur als eine Theaterprobe für die übrigen Bühnen und die Bühne der Zukunft angesehen werden, so zeigte sich dagegen die volle Gewalt der kerndeutschen Dichtung in Städten und Zeiten, wo die Kräfte von Personal und Publikum ihr gewachsen waren. Die Piccolomini's waren am 18. Februar in Berlin gegeben. Die erste Vorstellung dauerte vier Stunden. Sie konnte unmöglich mit dem Effekt eines geschlossenen Ganzen wirken *), aber sie machte nach unbefangenen Zeugnissen erstaunliche Sensation. Iffland

*) Madame Unger schreibt darüber an Meyer aus Bramstädt: „Iffland verherrlicht die Rolle des älteren Piccolomini und sagt die Jamben meisterhaft, welches den andern Herrschaften nicht so recht gelingen will, selbst Fleck als Wallenstein nicht ausgenommen, der bald zu viel, bald zu wenig skandirt. Das Stück spielt unter mehr als getheiltem Beifall mit aller Pracht des Aeußern bis nach zehn Uhr; und man kommt überladen von anstrengendem Genuß und unbefriedigt mit dem Schluß, der die Geschichte nicht endet, an Leib und Seele zerschellt, zur Heimath zurück.“ Diese Stimme kann als Echo von Friedrich Schlegel, Reichardt und andren ihrer Freunde angesehen werden.

war ein trefflicher Octavio, Mattausch als Max hatte zu wenig Ruhe und wie ein Kritiker sagt: „keine Religion der Gefühle“, aber das Fleck'sche Ehepaar spielte meisterhaft. Hier traf Schiller's reiner Kunststyl auf die volle, natürliche Darstellungskraft, welche ihm offenbar bei dem Gedanken vorgeschwebt hatte, daß Schröder den Wallenstein spielen müsse. Madame Fleck hatte, wie ein Kritiker sagt: „alle Lieblichkeit Thekla's und die feste Bestimmtheit ihrer schönen Stimme beschrieb eben so siegreich den feinen Verstand, als den hohen Sinn der Tochter Wallenstein's. Die wahrhaft große Besonnenheit, welche Thekla trotz dem heftigen Wollen ihres Herzens behält, ohne daß sie ihr die geringste Anstrengung verursacht, lag in ihrer Heiterkeit vor uns. An der Darstellerin erschien Alles, wie eine schöne Gabe der Natur, ganz wie es bei der Dargestellten der Fall ist (!!)“ *) Von Fleck sagt derselbe Kritiker, daß er oft den Vers opferte, aber seine Deklamation von einer „fast schreckenden Wahrheit war“, und daß er namentlich „die Zweifelsucht des Helden trefflich darstellte.“ Seine Leistung steigerte sich noch bei der Aufführung von Wallenstein's Tod am 17. Mai 1799. Die Schilderungen, welche Tieck an verschiedenen Stellen von Fleck's Wallenstein entwirft, werden dem Leser eine Charakteristik der Rolle nach derjenigen Seite, welche Tieck

*) Jahrbücher der Preuß. Monarchie. Märzheft 1799, S. 396, und Mai 1799, S. 135. Letztre Rezension ist mit M. unterzeichnet, vielleicht von Meyer aus Bramstädt geschrieben. Sie ist sehr ausführlich.

so sehr zu sehen fähig war, ersetzen. „So wie er auftrat, erzählt Tieck, war es dem Zuschauer, als gehe eine unsichtbare, schützende Macht mit ihm; in jedem Worte berief sich der tiefsinnige stolze Mann auf eine überirdische Herrlichkeit, die ihm nur allein zu Theil geworden war; so sprach er ernsthaft und wahr nur zu sich selbst, zu jedem Andern ließ er sich herab und schaute auch während des Gesprächs mit jenem in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der Feldherr wie in einem großen schauerlichen Wahnsinn lebe, und so oft er die Stimme erhob, um wirklich über Sterne und ihre Wirkung zu sprechen, erfaßte den Zuhörer ein geheimnißvolles Grauen, denn gerade diese scheinbare Weisheit stand mit der Wirklichkeit in zu grellem Kontrast. Bei der bekannten Erzählung seines Traumes verlor sich sein gewaltiges Auge mit einer vertraulichen Lust in das Grauen der unsichtbaren Welt, ein unheimliches Lächeln triumphirte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens seiner Träume und Ahnungen, die Worte flossen fast mechanisch, nur wie laut gedacht, über die Lippen, als sei es überflüssig noch auszusprechen, daß der Reiter des Schecken verloren sein mußte. Und kaum hatte Illo die Worte gesagt: das war ein Zufall, als mit den Worten:

„es giebt keinen Zufall
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen;

die ganze Riesengröße seines Sternenglaubens sich aufrichtete. Wie aus unmittelbarster Offenbarung sprach er:

„Versiegelt hab ich's und verbrieft, daß er
Mein guter Engel ist“,

und schloß dann wie verletzt und gestört in höheren Anschauungen:

„und nun kein Wort mehr“!

Eben so ergreifend war Fleck in den Szenen, wo der Schmerz den starken Mann anfaßt. Wenn er in höchster Seelenbedrängniß sagte:

„Max, bleibe bei mir! — Geh nicht von mir, Max“!

so war in diesem milden, fast gebrochenen Ton so viel Geschichte der ganzen innern Seele, so viel Poesie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauspieler erreichen kann.

Der Erfolg des Wallenstein war in jeder Beziehung für den Dichter ermuthigend. Iffland zahlte für die Stücke, das Lager führte er seltsamer Weise erst November 1803 auf, 60 Friedrichsd'or; als das Werk im folgenden Jahre bei Cotta erschien, wurden in kurzer Zeit 3500 Exemplare abgesetzt, nach drei Monaten kam eine zweite, im Jahre 1801, trotz mehrerer Nachdrücke, eine dritte, 1803, 1804, 1805 je eine folgende Auflage. Es erschien in französischer Bearbeitung von Benj. Constant de Rebeque. Amsterdam 1809. Genève, Paschond 1809, in französischer Uebersetzung von F. Lefrançois. Paris et Strasb. 1832. In England hat Carlyle das Werk gewürdigt, Coleridge die Piccolomini und den Tod übersetzt (1800). Beide Stücke

finden sich auch in Coleridge's poetical and dramatic works. London, 1837.

Auch fürstliche Huld ward dem Dichter zu Theil. Der König und die Königin von Preußen wollten den Wallenstein ausdrücklich zum ersten Mal in Weimar spielen sehen. Als sie im Juli eintrafen, wurde das Stück gegeben, Schiller ward der Königin Luise vorgestellt und erzählte nachher, wie geist- und gefühlvoll sie in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen sei. Die Herzogin Luise von Weimar beschenkte Schiller's Frau mit einem silbernen Kaffeeservice und so, schrieb er an Körner, „haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt."

Zehntes Buch.

Der Dramatiker.

1799 bis 1805.

I.

Maria Stuart.

Schiller war durch den Erfolg des kühnsten Versuches in seiner Bahn bestätigt. Er beschloß, die nächsten sechs Jahre ausschließlich dem Drama zu widmen. Es waren die letzten seines Lebens. Eine erhabene Ungeduld ergriff nun diesen hohen Geist und trieb ihn von Schöpfung zu Schöpfung. Jedes Jahr zierte er mit einem Meisterwerk. Wenn das eine sich der Vollendung nahte, bangte er vor dem Augenblick, der ihm seine Freiheit zurückgab, und hatte keine Ruhe, als bis ihn die unruhigen Sorgen einer neuen Arbeit umfingen.

Es giebt kein höheres Glück, sagt Goethe, als eine große Masse zu organisiren. Wer will es nicht begreifen, daß der Verfasser des Wallenstein von seinen Balladen, von der Lyrik mit Geringschätzung sprach! Daß aber auch das Gefühl einer unendlichen Leere ihn fast erdrückte, als diese Masse von ihm abgewälzt war, daß er später äußerte, er würde bei reiferer Erfahrung nie jenes Sujet gewählt haben. Gesegnet sei die glückliche Blindheit, der wir also das Drama verdanken. Aber so herzlich satt Schiller der Herrscher,

Helden, Soldaten war, so sehr seine Neigung zu einem frei phantasirten, einem leidenschaftlichen Stoffe drängte, dem geschichtlichen Boden und den daraus entspringenden Schranken entfloh er auch mit seiner neuen Wahl nicht. Zu einer einfacheren Handlung mit wenigen Personen mahnte die reale Bühne und Goethe's Stimme, noch mehr die Gesetzmäßigkeit von Schiller's Natur, welche, an Aristoteles neuerdings durch die Lektüre einiger Stücke des Corneille und der Lessing'schen Dramaturgie erinnert, „auf die beste Benutzung der tragischen Form" hinarbeitete. Schiller's Spruch über Lessing mag über dem Eingang der neuen Arbeit stehen.

„Es ist doch keine Frage. daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und liberalsten gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei, denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, können sich an die seinigen stellen." Sollte solch ein Wort diejenigen, welche soviel von Schiller's falscher Theorie und falscher Praxis zu erzählen wissen, nicht ein wenig stutzig machen?

Als Schiller diese Worte schrieb, am 4. Juni 1799, begann er „mit Lust und Freude" die Ausführung eines dramatischen Plans, der sich ihm, nach sechswöchentlichem Schwanken, als höchst tauglich zu der Euripideischen Me-

thode empfohlen hatte, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes bestehe.

Es war die Maria Stuart. Wie wir wissen, eine alte Liebe. Schon in Bauerbach sahen wir ihn mit dem Süjet beschäftigt. Und ohne Zweifel hatte er es demselben Geschichtsschreiber entnommen, welcher ihm für seinen Fiesko als Mitquelle gedient hatte. Vergleicht man Robertson's Geschichte von Schottland, Buch VI. VII. ff. in den betreffenden Partien mit dem ersten Akt von Schiller's Maria, so gewinnt Reinwald's Mittheilung, daß dieser erste Akt bereits in Bauerbach entworfen war, eben so hohe Wahrscheinlichkeit, wie die Annahme, daß er mit dem Robertson in der Hand entworfen war. So wenig rathsam es ist, bei zwei Dichtern, welche denselben Stoff benutzt haben, aus ähnlichen Reden ihrer beiderseitigen Personen zu schließen, daß der eine Dichter etwas vom andern entlehnt habe, so sicher ist anzunehmen, daß der Dramatiker einen Geschichtsschreiber benutzt habe, dessen Reflexionen sich in dem Munde der dramatischen Personen wiederfinden. Ich habe Hume's history of England, Rapin de Thoryas, histoire d'Angleterre und Robertson verglichen. Nur bei dem letztern finden sich unter Andern folgende Reflexionen: „Wenn das Zeugniß Babington's und seiner Genossen so klar war, warum schonte Elisabeth ihr Leben nicht für wenige Wochen und konfrontirte sie mit der Maria?" Und: „Naue und Curl waren beide am Leben, warum erschienen sie nicht zu Fotheringhay — warum ward die Königin auf

Treu und Glauben derer verurtheilt, welche die Treue verrathen hatten?" Der Leser wird sich der fast wörtlich gleichen Stellen aus der Rolle Maria's erinnern. Eine Briefstelle belehrt uns ferner, daß Schiller den Rapin besonders zur Schilderung des Lokalen und der juristischen Formen brauchbar fand. Daß er Hume's damals unendlich verbreitete Geschichte benutzt hat, glaube ich aus der Behandlung des Verhältnisses zwischen Maria und Melvil schließen zu können. Das Abendmahl, die priesterlichen Weihen sind ganz Schiller's Erfindung und wahrlich eine geniale Erfindung. Aber bei Hume spielt folgende rührende Szene, welche bei keinem andern der gangbaren Historiker so ergreifend ausgemalt ist. Maria geht durch eine Halle hindurch zum Blutgerüste. In dieser Halle sieht sie ihren alten Hausmeister stehen, er wirft sich ihr zu Füßen und bricht in Klagen, in Thränen aus. Maria tröstet ihn aufs liebreichste und edelste, und „das Antlitz bethaut mit Thränen" sagt sie ihm mit einem Kusse Lebewohl. Endlich erfahren wir von Schiller selbst, daß er auch eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth und das Leben der Maria Stuart gelesen, welches Genz in seinem historischen Kalender nach dem Muster von Schiller's historischen Aufsätzen geschrieben hatte.

Der Leser mag es für sehr gleichgültig halten, ob wir die Quellen eines Dramas kennen, oder nicht, und er hat im Grunde vollkommen Recht. Zum Verständniß eines Kunstwerks darf dergleichen gar nicht beitragen,

soll es auch hier nicht. Aber es ist so großes Geschrei darüber erhoben, daß Schiller hier ganz von der Geschichte abgewichen sei. Von welcher Geschichte? Von der, wie wir sie kennen? aus Mignet? oder von der, wie er sie kannte? Doch wohl nur von letzterer kann hier die Rede sein. Und nun lese man Robertson, Hume, Rapin, Genz, kann man behaupten die ersten und besten der Schriftsteller, welche bis damals diesen Gegenstand behandelt. Man wird mit Achtung, mit Bewunderung auf Elisabeth's Regierungsantritt verweilen, und die Weiheit, auch selbst wo sie Komödie spielt, die Festigkeit, mit der sie die Zügel der Herrschaft hält, rühmen müssen; aber man wird zuletzt im Prozeß der Maria ihre Heuchelei abscheulich finden. Man wird auf der andern Seite Maria, die junge, schöne, im leicht verzeihenden Glauben erwachsene, die Wittwe, die aus dem milden Frankreich, aus einem üppigen Hofe nach dem freudelosen Norden getrieben ward, bedauern, wenn Knox sie mit seinen Predigten bis zu Thränen quält; man wird Darnley verabscheuen, wenn er Rizzio in ihrer Gegenwart auf die brutalste Weise, mit Hülfe seiner rohen Freunde, ermordet, man wird ihren Racheschwur begreiflich finden, ihren Haß gegen Darnley, man wird ihre Anstiftung seiner Ermordung verdammen, und nachdem man mit schaudernden Interesse ihr verwirktes Geschick verfolgt hat, bis wo sie nach England flieht, bis wo sie durch ihre Nähe, ihren Reiz und ihren Geist, durch ihre Freunde und Bewerber der Elisabeth verhaßt geworden ist, wird man zu-

letzt mit Erschütterung den tiefen Fall von so viel Größe und Schönheit lesen, wenn diese Unglückliche, nach neunzehnjähriger Gefangenschaft, ergraut, kränkelnd, nicht etwa mit der bestialischen Stumpfheit verhärteter Verbrecher, sondern mit der weichsten Empfindung, mit dem klarsten Sinn, mit einer heroischen Standhaftigkeit, zum Schaffot geht. Dies ist die natürliche Empfindung der Historiker und ohne Zweifel auch Schiller's Empfindung gewesen. Und daraus ist sein Drama erwachsen, ein Gemälde der Leidenschaft, gespannt in den Rahmen der Geschichte. Seine Charaktere sind so geschichtlich, wie Lessing sie nur gewünscht, seine Zwischenhandlungen nicht freier erfunden, als Lessing sie erlaubt hätte, der historische Hintergrund, das Wesen der schottischen und englischen Antipathie, das Wesen des Katholizismus und Protestantismus ist mit einer erstaunlichen Kunst, beide Bekenntnisse sind mit hoher Gerechtigkeit in ihrer Schranke, in ihrem Adel gezeichnet. Denn Paulet, der treue Pflichtmensch, der Unterthan, und Shrewsbury haben den bessern Geist des Protestantismus empfangen, so wie Melvil, der Unterthan, den bessern Geist des Katholizismus. Es ist ein wahrhaft herrlicher Zug, daß Melvil die Königin Maria absolvirt und an Paulet's Gewissenhaftigkeit der Mordanschlag der protestantischen Elisabeth scheitert. Im Volke sucht Schiller die Wahrheit der Bekenntnisse und das Gewissen; auf den Höhen die Leidenschaft und die Politik. Doch ich will auf diesen leiseren Umrissen, aus deren Halbdunkel eine ganze Welt von ge-

schichtlicher Wahrheit an der Wiege der Reformation, auf der Höhe der römischen Kirchenmacht aufdämmert, nicht verweilen. Es liegt ja alles das so auf der Hand, daß man es greifen kann, jesuitischer Fanatismus auf der einen, staatskluge Heuchelei auf der andern Seite. Schiller hatte ein Bewußtsein von diesem historischen Charakter seiner Arbeit. Er schrieb an Goethe, er habe den Stoff auch historisch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser freuen könnten, die aber bei der Vorstellung nicht nöthig seien.

Im gewöhnlichen Sinne ungeschichtlich, das heißt, faktisch unwahr und frei erfunden, ist Mortimer's Person, Leicester's Rolle, Shrewsbury vermittelndes Auftreten, wiewohl von Hume seine Milde gegen Maria erwähnt wird.

Schiller nimmt die Aufrichtigkeit von Frankreichs Einmischung an, Rapin bezweifelt sie. Daß Aubespine das Königreich nach dem Mordanfall verlassen muß, liest man nur bei Hume. Der Heirathsantrag des Königs von Frankreich ist unhistorisch ins Jahr 1587 gesetzt. Eben so hat die Begegnung der Königinnen nie stattgefunden; ob Elisabeth Maria's Brief gelesen, lassen die Historiker zweifelhaft, Schiller macht daraus ein treffliches Motiv.

In Betreff der Aufnahme des historischen Stoffes hat Julian Schmidt dem Dichter vorgeworfen, daß er der katholischen Königin das Interesse zugewandt, dagegen das nationale und protestantische Element bei Elisabeth habe zurücktreten lassen. Es sei das eine „ungerechte Unparteilich-

keit", erkläre sich indessen aus der artistischen Bildung, welche den Schein über das Wesen setze.

Ich glaube gern, daß Julian Schmidt ein so guter dogmatischer und parteiischer Protestant ist, wie Schiller und Goethe niemals waren, aber er ist in Sachen Schiller's ein unglücklicher Kritiker. Schiller war wirklich zu sehr der Wahrheit ergeben, zu groß, um den äußerst feinen und schwierigen Begriff einer ungerechten Unparteilichkeit und gerechten Parteilichkeit in sein sittliches Bewußtsein zu verarbeiten. Er war eine durch und durch ehrliche Natur und seine eigentliche Lebensaufgabe war, nicht den Schein über das Wesen zu setzen, sondern durch den Schein das Wesen darzustellen. Die Tragödie ward ihm recht eigentlich das Mittel dazu. Eine unerbittliche Gerechtigkeit, das zarteste Pflichtgefühl, das strengste Gewissen zeichnet seine Dramen vom ersten bis zum letzten aus. Ich beneide den nicht um seine sittliche Bildung, welcher verlangt, der Dichter solle in der Tragödie eine Vorliebe für ein Bekenntniß auf Kosten der Unparteilichkeit zeigen und den nicht um seine ästhetische Bildung, welcher verlangt, daß Schiller der Maria Stuart gegenüber die Elisabeth zur tragischen Heldin hätte machen sollen. Shakspere war nie ein schlechterer Dichter, als da, wo er im Heinrich VI. den Franzosen gegenüber den enragirten Engländer spielt, denn man begreift nicht, wie diese Hanswurste von Franzosen mit der liederlichen Pucelle den Engländern gefährlich werden können.

Der Protestantismus hat seine Berechtigung vor dem

verfälschten Christenthum. Der protestantische Mensch hat keine Berechtigung vor dem katholischen Menschen. Die letzte Aufgabe des Tragikers ist aber nicht den Protestantismus, sondern den Menschen im Verhältniß zur höchsten Sittlichkeit darzustellen, und Shakspere behandelt den Bruder Lorenzo eben so wohl mit Liebe, als er den hartherzigen Priester im fünften Akt des Hamlet durch Laertes an das, was menschlich ist, erinnern läßt. Daß Elisabeth den Protestantismus herstellte, war weise; daß sie in Uebereinstimmung mit dem Volkswillen regierte, war groß, daß sie die Jungfrau spielte, während alle Welt von ihren Kindern sprach, war lächerlich; daß sie die Maria dem Willen des Parlaments opferte, mag politisch noch sehr zu rechtfertigen sein, die Art, wie sie es that, war nach den unserm Dichter bekannten Historikern das Betragen einer feigen, ausgelernten Heuchlerin*). Abgesehen davon, daß Heuchler immer ästhetisch häßlich sind, daß weder in ihr noch in Burleigh ohne die grenzenloseste Geschichtsverdrehung ein solches Betragen aus einem einfachen protestantischen Fanatismus abzuleiten war, welch' eine Zurüstung hätte es gekostet, einen so elenden Preis, wie die Darstellung dieser politischen Noth=

*) Nach Rapin's Darstellung ließ sie das unterzeichnete Urtheil sieben Tage in Davison's Händen, zeigte sich nachher entrüstet, daß es vollstreckt war, und ließ Davison in den Tower werfen. Auch ihr Mordanschlag auf Maria's Leben wird von Rapin und Hume berichtet.

wendigkeit ist, zu erringen! Da hätte der Sohn der Maria, der bezeichnete Thronfolger, welcher als Protestant die Bürgschaft einer bessern Zukunft gab, welcher zugleich ein Hauptmotiv des Spieles war, wie Elisabeth es nachher mit Davison trieb, erscheinen müssen und das englische Volk und wie vieles Andere! Und immer hätte der Dichter nicht den gehässigen Eindruck verwischen können, den die Handlungsweise der Königin auf jeden unverfälschten Sinn machen muß. Kurz, Elisabeth ist weder die Hauptfigur in Schiller's Tragödie, noch konnte sie es in diesem Akte ihres Lebens jemals werden. Es war der glücklichste Takt, daß Schiller sie ins feinkomische zeichnete, und so den Widerspruch zwischen ihrer unnatürlichen Stellung und ihrer Weibernatur als eine Art von Entschuldigung für die schwächlichen Waffen darbot, welche sie zur Vernichtung ihrer Gegnerin brauchte. Wir ertragen an dem Weib Elisabeth, was wir an der Herrscherin nie ertragen hätten. Die Szene zwischen Elisabeth und Mortimer wird aus diesem Gesichtspunkt jedem unbefangenen Leser nothwendig erscheinen.

Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, welcher Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte. Das ist ein christlicher Ausspruch. Hätte Schiller die Maria schuldlos gezeichnet, so würde ihm eine absichtliche Verklärung dieser Persönlichkeit, aber immer noch nicht des Katholizismus Schuld gegeben werden können. Aber er zeichnet eine große Verbrecherin. Wenn wir an dieses Verbrechen nicht glauben, weil es nicht vor unsern Augen

passirt, so können wir dem Dichter gar nichts glauben. Im Bewußtsein der Maria lebt diese Schuld, das ist die Hauptsache, und wenn uns ein vernünftiger Mensch unter solchen Umständen wie hier, versichert,, er sei ein Mörder, so glauben wir ihm, wie wir es Macbeth glauben, auch wenn wir die That nicht sehen. Unser sittliches Urtheil sagt: diese Frau hat ihr Leben, ihre Krone verwirkt, denn wer mordet, darf Mörder nicht richten. Dieses Urtheil erstickt fast das individuelle Mitgefühl für ihre Person. Das hat Schiller gewollt, um das reinste ästhetische, das reinste Rechtsurtheil im Hörer sprechen zu lassen. Maria erträgt die Vorwürfe Paulets über ihr Verbrechen mit Geduld, sie fühlt, das sind verdiente Vorwürfe. Aber man will sie für Verbrechen strafen, welche sie, nach Schiller's Quellen, nicht begangen hat, und durch Richter richten, welche nach dem Gesetz nicht die ihrigen sind. Eine kleine Natur würde das sofort als eine verdiente Strafe mit Demuth aufnehmen; wie ja auch eine gewisse Richtung des Protestantismus verlangt, daß wir alles Unglück als Strafe ansehen sollen. Aber Maria will auf diese Weise nicht gestraft sein, sie verlangt, statt des Scheins von Recht, lieber die offne Gewalt, sie will in sich nicht die freie Persönlichkeit, sie will in ihrem Prozeß nicht das Recht mißbraucht sehen. Ein solches Auftreten erweckt unsre Achtung selbst für den Verbrecher. Der Dichter interessirt uns für die Sache des Rechts und im höchsten Grade für die Entwickelung dieser Sache, aber auch die Verbrecherin zwingt uns das Gefühl ab, daß in in die-

sem schwachen Gefäß eine ursprünglich edle und hohe Natur vorhanden war. Wir erfahren zugleich aus dem Gespräch zwischen Burleigh und Paulet, wie sehr Maria's jetzige Sache im Recht ist.

In solcher Lage mußte Maria, nach moralischem Urtheil, jeden Rettungsversuch ablehnen, zumal der Verdacht des Einverständnisses mit Babington und Norfolk auf ihr ruhte, sie mußte jedes Gefühl der Leidenschaft, des Hasses von sich weisen. Sie hatte als Mörderin kein Recht mehr ans Leben. Aber die Kraft der Persönlichkeit ist in der Regel und auch bei ihr an eine starke Sinnlichkeit gefesselt. Das Lebensgefühl berauscht sie mit neuer Hoffnung, und wie sie jauchzend, außer sich, in durstigen Zügen die freie, die himmlische Luft trinkt, da trinkt sie auch den Haß und die Leidenschaft mit ein und in dem Augenblick, der über eine edlere Wendung, eine Herstellung des Rechts entscheiden konnte, gesteht sie:

„Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es fliehen alle gute
Gedanken und die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister."

Diese Worte heben mit grellem Licht das frühere Verbrechen in unser Bewußtsein. Furchtbar ist der Ausbruch der Leidenschaft, der nun folgt, der Triumph, mit dem sie jubelt, daß sie der Feindin das Messer ins Herz gestoßen.

Er ist die Folge der unbändigen Stimmung, des neu erwachten Hasses, vor welchem in der Szene mit Elisabeth die Schwerbeladene sich so sehr zu bewahren hatte. Eine ernste Lehre wahrlich für den, der daraus lernen will, eine Lehre, welche der zart gewissenhafte Dichter so oft verkündet: daß es das unbewachte Herz ist, welches zum wilden Unmaß, zum Verderben führt. Aber in derselben Szene, wo wir moralisch Marien verdammen, erscheint uns diese hervorbrechende Natur, die lieber das Leben hinwirft, als Unwürdiges duldet, ästhetisch so furchtbar groß, wie Romeo, wenn er den Merkutio am Herzblute Tybalt's rächt. Wir freuen uns an dieser Kraft der Persönlichkeit, welche sich selbst und ihr sinnliches Wohl vergessen kann, und wir werden, indem Maria zuletzt den rechtlich unverdienten Tod als einen moralischen verdienten anerkennt, und ihn standhaft leidet, ihr unser Mitleid nicht versagen können, so sehr die Erfüllung der sittlichen Ordnung unserer Vernunft gemäß ist.

Eine ungemeine Weisheit war es vom Dichter, daß er in dieser letzten Szene einen Zug vermied, welcher sich bei Hume findet und jeden Stümper verleitet hätte. Maria erfährt, daß sie zum Wohle des Protestantismus sterbe. „Wohl, sagt sie, so sterb' ich als Märtyrerin meiner Kirche." Schiller wollte solchen angelogenen Heroismus nicht und wie er am Schlusse des Egmont in seiner Bearbeitung das Wort: „ich sterbe für die Freiheit"! in „ich sterbe für das Vaterland" verwandelte, so gab er auch hier der Heldin kei-

nen falschen Heiligenschein. Ihr ist die Religion Trost in Schuld und Leiden, sie hält ächt weiblich ihren Glauben für den allein seligmachenden, ihre Beichte ist so ernst, wie sie bei dieser Natur nur sein kann, aber Märtyrerin ist sie nicht.

Doch genug der Dramaturgie. „Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!" So schreibt Schiller im Beginn der Arbeit. Freilich die vollendete Leichtigkeit seiner Schöpfung läßt es nicht ahnen. Aber der Biograph darf daran erinnern. Wo bliebe sonst die Lebensgeschichte?

Schiller freute sich nicht wenig, als er im ersten Akt den poetischen Kampf mit dem historischen Stoffe überwunden, den ganzen Prozeß mit dem Personal von 42 Richtern auf die Seite gebracht und das Beil über dem Haupt seiner Heldin erhoben hatte. Der Stoff gewann an tragischer Qualität, man sah die Katastrophe in den ersten Szenen drohen und indem die Handlung sich von dem gefürchteten Schlage wegzubegeben schien, wurde sie ihr nur näher geführt. Diese Ironie in der Bewegung der tragischen Handlung ist eine vorzügliche Eigenschaft derselben, sie hebt durch die scheinbare Vermeidlichkeit der Strafe die Unvermeidlichkeit schließlich in ihrer ganzen erhabenen Macht heraus. Aber wenn Schiller auf solche Art an Vereinfachung und Schnellkraft der Form gewann, er konnte immer die Darlegung des Gerichtsverfahrens nicht umgehen. Burleigh

spricht deshalb im Wesentlichen aus, was die Richter in der Geschichte sagen. Maria hatte die Kompetenz des Gerichtshofes bestritten. Hatton hatte sie durch die Bemerkung, daß sie durch Vermeidung des Gerichts den Verdacht der Schuld nur vermehre, zu einer vorübergehenden Anerkennung desselben überlistet, einer Anerkennung, welche Karl der Erste in gleichem Falle so standhaft verweigerte. Aber Maria war ein Weib, ohne Rath, ohne Beistand. Alles dies erfahren wir bei Schiller in den lebendigsten Gesprächen. Er konnte sich mit dieser Exposition zufrieden geben.

Schiller hatte wieder seinen Garten bezogen. Die Einsamkeit, da auch Goethe abwesend war, förderte die Arbeit, am 26. August war der zweite Akt vollendet. Anfangs September unterbrach ihn die Sorge für den Almanach und eine Reise nach Rudolstadt. Er war bei der Szene angelangt, in welcher Elisabeth und Maria sich begegnen. Er hielt sie für moralisch unmöglich, das heißt, auch wenn sie faktisch möglich gewesen wäre, so hätte Elisabeth sich nie zu einer Unterredung aus freien Stücken bequemt, und hätte der Zufall sie herbeigeführt, hätte sie es schwerlich zu einer Ergießung kommen lassen. Aber wie natürlich hat Schiller diese Szene eingeleitet, wie meisterhaft durchgeführt! Goedeke hat Recht, daß von dem Gipfel dieser Szene, von dieser Verzückung der Leidenschaft, diesem unbändigen Triumph der Rache aus der Anfang der Szene zu studiren ist. Ja vielmehr die ganze Rolle der Maria muß von hier aus geschaffen werden. Hier liegt Schiller's Auffassung, daß sie „nur heftige Passionen erfahre und er=

rege, daß er sie immer als physische Natur halten wolle", aufs Klarste zu Tage.

Schiller ward vielfach an der stetigen Fortführung seines Dramas gehindert. Davon nachher. Erst zu Ende des März 1800 waren die vier ersten Akte vollendet. Wie wir sehen werden, wohnte er damals bereits in Weimar und dachte lebhaft an die Aufführung. Er hatte der Jagemann die etwas gehässige Rolle der Elisabeth zugedacht und um sie dafür zu gewinnen, wünschte er ihr das Stück vorzulesen. Die Vorlesung mag billig als eine erste Repräsentation erzählt werden. Schiller lud die Gesellschaft zu 5 Uhr Nachmittags ein, unterhielt sie aufs Artigste bei Tische, die Tafel dauerte bis 11 Uhr, wobei einige Flaschen Konstanziawein, das Geschenk eines Buchhändlers, geleert wurden und auf das Gedeihen des fünften Aktes stieß man barmherzig an. Dann begann die Vorlesung, Schiller las stehend, zuweilen auf einem Stuhle knieend, nicht was man eigentlich schön und kunstgerecht nennt, namentlich mit etwas hohlem Organ, aber mit Begeisterung, Feuer, ohne Manier und Uebertreibung, so daß er auch als Vorleser genügte und die Zuhörer hinriß. Die Gesellschaft trennte sich erst gegen Morgen. Die Jagemann war zur Uebernahme der Rolle gern bereit.

Zum letzten Akte meinte Schiller noch einer besondern Stimmung zu bedürfen. Er pflegte wohl im Scherze zu sagen, er wünsche, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraue und ihn einige Monate lang auf eine Bergveste mit schöner Aussicht einsperre, natürlich mit der nöthigen Freiheit und einigem Kom=

fort. Dann sollten Werke so recht aus einem Gusse entstehen. Eine solche Gunst gewährte ihm Karl August. Etwa zwei Stunden von Weimar liegt in tiefer, bergiger Waldeinsamkeit mit mächtigen Bäumen und frischem Rasen Schloß Ettersburg. Dort hinaus zog Schiller im Mai mit seinem Bedienten und vollendete, während die Rollen der ersten vier Akte schon ausgetheilt waren, den fünften. Dann ging er nach Weimar zurück, dirigirte die Proben und am 14. Juni schritt Maria Stuart über die Szene. Die Bursche waren in Schaaren von Jena herübergewandert. Die Wirkung, erzählt ein damaliger Student, Heinrich Schmidt, war im Ganzen eine außerordentliche. Nach seinem Berichte und der Erzählung im Weimarischen Buchdrucker-Album wurde die Abendmahlszene bei der ersten Aufführung wirklich gegeben. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß eine Kommunion auf dem Theater vorgestellt werden sollte, man war in Aufregung darüber, Goethe selbst schreibt an Schiller, ihm sei nicht ganz wohl bei der Sache und er werde ersucht, den Umstand zu umgehen. Aber Schiller scheint ihn von der Harmlosigkeit des Unternehmens überzeugt zu haben. Die Szene erregte indeß eine ängstliche Aufregung und blieb in der Folge fort*). Die Vorstellung ging, wenn auch in einzelnen Partien mangelhaft, doch rund von Statten. Madame Vohs war schön genug für die Maria, wenn nur dunkle Augen und ein schwärmerischer Blick und ein artiges

*) Die günstige Aeußerung Herder's über die Abendmahlszene bei Hinrichs, II., 143, stammt aus dem Lügenbuch von Oemler, Schiller der Mann ꝛc. S. 91.

Weibchen, wie sie Schiller nennt, die Rolle allein machen könnten. Sie war in der Haderszene nur eine demüthig wimmernde Frau. Vohs war ein lebhafter Mortimer, aber in seiner Natürlichkeit vergaß er Publikum und Rolle, und zog, seine Frau fest an sich pressend, Maria Stuart in Wahrheit hinter die Kulissen. Bei solcher Natürlichkeit konnte es denn doch dem Dichter gelegentlich bange werden, und Goethe hatte ein Recht, Kreidestriche zu ziehen. Karoline Jagemann soll selbst der Heuchelei eine gewisse Nothwendigkeit gegeben haben und niemals gemein erschienen, die junge Malcolmi als Kennedy, Graff als Shrewsbury sollen vortrefflich gewesen sein Am 8. Januar 1801 ward Maria Stuart zum ersten Mal in Berlin gegeben. Die Unzelmann spielte die Titelrolle im September desselben Jahres in Weimar, mit Zartheit und großem Verstande, ihre Deklamation war schön und sinnvoll, nur hätte ihr Schiller mehr Schwung und einen mehr tragischen Styl gewünscht. Ohne Zweifel würde Schiller mit der Rachel, wie sie in ihrer besten Zeit in Paris die Rolle gab, und mit der Ristori mehr als zufrieden gewesen sein. Man muß natürlich die französische Tragödie, wie Humboldt mit Recht sagt, an Ort und Stelle, auf dem Grunde der Nationalmanier sehen, um die Manier auf der Bühne motivirt zu finden. An Auffassung, Konsequenz, an Leidenschaft konnte die Rachel nicht übertroffen werden. Dieses dumpf wallende Meer von Haß vor der Zankszene brandete zuletzt in furchtbaren und doch majestätischen Wogen dahin: der Ton und Ausdruck stieg allmählich bis an die Grenze todesmuthiger Rachelust, man glaubte, ein Dolch

müsse blitzen, und eine einzige Geberde stellte das königliche Weib wieder her, welche sich an der Wirkung ihrer Worte ersättigte. Schiller's Maria hat auch in Deutschland treffliche Darstellerinnen gefunden und wird, ohne daß wir es blos erlauben, seinen Platz unter den volksthümlichen Stücken behaupten, welche zugleich klassische Vollendung haben. Es ist in fast alle Sprachen übersetzt, die Stael hat es analysirt und es begreiflicher Weise unter allen deutschen Schauspielen das rührendste und planmäßigste genannt. In England, wo bereits Banks den Stoff behandelt hatte, konnte, wenn man Carlyle's und Bulwer's Urtheil als maßgebend nimmt, das Stück wegen der Auffassung der Elisabeth nicht durchgreifen. Das wird uns nicht irre machen. Denn wir wollen die Verdienste der geschichtlichen Elisabeth nicht im Theater studiren. Indessen erschien 1801 in Tübingen eine englische Uebersetzung und neuerdings in London eine von Salvin bei Longmann. Von französischen Uebersetzungen sind mir fünf bekannt geworden. Ins Italienische ward es 1829 von Eduige de Battisti di S. Giorgio übertragen. Bei Cotta erschienen 1801 zwei Auflagen, 1802 die dritte. Durch die Unabhängigkeit vom konfessionellen Standpunkt, welche Schiller für die Tragödie in Anspruch nahm, wurde er in Wahrheit der Dichter des ganzen deutschen Volkes.

Als die Aufführung der Maria stattfand, wohnte Schiller schon mehrere Monate in Weimar. Er hatte es längst empfunden, daß er in Jena in absoluter Einsamkeit lebe, daß ihm theatralische Anschauungen unbedingt nöthig seien. Schon im

Frühjahr 1799 hatte der Herzog den Wunsch geäußert, Schiller möge öfter und auf längere Zeit nach Weimar kommen. Wie gern hätte der Dichter das gethan! Hätte seine äußere Lage es nur gestattet! Zwar war er seit Ostern 1798 Professor ordinarius honorarius*), aber ohne die Gehaltserhöhung, welche ihm seit fünf Jahren vom Herzog zugesichert war. Andre Ehren, deren er sich erfreute, waren nicht minder kahle Ehren. Im Frühjahr 1797 wurde er mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht. Als er das Diplom mit dem wächsernen Siegel aufschlug, glaubte er, es müsse wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende war's nur eine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im März 1798 erschien ein andres Diplom, sogar direkt aus dem Todtenreiche. Das Dekret seines französischen Bürgerrechts hatte bis jetzt in Straßburg gelegen, da Niemand errieth, wer mit dem Monsieur Gille gemeint sei, an den es gerichtet war. Der Brief war von Roland, das Dekret von Clavière und Danton unterzeichnet. Durch Campe's Vermittelung kam es in die rechten Hände. Endlich war Schiller seit 1791 Mitglied der Mainzer Gesellschaft der nützlichen Wissenschaften. Dabei betrug aber sein Gehalt immer noch 200 Thaler, so daß er sich mit dem, was seine Schwiegermutter zuschoß, etwa auf 1000 Reichsgulden stand. Er hatte durch seinen Fleiß, wie er an seine Mutter schrieb, noch jedes Jahr

*) Schiller hat seit 1793 nicht wieder gelesen. In seinen Ankündigungen heißt es si non obstat valetudo, si per valetudinem licuerit, mit immer neuen Wendungen.

1500 Gulden dazu erschrieben. Seine dramatischen Arbeiten wurden allmählich lukrativ für ihn, ja, Londoner Buchhändler machten ihm Anträge, für jedes Manuskript, das er zum Uebersetzen schicke, 60 Pfund zu zahlen, wenn das englische vierzehn Tage früher erscheine, als das Original in Deutschland. Aber Weimar war damals ein theurer Ort, in seiner Familie erwartete er von Neuem einen Zuwachs. Dennoch ward im Sommer 1799 die Uebersiedelung nach Weimar bei ihm zum festen Plan. Er schrieb am 9. August an Goethe, er werde sich, da er mit jedem Tage das Bedürfniß theatralischer Anschauungen lebhafter fühle, schlechterdings entschließen müssen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die ökonomischen Mittel zur Realisirung dieser Sache sollten ihn zunächst beschäftigen.

Die Schwierigkeiten, welche Goethe in der Ausfindung einer passenden Wohnung sah, erledigten sich dadurch, daß Charlotte von Kalb gerade von Weimar fortzog, und indem sie einiges Mobiliar und Geräth freundlich in den Räumen beließ, dem Freunde gestattete, in ihre Miethe sogleich mit einer Art von Behaglichkeit einzutreten. Goethe betrieb die Sache nun in jeder Beziehung mit Wärme, indem er vor Allem für Holz sorgte; ein wichtiger Artikel in einem Lande, in welchem man im Junimond von 1799 noch zu heizen genöthigt war*). Nun wandte sich Schiller mit geradem Vertrauen an den Herzog. Er motivirte sein Vorhaben mit den uns bekannten Grün=

*) Schiller erhielt denn auch etwas Holz in natura. Eckermann erzählt irrig, daß Schiller 1000 Thaler Jahrgehalt bekommen habe

den und mit der metaphysischen Atmosphäre von Jena, die ihm bei seinen jetzigen Arbeiten weniger zusage, als bei seinen früheren philosophischen, auch hoffe er, sich durch das lebhafte Streben nach dem Beifall der Herrschaften in seiner Kunst selbst vollkommener zu machen, ja vielleicht etwas Weniges zu ihrer eigenen Erheiterung beizutragen. „Da ich mich," schloß er, „in der Hauptsache auf die Früchte meines Fleißes verlassen kann und meine Absicht keineswegs ist, darin nachzulassen, sondern meine Thätigkeit vielmehr zu verdoppeln, so wage ich die unterthänigste Bitte an Eure Durchlaucht, mir die Kostenvermehrung, welche mir durch die Translokation nach Weimar und eine zweifache Einrichtung jährlich erwächst, durch eine Vermehrung meines Gehaltes gnädigst zu erleichtern ꝛc." Der Herzog antwortete am 11. September, daß ihm Schiller's Absicht sehr erwünscht sei und daß er ihm gern 200 Thaler Zulage von Michaelis ab bewillige. „Ihre Gegenwart, schrieb er, wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mittheilung der im Werden begriffenen Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, wenn man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt." Der Herzog versicherte ihn seiner Hochachtung und Freundschaft und unterzeichnete sich als des Herrn Hofraths „sehr wohlwollender Freund." Auch die Herzogin Luise, welche an Schiller's Ge=

schick und Arbeiten innigen Antheil nahm, bezeigte über sein Kommen die herzlichste Freude.

Schiller war entschlossen, sobald wie möglich entweder allein der sogleich mit den Seinigen den Umzug zu unternehmen. Er wollte vorerst nur die bevorstehende Niederkunft seiner Frau abwarten. Am 11. Oktober erfolgte dieselbe schwer, aber doch glücklich. Lotte hatte sich früher keine Tochter gewünscht. Sie fühle, schreibt sie an Fritz Stein, wie bei den Frauen Alles gegen sie sei, um, wie die Welt nun einmal sei, sie ihrem Charakter treu bleiben zu lassen „und ich mag, fügte sie hinzu, lieber das hohe Bild in mir herumtragen, und selbst danach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammenhängt, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln sehen.“ Sie hatte nun eine Tochter, und, als wären jene Worte von einer Ahnung diktirt, die kleine Karoline hätte der Mutter beinahe das Leben gekostet. Schon in den ersten Tagen nach der Entbindung zeigte sich ein Nervenfieber im Ausbruch, und bald lag die Kranke ohne Besinnung da. Ihre Phantasien gingen Schiller durchs Herz, er fürchtete, da das Uebel immer zunahm, den traurigsten Ausgang. Dazu erschöpfte diese Sorge seine eignen physischen Kräfte aufs Aeußerste. Die Kranke konnte nie allein bleiben und wollte Niemand um sich leiden, als Schiller und ihre Mutter. Ohne diese, welche theilnehmend und besonnen blieb, hätte er sich gar nicht zu helfen gewußt. Er wich nicht von Lottens Bette, und wachte an demselben in sieben Tagen vier qualvolle Nächte hindurch. Starke erschöpfte alle Mittel, griff zu den schärfsten, zu Opium, endlich Bella=

donna. Am 30. Oktober erklärte er sie außer Gefahr, aber die arme Frau sprach immer noch keine Sylbe. Eine hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abwesenheit des Geistes ängstigte Schiller an ihr unsäglich. Seine Schwiegermutter konnte endlich so wenig mehr als er selbst den quälenden Anblick ertragen und beide waren nach vier Wochen unausgesetzter Anstrengungen so erschöpft, daß sie die Kranke in der Pflege der braven Frau Griesbach, ihrer Hauswirthin, ließen, und auf einige Stunden nach Weimar fuhren. Goethe hatte aufs Innigste an dem Unglück des Freundes Theil genommen. Er empfand längst, wie er gestand, Alles, was Schiller betraf, wie sein eignes Leid, er ging mit nach Jena hinüber und suchte ihn aufzuheitern. Aber noch am 19. November theilt Schiller ihm mit: „Die Nacht ist ganz leidlich gewesen, den Tag über aber hat die arme Frau wieder viel mit ihren Einbildungen zu thun gehabt und uns oft sehr betrübt." Endlich ging es rasch und entschieden zum Bessern. Sie konnte am 21. November schon einen Brief schreiben, blieb von ihren phrenetischen Zufällen frei und man konnte sogar hoffen, Anfang Dezember ohne Gefahr den Umzug nach Weimar wagen zu dürfen. Frau von Stein wollte ihren lieben Schützling bei sich aufnehmen und am 3. Dezember fuhren Schiller's, von den Segenswünschen der Griesbach'schen Familie und manches Getreuen begleitet, nach Weimar hinüber. Lotte schlief auf die Unruhe der letzten Tage die erste Nacht recht gut und Schiller konnte mit leichterem Herzen in die Zukunft sehen.

II.

Schiller und das Hoftheater in Weimar.

Lewes erzählt jetzt mit wohlthuender Entschiedenheit Tausenden von Lesern, daß es nie ein deutsches Drama gegeben habe. Worauf stützt Lewes diese Ansicht? Etwa auf eine Kritik der Dramen von Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, und der Bearbeitungen, in welchen Shakspere auf unserer Bühne heimischer geworden ist, als auf der englischen? Nein. Lewes stützt seine Ansicht auf — Eduard Devrient's Schilderung des Weimarischen Hoftheaters.

Devrient sagt, daß Schiller und Goethe sich mit ihren Gedichten auf den Standpunkt des gelehrten, des selbständigen Bücherdramas stellten. „Der uralte Zwiespalt der Gattungen trat wieder hervor, das gelehrte wieder dem volksthümlichen Drama gegenüber, die Dichtkunst gewann wieder die Suprematie über die Schauspielkunst.“ So urtheilt die Schauspielkunst, welche in Eduard Devrient ihre gelehrte, kritisch historische Spitze gefunden hat, auch über Schiller. Die gelehrte Schauspielkunst macht Schiller's Dramen zu nichtvolksthümlichen, zu gelehrten. Sie sagt, daß Don Carlos und Wallenstein ursprünglich nicht für die Bühne geschrieben seien, folglich — sind Kabale und Liebe, Maria Stuart, die Jungfrau, der Tell keine Bühnenstücke? Zwar sieht der treffliche Verfasser

selbst ein, daß die allgemeine Stimme seinem Urtheil widersprechen dürfte, und sagt an einer andern Stelle, durch Schiller sei die exklusive und gelehrte Richtung der Weimarischen Schule populär geworden. Aber so hohe, so schwungvolle Lobsprüche er den Dichtern spendet, so wenig gelten ihm im Grunde Schiller und Goethe in der Geschichte des Theaters, ja, er parallelisirt einmal sogar den Einfluß, welchen Schiller's Dramen auf die Schauspielkunst geübt haben, mit dem Einflusse Kotzebue's.

Ist es zu verwundern, wenn der englische Biograph sich überzeugt hielt, daß, wenn selbst deutsche Fachmänner in solcher Weise über den anerkannt größten Dramatiker des deutschen Volkes urtheilen, das deutsche Drama blos ein verunglückter Versuch gewesen sei, dessen Spuren man nicht schnell genug von der Erde vertilgen könne?

Ich habe die größte Achtung vor Devrient's Verdiensten um die Geschichte des deutschen Theaters. Es sollen nur Bedenken sein, die ich ausspreche, nach meinen Bühnenerfahrungen ausspreche. Aber sollte es in unserer Zeit wirklich möglich sein, ohne die Initiative, ich sage nicht Suprematie, der dramatischen Dichtkunst, das Schauspiel zu derjenigen Stellung zu erheben, welche Devrient ihm mit Recht wünscht, zur Stellung eines staatlichen Instituts? Ist es nicht ein — falscher Idealismus, zu glauben, die Schauspielkunst könne in unsrer Zeit aus ihrem Schooße die dramatische Dichtung noch einmal gebären? Ich glaube, das praktische Verfahren in unserer und aller Zeit ist, uns Deutsche, die wir ganz eigne Käuze sind,

nicht mit andern Nationen zu vergleichen, nicht nach Moliere und Shakspere zu schauen. Das Gelehrte ist bei uns fast eben so volksthümlich als das Volksthümliche. Von einer ähnlichen Einheit des Glaubens und der Bildung, wie bei den Alten, wird vielleicht bei uns nie die Rede sein. Schließen wir uns an unser Größtes und Bestes fest an, verlieren wir nicht über dem Unwesentlichen, was sich von selbst korrigirt, das Wesentliche, was ächt und unzerstörbar ist; und wenn die dramatische Dichtung, welche noch immer tüchtige Schauspieler gefunden hat, von der Bühne aus die Edelsten der Nation wieder ergreift, so bedarf es z. B. bei dem jetzigen Regiment in Preußen nur eines einmüthigen Wunsches, um dem Guten und Edlen auch hier seine Würde und freie Entfaltung zu sichern.

Die Schauspielkunst ist dem Schauspieler vielleicht Zweck, dem Dichter immer nur Mittel zum Zweck, ja sie darf ihm nie etwas Andres sein. Man kann dreist behaupten, daß dasjenige Publikum, welches unsre größten Dramatiker fast nur durch Lesen kennt, eben so groß und nicht schlechter ist, als das, welches sie nur auf der Bühne sieht. Unsre Zustände sind eben andre, als im Alterthume, und wie mir scheint, nicht schlechtere. Sagt doch schon Aristoteles, daß eine Tragödie beim Hören ebenso Mitleid und Furcht erwecken müsse, als beim Sehen Die Bühne bringt dem Drama das volle sinnliche Leben zu, aber es ist eine wechselnde, schon dem Zufall unterworfene, nicht mehr durch und durch nothwendige Form. Das Drama ist das Dauernde in diesem Wechsel, und das Repertoir seiner klassischen Dramen, welche ihre nothwendige Form in sich tra-

gen, ist im höchsten Sinne das Theater eines Volkes. Die Entwickelung und Fortbildung dieses Repertoirs durch Dichtung und Bühne würde der Inhalt meiner Geschichte der deutschen dramatischen Kunst sein und in dieser Geschichte würde Schiller unter den Dramatikern den ersten, das Weimarische Hoftheater mit Goethe's Leitung unter den Bühnen einen sehr hohen Rang einnehmen. Natürlich würde ich Schiller's Drama von der Weimarischen Bühne durchaus zu trennen wissen, dann würde ich an die Weimarische Bühne nicht den Maaßstab von Athen und Paris legen, ferner die geselligen und lokalen Zustände Weimars in die sorgfältigste Erwägung ziehen, endlich den Klatsch, der immer die Bühne umtost, nicht über beglaubigte Thatsachen setzen. Vielleicht würde das Weimarische Hoftheater nicht so gelehrt, so exklusiv, Goethe nicht so durchaus als Theaterdespot erscheinen.

Bis zum Jahre 1791 hatten mehrere Gesellschaften, zuletzt die Bellomo'sche, in Weimar gespielt. Der Kontrakt mit dieser letztern war abgelaufen. Ein Nationaltheater wäre in einer Stadt von 6000 Einwohnern eine Lächerlichkeit gewesen und das Weimarische Hoftheater als ein solches beurtheilen, heißt nach einer Lerche mit einer Kanone schießen. Der Herzog gab seinen Weimaranern ein billiges Hoftheater und seinem Goethe zugleich eine seinen Wünschen entsprechende Stellung, indem er ihn zum Dirigenten machte. „Der größte, der glückgekrönteste Mann, sagt Eduard Devrient, mußte die Zügel der Staatsregierung mit denen des Thespiskarrens vertauschen, um ihn zum Sonnenwagen einer neuen Zeit zu machen." Doch

blieb die Sonne noch eine Zeitlang hinter den Wolken und bei Devrient kommt sie eigentlich gar nicht zum Vorschein.

Goethe unterscheidet mehrere Perioden des Hoftheaters und rechnet die erste bis zu Iffland's Gastspiel von 1796. Bis dahin ließ er Alles seinen ruhigen Gang gehen, überwachte allenfalls das Repertoir, der Hofkammerrath Kirms hielt als finanzieller Leiter die Truppe zusammen, Vulpius wurde Theatersekretär; die Wöchner, so hießen die wöchentlich sich ablösenden regieführenden Schauspieler, konnten natürlich kein Kunstprinzip verfolgen, selbst, wenn sie eins gehabt hätten. Doch brachen die Vorstellungen des Don Carlos, des Klavigo, König Johann, der beiden Heinriche durch das Repertoir der Stücke von Iffland, Kotzebue und der Opern, wie einzelne morgenröthliche Strahlen und durch solche Versuche machte Goethe seine Bürgergenerals und Großkophta's reichlich gut.

Mit Iffland's Erscheinung begann eine zweite Epoche, und dieser Zweig aus der Mannheimer Schule wurde in Wahrheit das Pfropfreis für den neuen Stamm. Iffland imponirte Goethe durch bewußte künstlerische Herrschaft über seine Mittel und Rollen, durch die Weisheit, mit welcher er jede Rolle von der andern zu trennen wußte, also, recht verstanden, durch sorgfältige Charakteristik. Dies Element wurde von Goethe festgehalten. Aber man muß wohl bedenken, mit welchen Schauspielern. Zugleich mit Iffland's Auftreten hatte sich Schiller der Bühne zugewandt.

Es ist eine weitverbreitete Regel, bei Allem, was Schiller in dieser Epoche Gutes vollbracht, zu sagen: das verdankt er

Goethe, und bei Allem, was Goethe vielleicht verfehlt hat, zu sagen: das haben Schiller und Goethe verfehlt. Es ist aber durchaus nöthig, in Bezug auf theatralische Wirksamkeit, Schiller's Intentionen von Goethe's zu trennen.

Schiller begann diese Wirksamkeit 1796 mit der Bearbeitung des Egmont. Der Auszug, welchen Goethe davon giebt, ist nur eine ganz allgemeine, ungenaue Uebersicht. Diezmann hat das Bühnenmanuskript veröffentlicht. Lewes erzählt, Schiller habe den Egmont fast wie ein Singspiel bearbeitet. Im Gegentheil, er hat die Lieder und alles Opernhafte hinausgeworfen. Es wird erzählt, bei der ersten Aufführung, in welcher Iffland den Egmont spielte, sei Alba vermummt im Kerker erschienen, um sich an Egmont's Verurtheilung zu weiden. Egmont habe ihm den Helm vom Kopf gestoßen 2c. Eckermann's Goethe, welcher in Sachen Schiller's die gröbsten Gedächtnißfehler macht, schreibt diesen plumpen Theaterkoup Schiller zu. Das ist dann zu männiglichem Ergötzen der klugen Gegenwart in viele Bücher übergegangen. Da Böttiger in seiner bekannten Schrift über Iffland Schiller's Bearbeitung tadelt, diesen Theaterkoup aber als höchst malerisch hervorhebt, so gewinnt Diezmann's Vermuthung, daß derselbe Iffland's Einlage sei, hohe Wahrscheinlichkeit; um so mehr, als er bei den folgenden Aufführungen wegblieb. Das Bühnenmanuskript, die einzig würdige Quelle in diesem Falle, enthält nichts vom Alba. Hier erscheint Akt V., Szene 5, ein Vermummter im Hintergrunde, welcher Niemand anders, als der bei Goethe von Egmont angeredete Henker ist. In der That, solcher

Plattheiten war doch der Verfasser des Wallenstein nicht fähig, wenn er sie auch an Iffland dulden mußte.

Dagegen sind einzelne Züge in Schiller's Bearbeitung gar nicht zu verachten. Er sucht Brackenburg, welcher jetzt bloße Episode ist, mit in den Kreis der historischen Handlung zu ziehen. Cläre befeuert schon Akt III., Szene 5, den Brackenburg zu einem männlichen Anschließen an die Edlen und fährt fort: „Was kann's helfen, daß Helden, wie der Oranien, wie Graf Egmont, für unsre Freiheit sich ritterlich wehrten, wenn ihnen der Bürger nicht die Hand dazu bieten, nicht den Arm dazu leihen will." Ebenso ist in der bei Diezmann fehlenden Szene zwischen Egmont und seinem Sekretär*) der Uebermuth des Helden noch schärfer hervorgehoben. Daß Schiller die Szenen der Regentin wegfallen ließ, zeigt nur, daß er dramatischer Dichter war, denn diese Szenen lähmen und schleppen ganz entsetzlich, und er hat natürlich den sachlichen Inhalt so gut wie es ging den übrigen Personen in den Mund gelegt. Der wirkliche, d. h. nicht der Eckermann'sche Goethe, hat die Konsequenz in Schiller's Arbeit sehr wohl anerkannt. An der musikalischen Bearbeitung ist Schiller gänzlich unschuldig.

Von der Aufführung des Lagers datirt Goethe eine dritte Epoche des Hoftheaters. Von jetzt ab sahen die Dichter es wesentlich nur als ein Probirtheater für ein zu bildendes Repertoir an. Schiller hatte hierüber das klarste Bewußtsein.

---

*) Im Besitz des Herrn A. Schloenbach in Koburg.

Schon 1797 theilte er dem Buchhändler Unger den Plan mit, im Fall er den Winter in Weimar zubrächte, ein Repertoir zu schaffen, welches in einem jährlichen Theaterkalender der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte.

Nun siedelte Schiller nach Weimar über. Seine Stellung war keine ganz leichte. Er fühlte sich gedrungen, für seine Pension sich dem Theater nützlich zu machen. Aber er hatte keinen amtlichen Charakter. Trotzdem wußte er sich durch seine Leutseligkeit bei dem Personal Ansehn und Liebe zu verschaffen. Er behandelte die Schauspieler wie seines Gleichen, lud sie zu sich ein, las ihnen seine Stücke vor. In sechs Jahren entfällt ihm ein einziges Mal ein hartes Urtheil; er wolle mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu thun haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit sei nichts auszurichten, es gebe nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den er nicht auszuüben habe. Welcher Regisseur hat unter vier Augen nicht einmal ähnlich gesprochen!

Am schwierigsten war Schiller's Verhältniß zum Herzoge selbst zu behandeln. Es ist leichter, ein solches Verhältniß zu zerreißen oder zu meiden, als sich darin frei zu erhalten. Karl August war liebenswürdig genug, sein Interesse für die Bühne zu zeigen. Er schlug im Herbst 1799 unserm Dichter eine verwickelte politische Intrigue, die Geschichte des Martinuzzi, zur Bearbeitung vor, Schiller lehnte das Süjet ab und reichte dafür den Plan seiner Maltheser ein, welche wieder dem Herzoge nicht zusagten Der Herzog hatte eine Vorliebe für die

französische Tragödie. Er wollte dieser Vorliebe gehuldigt sehen. Das darf man niemals vergessen. Als Schiller im Frühling desselben Jahres zur Aufführung des Wallenstein in Weimar gewesen war, nahm er, vermuthlich auf höheren Wink, einige Dramen von Corneille zur Hand, las sie, und, um ein für allemal diese Richtung abzuwehren, ließ er sich aufs Eindringlichste an Goethe über die enorme Fehlerhaftigkeit dieser so sehr gerühmten Werke aus. Wie viel willfähriger war Goethe! Er bearbeitete unter der persönlichsten Theilnahme der Herrschaften den Mahomet, von welchem der Herzog eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmackes" erwartete. Schiller gab zu, daß, wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, Mahomet durch seinen Stoff am geeignetsten sei. „Aber demungeachtet, setzte er hinzu, würde ich Bedenken tragen, ähnliche Versuche mit andern französischen Stücken vorzunehmen." Man werde das Publikum durch diese Manier verscheuchen. Schiller sucht seine Ansicht aus der Organisation der Stücke, welche auf der zweischenkligen, antithetischen Natur des Alexandriners beruhe, unumstößlich zu begründen. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stelle sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leite, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und Gedankens. Ein Prokrustesbette nennt er diese Form. Selbst die Uebersetzung in fünffüßige Jamben bessere nichts, denn da der ganze Bau der Stücke auf der Natur des Alexandriners beruhe, so zerstöre man mit

der Ursache die Wirkung. Man sieht, Schiller wehrte sich wahrhaft verzweifelt. Als Mahomet dennoch zum Geburtstage der Herzogin, an welchem man vorzüglich dem Geschmack des Hofes zu huldigen hatte, die Szene beschritt, glaubte Schiller durch sein bekanntes Gedicht dieses Experiment des Freundes entschuldigen zu müssen. Goethe brächte zum nächsten Geburtstage auch noch den Tankred. Schiller dagegen griff, als 1802 derselbe Tag wieder nahte, lieber zu Gozzi's Märchen und bearbeitete Turandot. Daß er, gleich nachdem ihn der Herzog durch abermalige Gehaltsverdoppelung in Weimar zu fesseln gewußt hatte, zum 30. Januar 1805 endlich die Phädra als Geburtstagsgeschenk wählte, wird man ihm nicht als einen Abfall von ästhetischen Prinzipien anrechnen können. Schiller erreichte seinen Zweck, Karl August war über die Uebersetzung hoch erfreut, er sandte dem Dichter ein ganzes Blatt voll Bemerkungen und belobte ihn, daß er dem deutschen Sinne das Vorbild der vortrefflichsten französischen Dichtung begreiflich gemacht habe. Julian Schmidt hat, nach seiner bekannten Manier, nur diejenigen Verse aus Schiller's Gedicht über die Aufführung des Mahomet ausgezogen, welche zum Belege seiner vorgefaßten Meinung dienen, daß Schiller den Schein über das Wesen setze. Ein komisches Verfahren bei einem Gedicht, welches ganz in Antithesen fortschreitet. Schiller eifert ausdrücklich gegen „der Worte rednerisch Gepränge" und ist froh, „daß der Natur getreues Bild" gefalle, aber die Natur ward damals, wie er an Vohs erlebte, mit zuviel Natur vorgestellt, und dieser

rohen Natürlichkeit, dieser gemeinen Wirklichkeit gegenüber durfte Schiller sagen:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen."

Ist's nicht im Grunde dasselbe, was Hamlet den Schauspielern einschärft? Schiller schloß keineswegs die Natur vom Schauplatz aus, wie unter andern seine Bühnenweisungen im Tell und in der Jungfrau reichlich darthun. Er fand zwar, daß z. B. der Vortrag der Unzelmann sich dem Konversationston nähere und Alles in ihrem Munde zu wirklich sei, eine Bemerkung, die auch Berliner Kritiker machten, aber er setzt doch hinzu: „da, wo die Natur graziös und edel ist, wie bei Madame Unzelmann, mag man sich's gern gefallen lassen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausstehlich sein." Er wies also das Talent an seinen bessern Takt, aber mit Recht drang er auf einen bestimmten Kunststyl als auf das Gesetz, welches damals am meisten Noth that, auf jene Achtung vor der tragischen Bühne, worin die Franzosen noch heute allen Völkern voranstehen. Für seine dramatische Praxis hat er, wie alle seine Dramen beweisen, so gut wie nichts von den Franzosen angenommen.

Er setzte vielmehr der französisch-höfischen Richtung, welcher Goethe nachgab, die volksthümlich englische entgegen. Seine erste Arbeit nach seiner Uebersiedlung 1799 war der Makbeth. Es war, wie meine Leser wissen, ein alter Vorsatz. Am Makbeth, am Julius Cäsar hatte er sich ermuthigt, während er den Wallenstein schuf. Nach einer Lektüre der Dramen aus der englischen Geschichte war er mit einem

wahren Staunen erfüllt. Richard III. mußte ihm nach seiner Theorie beinahe als Shakspere's größtes Werk erscheinen. Hier war die erschütterndste Darstellung erhabener Sittlichkeit durch große Verbrecher. Eine hohe Nemesis, schrieb er dem Freunde, walte durch das Stück in allen Gestalten. Kein Shakspere'sches Stück habe ihn so sehr an die griechische Tragödie erinnert. Durch die Bearbeitung dieser Suite von acht Stücken könne eine neue Epoche für die Bühne eingeleitet werden. Goethe redete ernstlich zu, indessen mochte es Schiller bedenklich erscheinen, mit einem Cyklus den Anfang zu machen. Der Geistesbruder Richard's, Makbeth, empfahl sich durch die Geschlossenheit und Einfachheit der Fabel. Schiller nahm, wie Goedeke erwiesen, Wagner's und wahrscheinlich Eschenburg's Uebersetzung zu Hülfe, fand indeß, als er sich von Frau von Stein das Original geben ließ, er hätte, so wenig er auch das Englische verstehe, klüger gethan, sich gleich anfangs daran zu halten. Ein furchtbarer Krankheitsanfall riß ihm im Februar 1800 die Arbeit aus der Hand, indessen konnte das Stück doch am 14. Mai gegeben werden.

Nun muß man bedenken: Männer wie Friedrich Schlegel und Novalis hatten damals noch so gut wie gar kein Verständniß für Shakspere, und selbst Körner stieß sich an dem Ausdruck der Lady Makbeth: „o schönes Zeug." Und Schiller schrieb an Körner am 16. Juli, indem er seinen Makbeth sandte: „Freilich macht er gegen das englische Original eine schlechte Figur, aber das ist wenigstens nicht meine Schuld, sondern der Sprache und der vielen Einschränkungen, welche

das Theater nothwendig machte.“ Sollten solche Worte eine absolute Kritik nicht zum Schweigen bringen? Devrient sagt, daß diese Bearbeitung die einseitige antikisirende Richtung der Weimar'schen Schule aufgedeckt habe. Wenn man das Antike in einigen unwesentlichen Aeußerlichkeiten sieht, dann hat Shakspere vor Allem unserem Dichter vorantikisirt. Denn wie kommt Hekate und der Sumpf des Acheron in den Makbeth?

Was hat man Alles über Shakspere's und Schiller's Hexen zu Markte gebracht! Da sollen die Hexen in Shakspere's Makbeth nur Makbeth's böse Gedanken sein. Dann ist Titania im Sommernachtstraum wohl nur der angenehme Gedanke des Weber Zettel? Die Hexen im Makbeth haben ihr ordentliches Reich, ihre Herrin Hekate, die sie schilt und regiert. Daraus nahm Schiller das Motiv in der ersten Szene:

„Aber die Meisterin wird uns schelten.“

Die Hexen Shakspere's sind versuchende Höllenmächte, welche trüglich weissagen. Was sind sie bei Schiller? Etwa, wie Julian Schmidt meint, prädestinirende Mächte? Wo in aller Welt stände denn das? Sie sind ihrem Amte nach ganz dasselbe, was sie bei Shakspere sind, Schiller nennt sie Zauberschwestern und Schicksalsschwestern, nicht weil sie, wie die Moiren, das Schicksal bestimmen, sondern weil sie

„mit trüglichem Schicksalswort
Den Helden verlocken zu Sünd' und Mord!“

So brauchen wir ja auch die Redensart: Jemand sein Schicksal vorhersagen, für: wahrsagen. Ja, Schiller ging in seiner großen sittlichen Ehrlichkeit, um die Freiheit des

Helden als von aller Prädestination unabhängig zu zeichnen, so weit, die Hexen sagen zu lassen:

Wir streun in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That.

Hierdurch bekamen sie, wie Körner bemerkt, in der ersten Szene zu viel Klarheit. Schiller erwiderte, das sei wahr, aber die „Masse des Publikums habe zu wenig Aufmerksamkeit, man müsse ihm vordenken.“ Und diesen Mann hat man des hohlen Scheins, der Exklusivität beschuldigt! Vielleicht ist es auch schon eine falsche Schicksalsidee bei Shakspere, wenn er Hekate dem Makbeth vorherbestimmen läßt: he shall spurn fate, er soll das Schicksal verachten!?

Heinrich Voß, der bekanntlich nicht immer ganz klare Augen hatte, berichtet (1804!), daß bei der Aufführung die Hexen junge Mädchen waren, schön von Wuchs und recht artig gekleidet 2c. Man glaubt lieber einem unzuverlässigen Zeugen, als Schiller, welcher Banquo sagen läßt:

Sieh, wer sind diese da, so grau von Haaren,
So riesenhaft und schrecklich anzusehn.
— — — — — — — — — —
Denn jede seh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.

Und Goethe verlangt erst 1804, daß die Hexen lieber Drahtgestelle unter den Schleiern bekämen, vielleicht gäbe man ihnen Kränze, die einigermaßen putzten, zur Nachahmung von Sibyllen. Wo sind ferner die brieflichen Mittheilungen, daß „Shakspere's naturwüchsige volksthümliche Gestalten und Formen auch Schiller umgemodelt für unsre Bühne nicht

brauchbar erschienen?“ Sind die Gestalten in Schiller's Makbeth der Hauptsache nach verfälscht? Ist es vor solchem Purismus nicht schon eine Verfälschung, wenn man die Zweideutigkeiten des betrunknen Pförtners wegläßt? Unsre Zeit ist einmal eine andre, als Shakspere's, und der ganze Fehler Schiller's war, das abstrakt Unmögliche lieber fahren zu lassen, um das Mögliche zu retten. Wie mich dünkt, ein sehr praktisches Verfahren. Hätte Schiller den Makduff sagen lassen, als er die Ermordung der Seinen erfährt: „all' die holden Küchlein“ &c., so hätte sich wahrscheinlich ein unauslöschliches Gelächter erhoben, Schiller wußte so gut wie wir, daß die „kleinen zarten Engel“ nicht so poetisch sind. Welcher Schauspieler wagt jetzt als Othello zu sagen: mich plagt ein böser Schnupfen!?

Nach meinen Erfahrungen, und diese beruhen auf dem lebendigen Verkehr mit einer großen Menge von Menschen, hat Schiller's Makbeth ganz unglaublich zur Einführung Shakspere's in Deutschland beigetragen, und das sollten wir ihm danken. Das Stück wurde bei Cotta 1800 verlegt, erlebte in demselben Jahr die zweite Auflage und einen Nachdruck, und ward 1804 in Dresden, 1808 in Wien gegeben.

Makbeth blieb der einzige selbständige Versuch Schiller's, die Dramen des Briten auf unsre Bühne zu verpflanzen. Aus Kürzungen, welche er in Vossen's Uebersetzung des Othello*),

*) Das Manuskript ist im Besitz des Herrn Senator Kuhlmann in Hannover. Die Korrekturen sind ganz vortrefflich. Vgl. Hoffm. Suppl. 3, 290

dicht vor seinem Tode in den furchtbarsten Leidenstagen, machte, wird man keine Folgerungen ziehen können. Schiller ließ den vierten Akt mit der Ohnmacht des Othello anfangen. Voß erläutert dies Verfahren mit den Worten: „wir schließen aus der furchtbaren Wirkung auf eine furchtbare Ursache, statt, daß uns im Original Ursache und Wirkung auf eine fast zu freie Art vor Augen geführt werden.“ Ich weiß nicht, wie sich die Spieler des Jago jetzt über die starken Stellen, welche in der kurzen Szene vor Othello's Ohnmacht vorkommen, hinweg helfen. Werden sie ausgelassen, so hat Othello's Wuth keinen Sinn. Damals durften sie sicher nicht gesprochen werden, und Schiller ließ mit richtigem Takt lieber das Schlimmste ahnen, als das Ungenügende erscheinen. Devrient macht hierzu die Anmerkung: „es ist unmöglich, einen großartigen Moment ächt dramatischer Charakteristik mehr zu verkennen und undramatischer umzugestalten. Auch dieses Beispiel lehrt wieder, wie die Weimar'schen Freunde Shakspere betrachteten.“ Mir scheint, dieses Beispiel lehrt nichts, als daß Damen ins Theater gingen. Dagegen lehrt die Vorstellung des Julius Cäsar, 1. Oktober 1803, des König Johann und Hamlet in Schlegel's Uebersetzung, was Devrient verschweigt, daß die Freunde, wo es irgend mit dem Standpunkt des deutschen Publikums vereinbar war, den britischen Dichter, bis auf die nöthigen Kürzungen, unverändert ließen. Goethe hat 1811 in seiner Bearbeitung von Romeo und Julie die Nebenfiguren arg verstümmelt. Aber ist das Schiller's Schuld?

Neben dem französischen und englischen verlangte ein drittes Element gebieterisch, sich auf der deutschen Bühne zu erproben. Es war das antike. Auch hier gehen beide Dichter sehr verschiedene Wege. Die Italiener hatten die Antike in die Malerei mit dem größten Erfolge aufgenommen, die Franzosen, wie Schiller in seiner Abhandlung über den Chor sagt, den Geist der Alten ganz mißverstanden. Selbst bei den Engländern hatten die mythologischen Gestalten die Poesie, wie das vornehme Leben durchwuchert und in Shakspere erkannten Goethe und Schiller mit dem ihnen eignen großen Blick antike Elemente. Die Schätzung, welche Hamlet der Erzählung vom rauhen Pyrrhus zollt, klingt wie ein sehnsüchtiger Zug nach der gehaltenen Erhabenheit dieser hochpathetischen Gestalten. Viele Stellen in Richard II. und der bekannte Klagechor der drei Fürstinnen in Richard III. sind in einem ganz gebundenen und strengen Styl ausgeführt. Daß die alten Muster auf das englische Drama eingewirkt haben, ist erwiesen. In der Musik dieselbe Einwirkung. Gluck sprach es 1768 aus, daß er die Oper zur Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit zurückführen wolle. Wo suchte er seine Gestalten? Meistens im Alterthum.

Lessing's Philotas, seine Entwürfe, Kodrus, Spartakus, Athamas, der Brutus von Brawe ꝛc. bezeugen, wie gern der deutsche Volksgeist sich an der heroischen Kraft der Alten aufgerichtet hätte. Es ist immer merkwürdig, daß Schiller's Semele noch vor den Räubern gedichtet ist. Seine

Hauptnahrung zog er aus Plutarch, also besonders aus der politisch heroischen Seite des Alterthums. Es war der Geist der Antike, welcher der aufstrebenden Gemeine in Deutschland die Hand reichte. Nicht um den Rhythmus, um abstrakte Regelmäßigkeit, um hohlen Formkultus war es den Dichtern zu thun. Auch Goethe schrieb seine Iphigenie in Prosa. Aber wenn ihn vor Allem die Natur, die Einfalt solcher Gestalten rührte, so wurden Lessing und Schiller durch die politische Kraft, den Geist der Freiheit, den demokratischen Zug der Alten ergriffen.

Schiller hatte ein einziges Mal die Tragik des deutschen Bürgerthums gezeichnet. Kabale und Liebe war, wie Emilia Galotti, eine furchtbare, aber gerechte Anklage. Aber er sah mit Abscheu auf das Heer von bürgerlichen Rührstücken, welche Schröder, Iffland und Kotzebue über die Bühnen säeten. Dieses Philisterthum, diese breitspurige Gemüthlichkeit, diese weichherzige Loyalität, diese Schacherinteressen, den Katzenjammer des Herzens und Geldes schamlos als Bild des deutschen Volkes hingemalt zu sehen, mußte für eine edlere Natur etwas Empörendes haben. Je besser die Philister gezeichnet waren, um so schlimmer die Wirkung. In Schiller's Xenien war Iffland anfangs stark gegeißelt, auf Goethe's Bitten ward er geschont und nichts spricht so sehr für Goethe's unpolitische Natur, als daß er diese Elendigkeiten in Schutz nahm. Ehe wir nicht Iffland's Stücke und Alles, was damit verwandt ist, als eine Schmach des deutschen Volkes von Grund aus verabscheuen,

eher ist an das Aufkommen von etwas Würdigem und Großem gar nicht zu denken.

Schiller's Verdienst ist es, uns diesen Abscheu gelehrt zu haben. Er ist der erste Dichter der neueren Zeit, welcher das Volk als sittliches Ganze auf die Bühne zu bringen versucht, welcher zuerst dem Volke gezeigt hat, daß es sich auch noch im Bilde selber achten müsse. Ein unendlich schwieriges Unternehmen in einer Zeit, wo sich die breiteste Welt kleiner Individualitäten jedem Versuche der Poesie, sich enger, bedeutungsvoller zusammenzuziehen, entgegenstellte. Man kann diesem Unternehmen fast durch alle Stücke bis zum Chor der Braut von Messina nachgehen. In den Räubern und dem Fiesko herrscht schon ein öffentlicher Geist, aber die Aufführungen zeigten, wie schwer es war, eine nicht organisirte Menge künstlerisch darzustellen. Schiller gesteht, daß er an seiner Inszenesetzung des Egmont viel für den Wallenstein gelernt habe. Doch nur, wie man es nicht macht. Die sauber als Vordergrund gemalten Gevatter Schneider und Handschuhmacher im Egmont, unter denen der Schiffer und Kaufmann sogar fehlen, sind keine Repräsentation des niederländischen Bürgerthums. Schiller führte in Wallenstein's Lager die Kunst der Symbolisirung ein, indem er seinen Wachtmeister, Trompeter, Kürassier, nicht als Individuen, sondern als Regimentstypen zeichnete und Goethe nannte in einem Brief an Meyer das Lager schon eine Art von griechischem Chor. In Wallenstein's Tod ist dann wieder der Gefreite eine treffliche Darstellung

des bessern Geistes der Armee. Man fühlt es diesen typischen Gestalten an, daß aus ihnen ein großes Ganze spricht, das dramatische Bild bekommt eine unendliche Perspektive und die Wechselwirkung alles politischen und historischen Lebens, von der Masse zu den Führern, erweitet mächtig das Herz. So sagt Schiller in seiner Abhandlung über den Chor: „der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden." Aus dieser Erstarrung sollte der Chor auf der Bühne uns wieder erheben. „Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freiem Himmel herausführen ꝛc." Mit der Oeffentlichkeit kehrt die Natur, die Größe, kehrt Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit zurück.

Und hier war ein zweites Element, welches den deutschen Volksgeist so mächtig zur Antike zog. Es war die Gerechtigkeit, das Gewissen. Die hohe Nemesis in Richard III. erinnerte Schiller an die Antike. An der Nemesis im Oedipus konnte er sich gleichsam nicht satt schauen. Die Quelle der Gerechtigkeit aber ist das Gewissen. Wie hätte ein Volksgeist, der einen Kant erzeugte, der in Tausenden von herrlichen und sinnigen Sprüchen seine Besonnenheit ausgebreitet hat, diesen Seelenzug in dem tragischen Spiegel seiner selbst entbehren können! Wenn auch bei den Alten

der Chor keineswegs immer das Gewissen vertritt, im Oedipus und der Antigone erhebt er sich oft zur reinsten Stimme der Besonnenheit und als dieser Träger der Betrachtung und Besonnenheit ward er Schiller besonders werth. So erkannte schon Körner im Gordon, im Shrewsbury und Paulet eine Art von Chor. So sollte der Chor in den Malthesern den bessern Geist des Ordens entfalten und in der Braut von Messina spricht er, wo er als Ganzes spricht, die ewigen Gesetze der Natur und Sitte erschütternd aus.

Schiller hat in seiner bekannten Abhandlung besonders die künstlerischen Gründe zur Wiedereinführung der Antike hervorheben müssen. Aber sicher lagen die ebengenannten selischen Antriebe ihm eben so nahe als jene. Und selbst die künstlerischen ruhen auf sittlichem Grunde. Denn die Antike sollte vor Allem zur Natur, aus den verkünstelten Zuständen der Gegenwart zu einer kindlicheren Zeit, aus der verknöcherten und papiernen Wirklichkeit zu einer freien, öffentlichen, idealen emporheben.

Man muß nicht vergessen, daß, während Schiller die Braut von Messina schrieb, er den Tell bereits komponirte, es waren zwei Arme desselben Stroms. Die Antike und die alte germanische Volkssage zogen ihn aus dem nämlichen Grunde an. Einfachheit ist allemal Verständlichkeit, den größten Gehalt in die einfachste Form zu bringen, mußte das Streben des ächten Volkstragöden sein. Die Alten verstanden dies Geheimniß. Indem sie die ganze

Menschheit, die Menge und ihre Führer in die Symbole des Chors, der Götter und Helden schlossen, erreichten sie mit dem Einfachsten das Höchste. Die Popularität des Shakspere'schen sinnlichen Theaters erscheint wie ein Zwerg gegen den Riesen Volksthümlichkeit, welcher in einer Versammlung von vielen tausend Athenern vor der tragischen Bühne saß. Wer weiß, was in der Zukunft ruht. Ist in unsern großen Theatern nicht schon jetzt das Gesicht des Spielers zur bloßen Maske und sind die hohen Absätze der Helden nicht beinahe zum Kothurn geworden?

War Schiller's Versuch mit dem Chor, wie ich allerdings glaube, ein Mißgriff, so wie die Gemeine im Tell der rechte Griff, so war jener Mißgriff nicht aus einer exklusiven Beschränkung, sondern aus einem großen volksthümlichen Herzen entsprungen und steht nach dieser Seite so ehrwürdig da, wie irgend eine reformatorische That unsres Dichters. Es war sein einziger Versuch mit der Antike.

Einem unfruchtbaren Experimentiren mit undramatischen Stücken und Formkünsteleien stellte er sich feindlich gegenüber und nur aus ganz lokalen und persönlichen Rücksichten auf Goethe's Seite, als dieser in eine Parteistellung kam.

Suchen wir uns diese Rücksichten und diese Stellung zu vergegenwärtigen.

Das neunzehnte Jahrhundert ist zweimal zur Welt gekommen. Die Zeitgenossen schieden sich in Neun und Neunziger und solche, welche den Schluß des Jahrhunderts erst mit dem letzten Dezember 1800 feierten. Unsre Dich-

ter gehörten zu der ersteren Klasse. Am 31. Dezember 1799 waren die beiden großen Männer in ernstem Gespräch bis Mitternacht zusammen und feierten still die sinkende Sonne einer gewaltigen Epoche. Der Geist des Guten segnete mit ihren Glückwünschen eine neue Zeit und stimmte ohne Zweifel in das Wort ein, welches Goethe am andern Morgen dem Freunde zurief, daß der Anfang wie das Ende, daß das Künftige wie das Vergangne sein möge.

Solche Wünsche waren recht an der Zeit, denn in denselben Tagen war der Erbfeind aller ächten Poesie mit ihnen in denselben Mauern. Kotzebue war in Weimar. Sein persönliches Auftreten ist für Goethe's gewaltsame Koalition mit den Schlegel's, für Goethe's sogenannte Despotie, für sein gereiztes Vorgehen mit der Antike wie für die ganze folgende Theaterepoche von Bedeutung.

Nie hat ein Schriftsteller die Gunst der Mitwelt so mit der Verachtung gebüßt, mit welcher die Nachwelt ein frivoles Treiben straft, als August von Kotzebue. In Weimar geboren, von einer eiteln Mutter zur Genieeitelkeit verhätschelt, unter den leichtfertigen Einflüssen seines Lehrers Musäus und der damaligen adligen Gesellschaft in Weimar aufgewachsen, machte er die gefährliche Schule der Liebhabertheater durch und gewöhnte sich, verführt von einer unglaublichen Leichtigkeit der Produktion, an ein leichtfertiges Schludern mit der Kunst. Seltsame Verkettung der Umstände. Er spielte in Goethe's Geschwistern den Postillon, seine Schwester die Marianne, Goethe den Wilhelm.

Ich übergehe seine Karriere in russischen Diensten und auf der Bühne. Während ein Schiller sich todt arbeitete, berief man Kotzebue als Theaterdichter nach Wien. Nachdem er dort zwei Jahre so verderblich wie möglich gewirkt, trat er zu Ende 1799, mit Titeln und Orden geschmückt, in Weimar auf. Das berühmte Stadtkind wurde glänzend aufgenommen. Er las bei der Herzogin Mutter seinen Gustav Wasa vor. Frau Herder schrieb entzückt an Knebel: „ein ganz historisches Stück, Alles so lebendig zusammengebunden, ein so reiner Umriß des Ganzen.“ Wieland verkündigte sein Lob, Kotzebue galt als der deutsche Shakspere und von den höheren Kreisen, wie vom gemeinen Journalismus geehrt und getragen, dachte er sich unsern beiden Dichtern als ebenbürtiger Kamerad anzubieten. Sie hielten sich mit der ganzen Vornehmheit edler Naturen zurück, wiewohl Schiller, welchem Kotzebue in Wien Gefälligkeiten erwiesen, es an der äußern Höflichkeit nicht fehlen ließ. Kotzebue scheint namentlich Goethe's Verachtung bitter empfunden zu haben, denn in seinem Stück: der Besuch, fand man bald sehr deutliche Angriffe auf Goethe's Journal: die Propyläen. Schiller hoffte schon im Mai 1800, daß Goethe „den jämmerlichen Menschen seine ensetzliche Sottise werde fühlen lassen.“ Kotzebue hatte sich inzwischen nach Petersburg begeben, aber doch eine Partei in Weimar zu Stande gebracht, welche die ihm angethane Zurücksetzung an Goethe zu rächen wußte. Eine Hauptstütze derselben war der Gymnasialdirector Böttiger, eine an Unredlichkeit Kotzebue

durchaus verwandte Natur, ein Allerweltschwätzer, wie ihn Schiller nennt, ebenso feig als perfide, ebenso dienstbeflissen, als indiskret, das Urbild eines gelehrten, mit dem Gesicht eines sinnlichen Schmarotzers*). Zwischen ihm und Falk, einem Schützling Wieland's, ward das pikante Thema verhandelt, ob die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe wohl bestehen könne. Die eifrigsten Anhänger Kotzebue's waren Merkel und Lette, ersterer einer jener journalistischen Wegelagerer, welche sich, wenn auch in verfeinerter Gestalt, immer wiederholen.

Man hat so viel von Goethe's Despotie gesprochen, man hat gesagt, daß unsre Dichter das Publikum verachteten. Welches Publikum? den Hof und die guten Bürger von Weimar? Schwerlich. Aber das Publikum von Kunstrichtern und Kennern, wie es in diesem Parterre saß, jene Klique der Merkels, die Anhänger Kotzebue's oben und unten, die waren beiden ein Dorn im Auge. Es ist ein schönes Ding um die Preßfreiheit, wo sie in einem Garten von Freiheiten steht. In jener kleinen Stadt, wo auf jeden Schauspieler ein Rezensent kam und noch etliche für die Intendanz übrig blieben, wo der Pfahlbürger oben und unten sich so gern dem Hämischen anschloß, da konnte ein Schmierer mehr

*) Böttiger hatte sich unter andern eine Abschrift von Wallenstein's Lager aus der Theaterbibliothek zu verschaffen gewußt und sie ohne Vorwissen des Dichters nach Kopenhagen gesandt. Gries rügt seine Lügenhaftigkeit in Sachen Schiller's, Riemer seine unreinen Mittel in Sachen Goethe's.

verderben, als zwei brave und thätige Männer aufbauten. Und nun vollends die großen Geister im Schmollwinkel, die Knebel's, Herder's, Wieland's, denen bald die Stücke zu sittlich, bald zu unsittlich, bald zu lang, bald zu kurz waren und Nichts recht war. Die Briefwechsel würden zeugen, wenn uns nicht Schröder, welcher zur Aufführung der Maria in Weimar war, genug davon erzählte. Erfreute sich Goethe doch am Leipziger Meßpublikum, weil es wenigstens unverdorben war. Lewes beschreibt die Jenenser Studenten, welche nach Weimar kamen, als Pöbel; und Goethe hätte diesen Schwarm glühender, von weitem Wege aufgeregter Jugend, die im kleinsten Raum mit der eleganten Hofdame in nächster Nähe zusammengepfercht waren, in einem Theater, wo noch rechts die Adeligen, links die Bürgerlichen saßen, nicht durch sein Auge und sein Ruhegebot im Zaum halten sollen? Wer wird denn in Allem, was blos auf lokalen Bedingungen beruhte, sofort ein leitendes Kunstprinzip Goethe's suchen! Goethe schrieb 1802: „man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt." Dazu gehört aber eben, daß man den Pöbel, welcher ein Publikum stören will, wenn man die Macht und die Kourage hat, als Pöbel behandelt. Kinder gehören nicht ins Theater.

Die ganze Kotzebue'sche Klique mußte Goethe doppelt unheimlich sein, da er nicht wissen konnte, wie weit dieses Gespinnst seine Fäden ausstreckte. In diesem Frühjahr erregte die Kommunion in Schiller's Maria Anstoß. Dage=

gen „pflegten und begossen" Herder's die Kotzebue'schen Jämmerlichkeiten, so daß Herder selbst nach einigen Jahren über sein Benehmen in Worte wüthender Scham ausbrach. Selbst in den höchsten Regionen zeigte sich ein geheim wirkender, feindlicher Einfluß. Das kam bei folgender Gelegenheit zu Tage. Das Ende des Jahrhunderts wurde endlich im Winter auf 1801 offiziell anerkannt. Schiller, der die Gelegenheit, ein Volksfest zu veranstalten, aufs lebhafteste ergriff, regte Leo von Seckendorf, Goethe, die Freunde in Jena an, sich zu einer großartigen Säkularfeier zu vereinigen. Die Festlichkeiten sollten nach Neujahr ihren Anfang nehmen und vierzehn Tage dauern. Es sollten keine Verse vorgesetzt werden, es sollte nur Leben und Bewegung in die Stadt kommen. Schiller schrieb, ohne weitere Genehmigung bei dem Herzoge einzuholen, nach Berlin, Iffland oder das Fleck'sche Ehepaar sollten zum Gastspiel erscheinen. War dies der Jagemann, welche bereits Geliebte des Herzogs war, nicht recht, oder was sonst dahinter steckte, genug, der Herzog untersagte die Feier. „Welche Bewandtniß es damit hat, schreibt Schiller an Goethe, wissen Sie . . . wir wollen in Gottes Namen uns in unsre Poesien vergraben, und von innen zu produziren suchen, da uns die Produktion von außen so schlecht gelungen ist." Die Geschichte war ein bittrer Beleg zu den Worten in Schiller's Gedicht, welches er zum Antritt des Jahrhunderts wahrscheinlich an Dalberg gerichtet hat:

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Daß der Herzog gegen Schiller eingenommen war, zeigte sich, als Schiller's Jungfrau im April vollendet war und die Bühne betreten sollte. Der Herzog schrieb an Frau von Wolzogen, er habe mit Schrecken gehört, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geschrieben habe. „So oft und dringend, schließt er, bat ich Schiller, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst Jemandem, der das Theater kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue Pucelle zu perlustriren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundert." Diesmal zerriß Schiller's Dichtung mit fiegender Gewalt die Wolken, welche Karl August's edles Auge umdunkeln wollten. Karl August war von der Herzlichkeit und Erhabenheit des Dramas überwunden, dennoch meinte er, es sei besser, wenn es nicht auf die Bühne komme. Schiller empfand, hier sei es am besten, in das ästhetische Urtheil seines Herzogs einzustimmen, und erklärte sich mit großer Lebensklugheit selbst gegen die Aufführung. Hatte schon das Gedicht den Herzog ergriffen, so rührte und erfreute ihn diese Nachgiebigkeit vollends in einem Grade, welcher die ganze Liebenswürdigkeit dieses Charakters, aber auch seine Abhängigkeit von einem mächtigen Einflusse andrer Art enthüllt.

Im Herbst 1801 kam Kotzebue nach Weimar zurück. Er war bekanntlich vom Kaiser Paul auf falschen Verdacht

hin nach Sibirien geschickt worden, dann, nachdem seine Schuldlosigkeit entdeckt war, um so wunderbarer zu Gnaden und neuen Gütern gelangt. Begreiflich, daß solche Schicksale ihm einen Nimbus gaben, in welchem sich sein Anhang begierig sonnte. In demselben Herbst hatten Schiller und Goethe ein Kränzchen von zwölf Personen gestiftet, welches sich alle vierzehn Tage Mittwochs in Goethe's Hause zusammenfand. Einsiedel, Wolzogen, Meyer, Schiller, Goethe, Amalie von Imhof, Fräulein von Wolfskehl, Gräfin Egloffstein, Schiller's Frau 2c. nahmen regelmäßig Theil, auch die fürstlichen Kinder, der Erbprinz und die liebenswürdige Prinzessin Karoline wurden geladen, es wurde soupirt und pokulirt, gesungen und cour d'amour gespielt. Jeder Ritter gelobte seiner Dame Treue und Courtoisie. Die Dichter steuerten Gesellschaftslieder bei, Schiller unter andern die vier Weltalter, die Punschlieder.

Kotzebue, der bei Hofe, wie überall, Zutritt gefunden, hatte den ehrgeizigen Wunsch, in dieses Kränzchen einzutreten. Eine Hofdame der Herzogin Mutter bemühte sich aus allen Kräften, einige weibliche Mitglieder auf seine Seite zu bringen, was um so leichter gelang, da Kotzebue's Frau alle guten Eigenschaften besaß, welche ihm selber fehlten. Aber Goethe zog ihm die Thür sanft vor der Nase zu. Er setzte rasch einen Zusatz in den Statuten der Gesellschaft durch, „daß Niemand weder einen Einheimischen, noch einen Fremden in diesen geschlossenen Zirkel mitbringen solle, wenigstens nicht ohne vorhergegangene allgemeine Zustimmung

der übrigen Mitglieder.“ Goethe gab diesem Manöver noch eine klarere Auslegung, indem er, Weimar mit Japan vergleichend, wo ein geistlicher Hof des Dalailama neben dem weltlichen besteht, hinwarf, es helfe dem Kotzebue zu Nichts, bloß an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst Zutritt zu verschaffen wisse. Umsonst erneuten einige Damen ihre Bittgesuche, Goethe antwortete verdrießlich, „den einmal als gültig anerkannten Gesetzen müsse man wohl treu bleiben; wo nicht, so solle man lieber die ganze Gesellschaft aufgeben, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe.“

Kotzebue sann nun auf eine eklatante Rache und die Umstände wollten es, daß er in den Damen des Goethe’schen Kränzchens die Werkzeuge seiner schwarzen Pläne fand. Unter solchen Gewitterwolken war das Jahr 1802 angebrochen.

Es wird Zeit sein, jetzt zu unserm Hoftheater zurückzukehren. Goethe hatte gegen Ende des Jahres 1800 seinen Faust so eben in die griechische Welt hinabsteigen lassen, gleichsam als Vorläufer der künstlerischen Bewegung des Weimarischen Theaters nach der Antike hin. Iphigenie in Tauris von Gluck wandelte zu Anfang des neuen Jahrhunderts in stiller Majestät über die Bühne. Schiller mußte den in Jena weilenden Freund auf den Proben vertreten und gestand, beiläufig gesagt, daß diese himmlische Musik, diese Welt von Harmonie ihn selbst unter den Späßen der

Sänger zu Thränen gerührt habe. Mozart's Titus folgte, im Oktober 1801 kamen die Brüder des Terenz, von Einsiedel bearbeitet, zur Aufführung. Goethe versuchte dabei die römischen Masken; wenn man ehrlich sein will, hieß das weniger antikisiren, als wenn Antigone ohne Maske gespielt wird. Der Erfolg war günstig und im Januar 1802 ließ Goethe den Jon von A. W. Schlegel folgen.

Hier stießen die Parteien zusammen. Schlegel's waren die bittersten Feinde Böttiger's und Kotzebue's. Schlegel hatte ein Pamphlet erscheinen lassen: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue; Herrn Böttiger aber hatten die Brüder im Athenäum dermaßen das Fell über die Ohren gezogen, daß Schiller meinte, sie schienen, wenn es ihm wieder wachsen sollte, nicht übel Lust zu haben, von vorn wieder anzufangen. Goethe schimpfte und schalt selbst genug auf die Schlegel's, aber es ward jetzt, mit Schiller zu reden, seine Krankheit, sie zu protegiren. Es waren denn doch immer noch Mitverbündete gegen Kotzebue, und Goethe konnte mit Recht erwarten, daß sie gerade durch die Bühne von ihren Verirrungen in Formspielerei und Phantastik geheilt werden möchten. Die Rolle der Kreusa war bühnenwirksam und wiewohl die naiven und nationalen Motive fehlten, der Chor des Euripideischen Originals weggelassen, das Ganze zu einem Familienstück abgeschwächt war*), so muß man doch mit Schiller, der Schle-

*) Vergl. den trefflichen Aufsatz von G. F. Schömann über den Jon des Euripides 2c. Rötscher's Jahrbücher. 1848. IV.

gel's Arbeit verwarf, anerkennen, daß das Stück manches Geistreiche und schön Gesagte enthalte. Eine Mutter, welche, vom Apollo verführt, ihr Kind in der Nähe des Orakels aussetzt und es nach Jahren wiederfindet, konnte freilich dem deutschen Sinne nicht zusagen. Indessen Schlegel war immer ein geachteter Name und ein Gegner der Partei, welche Goethe als die schädlichste ansah.

Böttiger hatte die Kotzebue'schen Produkte unbesehen verschluckt, hier wollte er seine Kennerschaft zeigen. Man fand plötzlich, daß das Euripideische Stück ein wahres Meteor sei. Böttiger sandte einen Artikel in das Journal des Luxus und der Moden, worin so starke Angriffe auf Goethe's Direktion enthalten waren, daß Goethe die Veröffentlichung mit einer ernsten und kräftigen Zurückweisung hinderte*). Er setzte die Aufführung durch und — wollte das Stück gut finden. Ja, er nahm sogar den Alarkos von Friedrich Schlegel in Angriff. Das war ein gewaltiges Wagestück. Denn hier redete der Blödsinn einer spanischen Liebes- und Mordgeschichte in allen antiken und modernen Versarten. Aber Goethe war gerade jetzt darauf versessen, seinen Willen gegen die „elende Partei" durchzusetzen. Denn eben in dieser Zeit versuchte Kotzebue mit den nichtswürdigsten Mitteln, den Bund der beiden Großen zu sprengen.

Er stellte zunächst einen Montagsklubb auf. Er be=

---

*) Man kann Böttiger nicht glauben, daß die in den litt. Zust. und Zeitg. von ihm veröffentlichte Anzeige dieselbe ist, welche Goethe zurückgewiesen.

zeigte für Schiller's Genius die übertriebenste Bewunderung. Er glaubte, Goethe nicht empfindlicher kränken zu können, als wenn er Schiller eine öffentliche Huldigung darbrächte. Schiller hatte gelegentlich zu der schönen Gräfin Egloffstein geäußert, er habe bei seiner Jungfrau ihre Gestalt vor Augen gehabt, es würde ihm lieb sein, sie einmal im Kostüm zu sehen. Diese Freude wollte man ihm verschaffen, Kotzebue knüpfte hieran an. Am 5. März 1802 sollten Szenen aus der Jungfrau, Don Carlos, Maria Stuart aufgeführt werden, dann sollte Sophie Mereau aus Jena die Glocke rezitiren, Kotzebue zuerst als Vater Thibaut schäfern, dann als Meister Glockengießer eine pappene Glockenform zerschlagen, und aus dieser Form sollte, ein ächt Kotzebue'scher Effekt, Schiller's Büste zum Vorschein kommen, Schiller selbst von zarten Händen gekrönt werden. Das Stadthaus sollte der Schauplatz dieser Heldenthat sein, die Büste Schiller's von der Bibliothek entliehen werden. Ganz Weimar war in Aufregung. Wieland, mehr aus Liebe zu Kotzebue, als aus Bewundrung für Schiller, hatte zugesagt, die Prinzessin Karoline wollte erscheinen. Goethe saß ruhig in Jena und ließ es sich mit Freunden wohl sein*). Wahrscheinlich wendete Schiller selbst seinen ganzen Einfluß an, um die drohenden Ehren zu hintertreiben. Als die Festordner seine

*) Briefwechsel mit Schiller II, 367—370. Schiller's Reise nach Leipzig (August 1801) hatte nichts mit dem Feste zu thun. Nicht die Gräfin Einsiedel, sondern Gräfin Henriette von Egloffstein war, wie ich aus bester Quelle weiß, Schiller's Jungfrau.

Büste von der Bibliothek erbaten, weigerte sich Meyer, „ein Kunstwerk von solchem Werthe der Gefahr einer Beschädigung auszusetzen. Zudem entstehe, was den guten Geschmack anbelange, noch die Frage, ob sich Schiller durch eine Darstellung seiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich so geehrt fühlen werde, wie man zu erwarten scheine." Das war der erste Strich durch die Rechnung, der zweite war, daß der regierende Bürgermeister trotz früher gegebener Zusage, plötzlich die Benutzung des Stadthaussaales verweigerte, indem er unter Anderm vorgab, daß der neugelegte Fußboden leiden werde. Alle Vorstellungen waren vergebens, alle Zusicherungen von Schadenersatz fruchtlos. Schiller, durch seine Verehrerinnen hiervon in Kenntniß gesetzt, benahm sich in so schwierigen Umständen eben so klug, als human. Er schrieb am 5. März an die Gräfin Henriette von Egloffstein: „Ich will hoffen, daß die bösen Geister, welche die heutige Vorstellung gestört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache selbst ihre schlimme Laune auslassen wollen, und daß das Vergnügen, welches ich mir von dieser Vorstellung versprach, nur aufgeschoben ist." Schließlich dankte er aufs höflichste für die freundliche Gesinnung, an Goethe aber schrieb er: „der fünfte März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der funfzehnte." Der Zufall spielte in jenen Tagen wunderbar. Am Morgen des sechsten März ward der Bürgermeister wegen seiner großen Verdienste vom Herzog zum Rath erklärt, und we=

nige Tage darauf las man auf dem Theaterzettel: „Ueble Laune von Kotzebue.*)

Die Sozietät, meldete Schiller am 10. März, scheint nach den Zuckungen, die sie ausgestanden, noch ganz entkräftet zu sein und in kaltem Schweiße zu liegen. Aber die Klique ruhte nicht. Jetzt suchte sie gegen Schiller einen Nebenbuhler aufzustellen und in Collin's Regulus ihre Antike zu produziren. „Geist und Brust, schrieb Knebel begeistert über Regulus an Böttiger, das brauchen wir.“ Wieder ward der Herzog präokkupirt, er verlangte von Schiller ein Gutachten über dieses Drama. Schiller erklärte in einem Billet, er könne „die Regelmäßigkeit nur alsdann für verdienstlich halten, wenn sie mit poetischem Gehalt verknüpft sei.“ Ich will die bösen Geister, welche in dieser Zeit die kleine Residenz aufregten, nicht weiter ans Licht ziehen. Sie wagten doch Goethe's Iphigenie, welche Schiller zum 15. Mai einstudirte, nicht zu belästigen. Aber, wenn Schiller schon dieses Unternehmen als praktischer Dramatiker bedenklich fand, so sah er mit gelinder Verzweiflung, daß Goethe fest darauf bestand, auch den Alarkos zu geben. Schiller schrieb, er fürchte eine totale Niederlage: „Und es sollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit der wir zu thun haben, diesen Triumph erhielte.“ Goethe, in seinem „Haß auf alle das Packzeug“, war so weit gekommen, daß ihm am Gelingen nach außen jetzt gar nichts lag,

---

*) Schiller-Goethe'scher Briefw. II, 368.

daß er nur diese äußerst obligaten Versmaaße sprechen lassen und hören wollte, und so groß dachte er von Schiller's Herzen, daß er ihm sogar zumuthete, Friedrich Schlegel's Stück einzustudiren. Schiller sah, es galt jetzt, solidarisch zum Freunde zu stehen. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war, das Stück sich mit einer gewissen Vornehmheit über die Bretter stehlen zu lassen. Aber seine Besorgniß ward durch die Aufführung gerechtfertigt. Es regte sich eine starke Lachopposition und Goethe soll mit einem donnernden: Man lache nicht! dazwischen gefahren sein. Mögen Andre in das Lachen einstimmen. Für mein Gefühl hat diese Leidenschaft, die durch eine Reihe von Nichtswürdigkeiten so weit gebracht war, etwas Erschütterndes. Die Dinge sehen alle etwas anders aus, wenn man sie im Zusammenhange sieht.

Die romantische Schule machte somit auf dem Theater Fiasko. Schiller's Braut von Messina, 1803, fand dagegen lebhaften Beifall. Goethe's natürliche Tochter sah Schiller mit den Augen des Freundes an, bald aber, bei einer Aufführung in Lauchstädt, erkannte er die ermüdenden Längen des Stückes.

Dem Mangel an guten Lustspielen suchte man durch eine Preisausschreibung in den Propyläen abzuhelfen. Es liefen über ein Dutzend Lustspiele ein, keines war des Preises würdig. Schiller selbst trug sich eine Zeit lang mit dem Plan einer Komödie, Körner redete tapfer zu, aber wiewohl Schiller glaubte, in derjenigen Gattung, wo es auf Verwickelung ankomme, etwas leisten zu können, wiewohl er in mehreren Stücken komi=

sche Streiflichter aufsetzte und an dem flacheren Spiel der Phantasie in andern Dichtern, z. B. dem Ariost, das größte Behagen fand, so meinte er doch, daß sein ganzes Wesen von Anfang an zu ernst angelegt sei. Was keine Tiefe habe, könne ihn nicht dauernd fesseln.

Carlo Gozzi's reizende Märchenwelt lockte ihn zur Uebertragung. Hier wird, wie in einigen Stücken Shakspere's, das Schreckliche unendlich leicht genommen. Bei Gozzi erklärt sich durch die stehende komische Maske die Tollheit sogleich als Tollheit. Dieser Umstand, welcher aufs Klarste zeigt, ein wie nges Gebiet die Dichtkunst hat, wenn sie ganz an die volksthümliche Schauspielkunst gebunden ist, und welcher Gozzi's Stücke durchaus verhindert, zu wirklichen Kunstwerken zu werden, macht eine Verpflanzung auf unsre Bühne sehr schwierig. Schiller fehlte vielleicht auch darin, daß er hier motiviren und verbinden wollte, was gerade durch seine krasse Unmittelbarkeit eine so groteske Wirkung macht. Er gab der Turandot einen substantiellen Zug, indem er sie sagen läßt:

Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem Männervolk.

Die Frage steht noch offen, wie weit das Phantastische und Grausige in der Komödie zu benutzen ist. Da es gewiß ist, daß wir aus unsern Gesellschaftsformen nicht zu einer poetischen Komödie gelangen können, so verdient Schiller's Versuch die höchste Anerkennung, denn nur auf der Brücke solcher

Versuche schritt Donna Diana später zu köstlichem Gewinn auf unsre Bühne. Durch das Interesse, welches er für seine schönen Räthsel zu erregen wußte, hob er den Mittelpunkt des Stückes auf ganz eigenthümliche Weise in die Sphäre eines Verstandesspiels, wie es vor Allem unserem räthselliebenden Volksgeiste entspricht. Schiller war mit dem theatralischen Erfolge des Stückes in Weimar zufrieden. Für die Dresdner Bühne mußte er mit einiger Mühe die Szene nach Schiras verlegen, weil die chinesischen Kostüme fehlten. Solche Armseligkeiten sollte man nicht vergessen, wenn man Schiller's Bemühungen für die deutsche Bühne beurtheilt. Daß Schiller aber einer ganz praktischen, realistischen Richtung, wo sie hingehörte, entgegenkam, bewies er durch seinen Parasiten, ein Lustspiel, welches er im Sommer 1803 aus dem Französischen des Picard frei übersetzte *). Selikour war eine von Seydelmann's besten Rollen. Der Neffe als Onkel, ebenfalls nach Picard, machte bei der Aufführung viel Glück, wiewohl die Schauspieler nach Schiller's Meinung „sudelten". An den Versuchen mit dem antiken Lustspiel scheint er keine Freude gehabt zu haben.

Vor Allem war Schiller's Auge auf ein Repertoir guter Nationalstücke gerichtet. Seine Jugendwerke, vom Publikum öfter verlangt, vermochte er, den Don Carlos ausgenommen, nicht umzuschmelzen. Klopstock's Hermannsschlacht nahm er

---

*) Das Original ist in Versen und führt den Titel: Médiocre et rampant ou le moyen de parvenir.

1803 in Angriff, fand aber das „kalte, fratzenhafte, herzlose Produkt" zu seiner Betrübniß für die Bühne ganz ungeeignet. Lessing's Emilia, Minna von Barnhelm, wurden wieder einstudirt, Nathan bearbeitet und am 28. November 1801 aufgeführt. Den Götz wagte Schiller nicht in die Scheere zu nehmen, doch stand er mit kühnen Entschließungen dem Verfasser treulich bei und war vom ersten Anfang bis zur Vorstellung beim Einstudiren behülflich. Stella hat er in Szene gesetzt.

Wenn man weiß, was es sagen will, ein Stück gewissenhaft durch gründliche Lese-, Zimmer- und Ensembleproben hindurchzuführen, wenn man erfährt, daß der kränkliche Schiller dieses Geschäft auf dem kalten Podium bei allen Goethe'schen und vielen andern Stücken übernahm, wenn man erwägt, gegen welche Partei er seinem Goethe zur Seite stand, wie wenig ein kleines Publikum ermuthigt, so wird man zugeben, daß er — seine vierhundert Thaler Pension redlich abverdiente. Und bei solchen Anstrengungen schenkte er nicht der Weimarischen, sondern der Deutschen, zum Theil der Bühne aller Nationen, noch fünf Original-Dramen, welche außer einem einzigen wahrhaft volksthümlich sind.

Diese Dramen für die Uebertreibungen der Schauspieler verantwortlich machen, heißt Shakspere für das abscheuliche Outriren verantwortlich machen, welches man jetzt auf englischen Bühnen sieht. Von einer Mitschuld Schiller's an der Unnatur, welche Devrient der Weimarischen Schule zur Last legt, könnte doch nur die Rede sein, wenn Schiller mit den Leistungen der Weimarischen Bühne einverstanden gewesen wäre

Aber er fand sie mittelmäßig, nannte sie „Hausmannskost.“ Nur Madame Wolff erwarb seine Zufriedenheit und eine Schauspielerin, wie diese, in welcher wirkliches Talent den Intentionen der Dichter entgegenkam, beweist für diese Intentionen mehr, als alle Anekdoten und Goethe's Schauspielerregeln, welche von einem kleinen Raum abstrahirt und gegen den krassesten Naturalismus gerichtet waren, dagegen. Schiller wußte recht gut, daß sich mit einem Fleck und Schröder besser Komödie spielen ließ, als mit Vohs und Haide, sein Ideal war ein Theater in einer großen, volkreichen Stadt, und ein eignes Haus für das Drama.

Nie vielleicht ist ein Fortschritt zu reinerem Styl allmählicher und gesunder gemacht worden, als von Schiller. Nach drei Stücken, an denen sich das Genie des Schauspielers kraftvoll entzünden konnte, ging er zum Jambus über, dennoch löste er für die Bühne auch jetzt noch den Vers in Prosa auf. Zehn Jahre lang hatte die Schauspielkunst Zeit, sich nach Schröder's Vorgang am Don Carlos in die rhythmische Form hineinzufinden. Sie ließ diese Zeit fast ungenutzt verstreichen. Alle Welt deklamirte Bürger's und Schiller's Balladen, sollte man gerade bei einem Schauspieler gar kein Ohr für rhythmische Formen voraussetzen? Nun schloß sich Schiller in Wallenstein's Lager an eine Form an, welche in zahllosen Gedichten und Fabeln lebendig war. Was Wunder, daß auch die Schauspieler den Knittelvers sprechen konnten? Dann folgten in größeren Pausen zuerst jambische Stücke, und erst in der Maria eine lyrische Stelle. Waren diese Anforderungen wirklich

so gewaltsam? Waren die Dichter, und namentlich Goethe, nicht von der Rezitation der Unzelmann vollkommen befriedigt? Also, war es Goethe's Kunstprinzip, oder die Noth, welche ihn zwang, mit Anfängern oder ihm nicht gewogenen Schauspielerinnen rhythmische Exerzitien zu machen? Und giebt es endlich irgend beglaubigte Zeugnisse, daß Schiller ein sklavisches Einschulen der Schauspieler für nöthig hielt? Die gelehrte Schauspielkunst hat Schiller's Verdienste anerkannt, aber die Anerkennung hat einen fatalen Beigeschmack. „Auch war es Schiller's hingebender Eifer insbesondre, der die außerordentliche Thätigkeit, diese binnen sechs Jahren so erstaunlich anwachsenden Resultate der neuen Bewegung hervorrief, Resultate, welche *schon wegen der geleisteten Arbeit* um so mehr Anerkennung verdienen, als daneben doch auch alle Forderungen des bisher gültigen Geschmacks befriedigt wurden, die Stücke von Iffland und Kotzebue, Zschokke u. s. w., so wie die Opern und Possen, welche an der Tagesordnung waren, ihren Platz fanden.“ *Schon wegen der geleisteten Arbeit*?! Das klingt verteufelt tagelöhnermäßig.

In der That, es gehörte der heroische Muth Schiller's dazu, um bei einem so miserablen Repertoir, bei so armseligen Verhältnissen, nicht an dem bretternen Gerüste zu verzweifeln. Dieser Muth verließ ihn keinen Augenblick. So wenig exklusiv dachte er, daß er der Bühne zu Liebe noch nach Vollendung der Jungfrau wieder zur Prosa zurückkehren wollte. Seine theatralische Thätigkeit ist nicht eine Wiederaufnahme des exklusiven, des gelehrten Drama's, sondern eine Aufhebung dieses Gegen-

satzes, eine Versöhnung von Dichtung und Bühne, von idealer und realer Forderung. Schiller's Dramen haben, wie wenige andre, lange nachdem der Meister dahin war, wenigstens auf Abende den Schauplatz immer wieder zu einem geweihten Bezirk erhoben. Volksthümlicher und dichterischer, als Lessing's, haben sie die Schauspielkunst aus der Stubencharakteristik zum großen und freien Styl der Geschichte hinausgeführt. Andre Zwecke verlangen andre Mittel. Andre Zeiten werden andre Dramatiker bringen. Aber hinter Schiller zurückgehen wird sein Nachfolger eben so wenig, als versuchen, ihn nachzuahmen. In seinem Sinne Dichtung und Bühne zu erneuern, ist die Aufgabe der Gegenwart.

III.

Die Jungfrau von Orleans.

Böttiger hat sogenannte handschriftliche Geständnisse des Dichters über die Jungfrau von Orleans in der Minerva für das Jahr 1812 mitgetheilt. Daß der von Döring herausgegebene Brief Nr. 350, welcher mit diesen Geständnissen fast wörtlich übereinstimmt, ein untergeschobener sei, hat schon Hoffmeister, wiewohl ohne Beweis, behauptet. Ich halte, da man alle Ursache hat, Böttiger nichts zu glauben, diese Geständnisse in beiden Gestalten für untergeschoben. Man urtheile: Schiller spricht bei Böttiger von drei Plänen, welche er in Bezug auf

die Jungfrau gehabt, und sagt, wenn es „die Zeit und das kurze, drängende Leben" gestattete, so würde er die beiden andern Plane ebenfalls ausführen. In der That, ein so horribler Gedanke, daß nur ein Böttiger ihn ersinden konnte. Ich frage meine Leser, ob ein Dichter, der, sobald er sein Handwerk verstand, bei jedem Stoffe so gewissenhaft nach der einen, nothwendigsten Form trachtete, nur den Gedanken denken konnte, dieselbe Heldin in drei verschiedenen Stücken vorzuführen, sie in dem einen als Hexe zu Rouen verbrennen, im andern als Heilige unter den Fahnen ihres Volkes sterben, im dritten sie vielleicht gar leben zu lassen. Der übrige Theil der genannten Geständnisse ist ganz in demselben Style nichtsnutzigen Geklatsches, fadesten Unsinns gehalten. Es konnte z. B. Schiller nie in den Sinn kommen, unter dem schwarzen Ritter den Geist des eben gefallenen Talbots zu verstehen.

Halten wir uns blos an die brieflichen Mittheilungen des Dichters an Körner und Goethe und vor allem an das Drama selbst, welches sehr einfach, klar und verständlich ist, wenn man es nur mit gradem Blicke ansehen will.

Schiller ist am 16. Juni 1800, dicht nach der Aufführung der Maria, mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Am 28. Juli schreibt er Körner, daß das Süjet das Mädchen von Orleans, daß der Plan bald fertig sei und daß er binnen 14 Tagen an die Ausführung zu gehen hoffe. Körner hat einige Schriften über das Hexenwesen senden müssen, indessen findet Schiller diese platten und gemeinen Fratzen wie natürlich in ihrer nackten Realistik für seinen Zweck nicht tauglich, und wie er sich

seine eigene Astrologie geschaffen, muß er sich seinen eigenen Hexen= und Wunderglauben für seine dramatische Welt zubereiten. Er hat sich das Süjet eigenthümlich zurecht gelegt und sein ganzes Herz hängt an dem Wunsch, es seinem hohen Ideale gemäß auszuführen. Da er in Weimar in einer geräuschvollen Straße wohnt, flieht er im August aufs Land nach Oberweimar, aber die anhaltende Hitze und anderes Ungemach treibt ihn nach wenigen Wochen in seine Häuslichkeit zurück. Im September, es mag hier erwähnt werden, liest er mit Interesse Woltmann's Schrift über die Reformation. Der Zusammenhang der theologischen Revolution und der neuesten philosophischen fällt ihm besonders auf, dort der Abfall von Kirchensatzungen, hier von Dogmatismus und Empirie. Schiller besucht dann Goethe in Jena, der Monolog der Helena, welchen Goethe vorliest, macht Schiller Lust, auch in seiner Jungfrau den Trimeter anzuwenden. Wieder nach Weimar zurückgekehrt, verfaßt er, zur größten Freude des Freundes, seinen Brief für die Propyläen, in welchem er die als Lösung einer Preisaufgabe im Gebiete der stylisirten Zeichnung eingesandten Werke beurtheilt. Am 26. September bittet er Goethe um Hermann's Metrik, er will sich über die Natur des Trimeters aufklären. Aber er kann sich aus diesem Buche so wenig wie Goethe vernehmen und die Szene zwischen Montgommery und Johanna ist auch ohne Hermann's Hülfe am 19. November fertig. Bald darauf nehmen die schon erwähnten Anstalten zu einer säkularischen Festfeier seine Zeit in Anspruch, und eine schlimmere Sorge umfängt seine ganze Seele, als Goethe zu

Anfang des Jahres 1801 lebensgefährlich an einer Blatterrose erkrankt. Er kann sich bald der Genesung des Freundes freuen und liest ihm im Februar drei Akte der Jungfrau vor. Eine verbesserte Ausgabe des Don Carlos und der niederländischen Geschichte, die letzte Durchsicht des Makbeth und der Maria halten die Vollendung des Dramas auf. Er hofft sie in Jena, in der Einsamkeit seines Gartenhauses, besser zu fördern und nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte daselbst, bei welchem er wenigstens seinen Einsatz gewinnt, finden wir ihn am 1. April wieder in Weimar. Am 7. April sendet er die vier ersten Akte an den Buchhändler Unger in Berlin, welchem er die Tragödie bereits im Herbst um 100 Karolin für seinen Taschenkalender verkauft hat. Am 20. April hat Goethe bereits das Ganze gelesen und sein Urtheil lautet: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Gewiß das richtigste, wenn auch das kürzeste Urtheil, welches je über diese Tragödie gefällt ist.

Schiller hat, wenn ihn auch bei der Maria und der Braut von Messina vielleicht eine gewisse Vorliebe für die geschlossene Form der Tragödie leitete, immer den Grundsatz erfüllt, daß sich der Begriff der Tragödie mit jedem neuen Werke erweitere, daß jedes Süjet seine eigne Behandlung verlange. Natürlich zwang ihn ein Völkerkampf, auf dessen Grunde sich seine Heldin erhob, zu einer größeren Ausdehnung der Handlung und einem kühneren Wechsel von Ort und Zeit. Die Historie verlangte wieder eine vollständige Aufnahme ihrer Hauptmomente, dabei mußte doch die Einheit der Handlung bewahrt, die Hauptper-

son, welche hier alles Andere überragte, in ihrem inneren Leben, in ihrem tragischen Geschick klar herausgestellt werden.

Es ist behauptet worden, die Lektüre Calderon's und die Tendenzen der romantischen Schule hätten auf Schiller's Jungfrau einen verderblichen Einfluß geübt. Schiller schreibt im Beginn seiner Arbeit an Körner über die spanische Poesie: „sie ist das Produkt eines andern Himmels und einer ganz andern Welt. Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht soviel Ausbeute darin finden zu können, als Du hoffst, weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls als Phantasiespiele lieben.“ Welche Quellen Schiller benutzte, darüber giebt es keine glaubwürdige Nachricht. Vielleicht regte ihn Heinrich VI. von Shakspere an, die Pucelle von Voltaire war ihm bekannt. Er war sich wenigstens der Ehrenrettung, welche er, Voltaire gegenüber, der Jungfrau gab, bewußt. Uebrigens konnte ihm Dufresnoy's Geschichte der Pucelle und eine Sammlung von 28 Handschriften über den Prozeß der Johanna von de l'Averdy im dritten Bande der Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliotheque du Roi, welche 1790 zu Paris erschienen war, zu seiner Auffassung einen sichern Anhalt leihen. Aber die eigentliche Idee seiner Tragödie war durchaus die Frucht seiner innersten Natur.

Wer diesem himmlischen Werke des Genius gegenüber sagen kann, Schiller's Poesie sei eine Treibhauspflanze, der sieht offenbar die ganze Welt als ein Treibhaus an und hat in diesem Treibhause zu viel Sonne aufs Haupt bekommen. Schiller's Jungfrau ruht mit allen Wurzeln in der damaligen

Zeit und im deutschen Volke. Es ist nothwendig, sich diese Zeit zu vergegenwärtigen. Die deutsche Reichseinheit war aufgelöst. Der furchtbare Stoß der französischen Republik, welche in Napoleon ihre dämonische Spitze fand, hatte das Band zersprengt, welches die beiden seit der Reformation sich feindlich gegenüberstehenden Hälften Deutschlands lose zusammenhielt. Oesterreich hatte die Früchte seiner egoistischen Politik geerntet. Von Preußen und dem Reich im Stiche gelassen, hatte es um seine eigene Existenz gekämpft, und war vom Sieger niedergeworfen. Im Westen waren die deutschen Fürsten Satrapen des ersten Konsuls geworden. Der Norden sah dem Falle des übrigen Deutschlands in der gefährlichen Galgenfrist einer schimpflichen Neutralität zu. Aber schon fluchte und murrte in Berlin eine Kriegspartei bis in die höchsten Regionen hinein, und ein schwacher Fürst, der Fürst Primas von Dalberg, ein Ueberläufer, sprach es auf einem Fürstentage aus, daß nur eine ungetheilte energische Erhebung in allen Gauen dem Strome Einhalt thun könne, der näher und näher seine verderblichen Wogen ergoß. Mit der Weltbürgerlichkeit war es endlich vorbei. Napoleon hatte den besten Theil seiner Sendung erfüllt. Dieser Charakter in seinem freudelosen Fatalismus ward, wie Karoline von Wolzogen erzählt, unserm Dichter ein Greuel. Vandalen nannte er die Franzosen im Hinblick auf die geraubten Antiken in Paris, und in der Glocke (1799) pries er den Trieb zum Vaterlande als das edelste der Bande. Er rühmte, was an den Deutschen zu rühmen war, den freien, selbsterschaffenen Werth der deutschen Kunst und sah in der

deutschen, volksgebornen Dichtkunst eine Geistesverwandte, eine Schwester jener volksgebornen Prophetin und Heldenjungfrau von Frankreich. Beide Hand in Hand, beide prophetisch, sollten der deutschen Erhebung vorangehen, welche Schiller mit Seherauge voraussah.

Seit dem Einfall der Franzosen in Deutschland trug sich Schiller noch mit einem andern dramatischen Plane, welcher das männliche Seitenstück der Jungfrau genannt werden kann. Es sind die Malthefer. Ich habe mir die Erzählung der Fabel bis zu dieser Stelle aufgespart. Sie wird uns nicht von unserm Gegenstande ablenken.

Malta ist von der ganzen Macht Soliman's belagert, welcher dem Orden den Untergang geschworen hat. Die Flotte der Türken liegt, ein Wald von Masten, vor beiden Seehäfen der Insel. Das Fort St. Elmo ist von den Türken sogar zu Lande angegriffen, sie beabsichtigen es mit Sturm zu nehmen. Alles kommt darauf an, daß die Ritter dieses Fort halten, die Vertheidigungsmittel sind gut, Entsatz ist von Sicilien aus in naher Aussicht. Aber die Gefahr wächst, die Uebermacht des Feindes ist entschieden, nur durch die einmüthigste Begeisterung, durch einen opferbereiten Sinn, durch jenen Geist, der den Orden und seine Gelübde geschaffen hat, ist hier ein Ausharren, ein Sieg zu hoffen. Jedoch, der Geist des Ordens ist entflohen, die Ritter sind verweltlicht, unter Lastern und Ueppigkeit haben sie ihre Tapferkeit, ihren Gehorsam verlernt. Die Ritterschaar, welche St. Elmo vertheidigt, murrt über die Drangsale dieser Vertheidigung und verlangt vom Großmeister,

daß er das Fort preisgebe. Lavalette, der Großmeister, erkennt die ganze Bedeutung des Moments. Er fühlt, daß von ihm aus sich ein neuer Geist über den Orden ergießen müsse. Aber er selbst ist in sich nicht einig. Auch er hat das Gelübde der Keuschheit gebrochen. Väterliche Sorge um seinen Sohn, St. Priest, welcher in der Ritterschaar von St. Elmo sich befindet, lähmt seine Maßregeln. Erst eine Empörung jener Schaar giebt ihn sich selbst zurück.

Er beschließt, durch ein großes Beispiel den Geist des Ordens wieder herzustellen. Er fordert die Aeltesten und Jüngsten der übrigen Ritter auf, die auffätzige Schaar von St. Elmo abzulösen und selbst die Vertheidigung des Forts zu übernehmen.

In diesem Augenblick naht sich ihm sein Sohn, welcher so wenig wie ein Andrer der Ritter ahnt, in wie naher Beziehung er zum Großmeister steht. Der junge Ritter erklärt, daß er durchaus mit den Empörern keine Gemeinschaft habe, er wolle mit Lavalette auf dem Fort ausharren. Dieser, von Rührung übermannt, giebt sich St. Priest als Vater zu erkennen und beide wollen vereint in den Kampf gehen.

Von diesem Entschluß, wie von der nahen Beziehung der beiden erhalten die aufrührerischen Ritter nicht sobald Kunde, als sie beschämt zum Gehorsam zurückkehren. Eine tiefe Reue, eine feurige Begeisterung erfaßt sie, die Zwietracht schmilzt in die herrlichste Eintracht um. Sie suchen durch die flehentlichsten Bitten den Großmeister zu bewegen, daß er sich für den Orden erhalte. Widerstrebend willigt er ein. Die Ritter keh=

ren mit St. Priest nach St. Elmo zurück. Das Fort wird von den Türken erstürmt, aber ihr Sieg wird durch die Tapferkeit der Vertheidiger zu einer moralischen Niederlage. Lavalette hat den Verlust seines Sohnes zu beklagen, er erhebt sich über den Verlust, indem er in allen Rittern seine Söhne sieht und die Kraft des Ordens nun als unbedingt und unendlich erkennt.

Ich will auf eine ästhetische Würdigung dieses Planes nicht eingehen. Meine Vorgänger haben ihn, wie die eitle Kritik es liebt, fast über die ausgeführten Werke gestellt. Ich finde, Schiller that wohl daran, mit der Ausführung zu zaudern und der Herzog bewies großen Takt, indem er sie nicht beeilte. Der sich schonende Großmeister mag recht weise und legal handeln, er mag einen recht moralischen Eindruck machen, ästhetisch angesehen ist diese Selbstschonung von höchst zweifelhaftem Werth. Aber die Idee dieses Planes war die Idee des Tugendbundes, die Herstellung des geistlichen Sinnes aus der Verweltlichung, der Einigkeit aus der Zwietracht durch große Beispiele, war das Eine, was Noth that.

Noch eindringlicher, mit der ganzen Gewalt der Vaterlandsliebe redete dies Eine, was Noth that, aus der Geschichte und der Gestalt der Jungfrau. Ich will nicht bis auf den Ursprung des Krieges zwischen England und Frankreich zurückgehen, welchen Eduard III., der Vater des schwarzen Prinzen, um den Thron von Frankreich begann und in welchem die englische Vasallenrevolution sich austobte. Ich will nur daran erinnern, daß Frankreich im Laufe des Krieges sich in zwei große Parteien, die Orleans'sche

und Burgundische, spaltete. Das Haupt der Orleans'schen, König Karl VI., war in Wahnsinn gefallen, seine Gemahlin, Isabella von Baiern, vom eignen Sohne, dem Dauphin, vom Hofe verwiesen, hatte sich mit dem Herzog von Burgund zu den Engländern geschlagen, deren König Heinrich V., mit Katharina, der Tochter des wahnsinnigen Königs, vermählt, die Regentschaft mit kräftiger Hand behauptete. Sein Tod gab das Signal zu einem erneuten Kampf um die Selbständigkeit Frankreichs. Denn wiewohl das Pariser Parlament den Dauphin von der Succession ausgeschlossen hatte, so stand dieser, unterstützt von der Orleans'schen Partei, unter dem Titel König Karl VII. von einem großen Theil des französischen Volkes anerkannt, immer noch im Besitz eines ansehnlichen Gebietes. Der neue König von England, Heinrich VI., war noch im Kindesalter. Die französische Nationalität regte sich auf allen Enden und ihre Wiedergeburt aus tiefster Zerrüttung erscheint fast wie ein Wunder. Der König verzweifelte nach der ersten Niederlage bei Verneuil, nur seine Gemahlin und seine Geliebte Agnes Sorel verhinderten, daß er sofort nach der Provence entfloh. Sein Adel war männlicher gesinnt, der tapfere Bastard Dunois hielt die Stadt Orleans gegen die immer vordringenden Engländer, unter deren Fahnen Franzosen gegen Franzosen kämpften. Die Geistlichkeit der gallikanischen Kirche stand zum Könige Karl. Eine andre Hülfe erwuchs ihm, indem sein furchtbarer Feind, der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, sich wegen Hennegau mit den Engländern entzweite und endlich kam aus dem nördlichen Theil von Frankreich die

unerwartetste Rettung in Gestalt eines Landmädchens, in welchem sich die Kraft Brunhilden's, die Naturmystik der celtischen Druiden mit der Gewalt Deborah's und der frommen Ascetik des Christenthums vereinigt zu haben schien. Dieses Weib, in der Stille des Dorfs erwachsen, still, wie die Natur, wird von der Noth des Vaterlandes ergriffen. Die Beispiele der heiligen Geschichte reden zu ihr mit feurigen Zungen, ihre Träume, ihre Gebete kreisen immer um diesen einen Punkt und endlich hört sie den erhabenen Ruf, den Luther in der Stille des Klosters, den Cromwell unter den Eichen von Huntingdon vernahm. Sie schreitet von dem Dorfe Dom Remy an der Lothringischen Grenze mitten durch die Feinde zum Könige nach Chinon. Sie erweist ihre göttliche Sendung durch ihre Reden und bald, durch diese wunderbare Erscheinung hingerissen, folgt Alles ihrer Fahne. Sie entsetzt Orleans, erobert Troyes und Rheims, und in der alten Stadt der Könige empfängt König Karl VII. seine Krone, Frankreich seine Größe wieder.

Bis hierher ist Schiller der Geschichte im Großen gefolgt. Das fernere Schicksal der historischen Jungfrau ist ganz untragisch. Sie geräth in die Gefangenschaft der Engländer und wird in Rouen als Hexe verbrannt. In der Geschichte ferner verbindet sich der Herzog von Burgund erst nach dem Tode der Jungfrau mit König Karl. Schiller entnahm dieser Thatsache ein herrliches Motiv. Die Versöhnungsszene zwischen Burgund und Frankreich gehört zu dem Schönsten, was die dramatische Dichtung hervorgebracht hat. Und das ist Alles aus dem tiefsten Zeitbedürfnisse heraus geschrieben. Nicht einmal die

Prophezeihung der Revolution als einer verdienten Volksrache konnte der Dichter unterdrücken. Wie mußten in jener Zeit in Norddeutschland Stellen wie diese zünden:

Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruhn

und

Ihr Könige und Herrscher
Fürchtet die Zwietracht!

und die Rede des Erzbischofs, wie wurde später Alles so wahr, wie erhielt jedes Wort seinen Kommentar in der Zeitgeschichte!

Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche;
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf! — —
— — Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt!

Man brauchte nur statt Frankreich, Deutschland zu setzen und Alles paßte. Das aber war eine, vielleicht unbewußte Ironie höchster Genialität, daß der Dichter diejenige Nation, welche Schmach und Gewalt verhängte, in ihrer eigenen Schmach zeichnete, daß er aus ihrem Schooße uns die Rächerin beschwor und der geschlossenen Kraft teuflischen Uebermuths die jungfräuliche Kraft der reinen Volkserhebung, heiliger Vaterlandsliebe entgegenstellte.

Und doch, so tief das Stück im Volksboden wurzelte, so frei erhielt es sich von einer rohen und unkünstlerischen Tendenz. Jungfräulich wie die Heldin selbst, steht es da. Nur das innere Seelenleben dieser Heldin, ihr innerer Streit, ihre Schuld, ihr tragisches Geschick und ihre Verklärung scheint den Dichter geleitet zu haben. Er schreibt an Göschen, dieses Gedicht sei ihm aus dem Herzen geflossen, und noch einmal singt er in seinen bekannten Strophen:

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Wenn irgend ein Drama, so ist die Jungfrau ein Selbstbekenntniß des Dichters. Es ist das Mysterium eines gottbegeisterten Idealismus, das wundervolle Bekenntniß eines Glaubens an den Sieg des reinen Geistes, eines Glaubens, welcher von je den Widerstand der stumpfen Welt besiegte. Wer keine Ader dieses Glaubens in sich trägt, kann dieses Werk nicht würdigen, kann den ächt tragischen, rein menschlichen Konflikt nicht verstehen, wird es mit rohen Händen betasten und schmählich entstellen. Wenn ich nicht im Stande bin, in wenigen Worten die ganze Kraft und Hoheit dieses Werkes zu entfalten, so liegt es allein an der Unzulänglichkeit meines Wortes, nicht an Schiller's herrlicher Dichtung.

Das Vaterland ist die höchste sittliche Macht in dieser

Tragödie. Jede Nation ist zunächst ein natürliches Ganze, sie wird ein moralisches Ganze, wenn sie sich ihrer Einheit bewußt wird. Selbst das Weib wird bei einem rechten Volk von dieser Glut durchflammt, von dem gemeinsamen Drang, den Feind des mütterlichen Bodens zu vertilgen. Bei allen Völkern von starker Nationalität, im Alterthum bei den Juden und bei fast allen modernen Völkern, hat das Weib sich in der höchsten Noth des Vaterlandes zu dem kriegerischen Mann gestellt, den unkriegerischen angefeuert. Das Gebot heißt: du sollst nicht tödten. Im Kriege heißt es: du sollst tödten. Denn eine ebenso mächtige natürliche Stimme ruft in unserer Brust: du sollst dein Vaterland rein bewahren. Jeder Nationalkrieg ist eine Offenbarung der Welttragik, ist schon ein Konflikt sittlicher Pflichten. Wie tragisch vollends ist es, wenn die Friedeweberin, mit diesem schönen Namen nannten unsere Altvordern das Weib, Hasses- und Todesweberin werden, den Männern im blutigen Werk vorangehen muß, um zu zeigen, wie mächtig der Geist auch im Schwachen ist. Solch ein Entschluß ist nur in einer verzweifelten Lage, nur bei einem ungewöhnlichen Charakter möglich. Er stellt sich deshalb als ein Ruf von oben dar, aber er ist, indem der Mensch diesem Rufe folgt, eine so freie That, wie nur irgend eine bewußte That frei genannt werden kann. Auch für seine Gebete ist der Mensch verantwortlich. So faßt Merle d'Aubigné die Rufe von oben, welche Cromwell vernahm, mit Recht als die Frucht seiner Gedanken. So ist Johanna's Ruf der Entschluß ihrer Seele.

Warum muß Johanna dem Berufe des Weibes entsagen?

Wir stehen hier vor einem Naturgesetz des Idealismus. Der göttlichste Idealist sagte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Jede große That verlangt einen in sich vom Wirbel bis zur Zehe einigen Charakter. Wer etwas Großes schaffen will,

> Der sammle still und unerschlafft
> Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Nur durch die unbedingte Hingebung an eine Idee entsteht im Menschen der Glaube an sich selbst und seine Sendung. Dieser Glaube wird Kraft. Selbst das Böse vollbringt Wunder der Konsequenz, so lange es an sich glaubt. Makbeth ist besiegt, als Makduff mit einem einzigen Worte sein Selbstvertrauen erschüttert. Dieses Naturgesetz aller Thatkraft kennt und befolgt der Idealismus. Mit solchem Idealismus, der sich unabhängig macht von allem außer seiner Idee, der die Natur zurückstößt, die Sinnlichkeit überwindet, überwand das Christenthum die Welt, und Schiller war, sobald man unter dem Christenthum mehr als das dogmatische versteht, ohne Frage der gläubigste Christ unter allen Dichtern. Aus diesem Geheimniß des Idealismus heraus erlegt sich Johanna nicht blos, wenn ich so sagen darf, eine abstrakte Jungfräulichkeit auf, sie scheidet sich von allen natürlichen Banden, um nur dem einen des Vaterlandes zu gehören; zu Vater und Schwestern hat sie kein Verhältniß, selbst die Neigung zum Manne versagt sie sich, der Männer

begehrendes Auge ist ihr Entheiligung, erweckt ihr Grauen. Sie wird zum reinen Dämon der Nationalität. So lange sie mit sich einig, unaufgelöst von den Gefühlen des Weibes ist, bleibt sie stark, bleibt sie berechtigt. In Wahrheit, ein wundervoller Kreislauf! Das Vaterlandsgefühl, dieses so natürliche Gefühl steigert sich in dem zarten Busen eines Weibes zur völligen Geistigkeit, zu einer Lostrennung von allen natürlichen Banden

Welch ein rührend erhabenes Schauspiel! Aber wir zittern für die zarte Trägerin solchen furchtbar gewaltsamen Amts. Wir fühlen, wie bei Romeo und Julie, dieses Wesen ist dem Tode geweiht, der Inhalt muß das Gefäß zerschmettern. Diesen Eindruck müßte eine rechte Darstellerin der Jungfrau beim ersten Wort auf uns machen.

Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher hohen Kunst, mit welcher innern Wahrheit nun der Dichter die Schuld der Heldin vorbereitet. Johanna hat ihr Werk begonnen. Aber als sie den flehenden Montgommery zum Kampfe zwingt, als sie ihn getödtet hat, ist sie erschüttert, bleibt sie gedankenvoll stehen. Wir erfahren, was es sie kostet, zu tödten.

In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blüh'nden Leib des Gegners zu verletzen.
Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir.
Doch, wenn es Noth thut, alsbald ist die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand, regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.

Auf einmal, Burgund gegenüber, verwandelt sich ihre Aufgabe zu verhängnißvoller Milde. Sie wird Friedeweberin. Sie schmilzt durch ihre Rede das Herz des Gegners. Eine Waffenstille tritt ein, für den gewaltsamen Aufschwung ihres Herzens eine gefährliche Stille. Sie trägt den Kranz der Versöhnung, die Zier des Weibes, sie fleht um Gnade für Du Chatel, sie preist die Gnade, sie mahnt den König zur Menschlichkeit für den letzten seines Volks. Sie ist Weib geworden und reizt das Auge der Männer. Zwei edle Bewerbungen stürmen auf sie ein, sie erröthet, aber sie verleugnet jede weibliche Regung. Zürnend mahnt sie an ihre Sendung, spricht dieselbe in ihrer ganzen schroffen Erhabenheit aus; endlich verlangt sie, wie zur Rettung aus diesen Versuchungen, nach dem betäubenden Schlachtgewühl.

> Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille,
> Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh
> Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
> Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

Nun stürmt sie in die Schlacht, in die dichtesten Feindeshaufen. Eine unheimliche Gestalt in schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir, auftauchend aus der trüben Staubluft des blutigen Tags, stellt sich ihr in den Weg, sie hat Talbot eben fallen sehen und doch scheint diese Gestalt dem Verhaßten ähnlich. Sie ist verwirrt; erhitzt, voll Begier folgt sie dem Phantom, weit vom Schlachtfeld hinweg. Der schwarze Ritter ist natürlich nicht Talbot's Geist, sondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle,

ein widerspenst'ger Geist, heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl, um ihr Herz im Busen zu erschüttern. Es ist der höllischen Macht gelungen. Johanna ist erschüttert, betäubt. Auf einmal steht Lionel ihr gegenüber, er, der schönste, kraftvollste der englischen Führer, den sich die wilde Isabeau nicht ohne Grund zum Begleiter erbittet. Der Dichter hat mit einem feinen Zuge die nun folgende Regung Johanna's auch sinnlich motivirt. Johanna schlägt dem Gegner das Schwert aus der Hand, Lionel ringt mit ihr. Sie erfährt seine Männerkraft in dieser Berührung, wie Brunhild die Kraft Siegfrieds. Sie will ihn tödten, sie sieht dem Wehrlosen ins Antlitz und sein Anblick ergreift sie. Aber Lionel ist eine edle Natur, er verlangt den Tod:

> Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,
> Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

Ich glaube, daß Johanna's Liebe zu Lionel nicht so unbegreiflich ist, wie Tieck meinte.

Johanna schont das Leben des Gegners, und diese That, die in jedem andern Falle Pflicht gewesen wäre, wird durch den egoistischen Grund der Schonung eine Schuld, um so größer, je unbarmherziger sie den flehenden Montgommery getödtet hat, um so tiefer als Schuld empfunden, je gewaltsamer ihre frühere Grausamkeit war. So ist sie innerlich gebrochen, ihre blinde Hingebung an ihren Beruf ist dahin, sie sieht jetzt, sie trennt jetzt ihren Willen von dem heiligen Gebot, und anstatt es als ein gewolltes zu erkennen, klagt sie es als ein nicht gewolltes an.

Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl. *)

Ist das Alles nicht aus dem tiefsten Born der menschlichen Seele geschöpft!

Ebenso meisterhaft ist nun die weitere Entwickelung. Scham bindet Johanna's Zunge. Soll sie, die noch eben im stolzen Fürstensaal mit glühendem Eifer der Männer Auge als eine Entheiligung abgewiesen, jetzt bekennen, daß sie ihrer Sendung untreu geworden, daß sie den Feind ihres Landes liebe? Das Bewußtsein dieser Schuld und zugleich die edle Schwäche des Weibes, die Scham, macht sie stumm, stumm vor den Anklagen des Vaters. Nichts Schlimmes kann geschehen, das dieses hohe, so sehr erschütterte Gemüth nicht als Strafe für ihre Schuld empfände. Die Himmel bewegen sich ihr zur Verdammniß, die Wehrhafteste ist wehrlos. Verkannt, schnell aufgegeben, roh nach ihrer Sendung gefragt, wie es dem Idealisten so oft begegnet, bleibt sie stumm, die Schuldbewußte hat keine Macht, als zu leiden. Verstoßen von den Ihren, von jedem Heerde, muß sie in die Hände des Feindes fallen. Aber im Leiden hat sie ihre Kraft wieder erhalten, sie stößt entschlossen die Leidenschaft

*) So klagt Goethe's Harfner die himmlischen Mächte an.
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein; —
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

von sich, die schwerste Prüfung übersteht sie in Lionel's Nähe, ihre innere Einheit giebt ihr übermenschliche Stärke, sie zerreißt ihre Fesseln, noch einmal wird sie die Retterin des Heeres, und durch ihren Tod, nach dem sie sich sehnt, besiegelt sie die Wahrheit ihrer Sendung, an welcher die stumpfe Welt zu rasch gezweifelt hatte.

Kann es eine natürlichere dramatische Handlung geben? Ist nicht in diesem einzelnen Fall das ewige Geschick des Idealismus gezeichnet? Und ist es nicht ein herrlicher Beweis für die ächt nationale und volksthümliche Gesinnung des Dichters, daß er diesen erhabenen Idealismus mit lebendigem Athem beseelte in der Hingebung eines Weibes an ihr Volk und Vaterland?

Die Charakteristik der übrigen Personen, die ganze Behandlung der dramatischen Form in Grazie, Verstand und Kraft ist fast einstimmig als meisterhaft anerkannt.

Nur noch ein Wort über die Seherin und das Wunder. Man hat in dieser Hingebung des Dichters an das kindliche Volksbewußtsein wieder eine Entfremdung vom Protestantismus und Gott weiß wovon sehen wollen, damit der einmal schablonisirte falsche Idealist aus Schiller herauskomme. Ich will nicht an Shakspere's Geist, an Mephisto im Faust ꝛc. erinnern. Aber, wenn der Kern der Handlung so gesund, die Freiheit des Charakters in seinem Schuldbewußtsein so klar entwickelt ist, wie in der Jungfrau, so mag der Dichter alle Geister des Himmels und der Hölle zitiren, seine Personen hellsehen, weissagen und Wunder thun lassen,

so viel er will. Er hat dann zu Allem ein Recht, was er uns im Augenblicke — glauben machen kann. Und hierüber hat vor Allem das Publikum zu entscheiden, jenes Publikum, zu welchem Männer wie Körner gehören. Das Publikum aber nahm und nimmt Schiller's Tragödie mit Enthusiasmus auf.

Schiller hatte im richtigen Verständniß der Verhältnisse in Weimar geäußert, er finde das Stück nicht für die Bühne geeignet. Das hinderte ihn nicht, es schleunigst an die Theater von Berlin, Leipzig, Hamburg 2c. zu verkaufen und die Unzelmann im Herbst desselben Jahres inständigst zu bitten, ihren Besuch in Weimar zu wiederholen und ihn durch eine Darstellung der Titelrolle zu erfreuen. Leider blieb diese Bitte ohne Erfolg. Als Karoline Jagemann von einer längeren Reise zurückkehrte, war zwar ein Hauptgrund, der sie an der Darstellung der Jungfrau gehindert hatte, beseitigt, allein erst zum 23. April 1803 brachte der weise Schiller, vom Publikum vielfach bestürmt, das Stück auf die Weimar'sche Bühne. Er gab die Hauptrolle an Amalie Malcolmi, und leitete die Proben aufs Sorgfältigste. Alles war von der Vorstellung elektrisirt, der Erfolg ganz ungewöhnlich.

In Berlin ging die Jungfrau am 23. November 1801 mit unendlichem Beifall über die Szene*). Iffland machte

*) Nicht zu Neujahr und nicht zur Einweihung des neuen Schauspielhauses, wie Hoffmeister erzählt. Diese Einweihung glaubte man würdiger durch Kotzebue's Kreuzfahrer zu feiern.

freilich ganz gegen Absicht und Beistimmung des Dichters aus dem Krönungszuge einen so glänzenden Operneffekt, daß das italienische Hoftheater, verzweifelnd, hiermit wetteifern zu können, laut über den Unfug schimpfte.

Gedruckt erschien das Stück als Kalender auf das Jahr 1802 unter dem Titel: Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Berlin, bei Johann Friedrich Unger, mit Titelkupfer. Es erlebte in demselben Jahr drei Auflagen, 1804 die vierte, 1805 bei Cotta die fünfte. Von den Schlegels wurde seltsamer Weise die historische Jungfrau der poetischen entgegengestellt. Friedrich Schlegel gab 1802 eine Geschichte der Jungfrau nach den Quellen. Auch eine Travestie erschien. Das Alles ist rettungslos in dem Strom der Zeit hinweggespült. Uebersetzt wurde die Jungfrau ins Französische von Cramer (herausgegeben von Mercier) 1802, von Karoline Pavlof 1839, von Cappon 1844, ins Italienische 1831 von Carlo Benj. Schade; ins Englische fünfmal. Soumet's Jeanne d'Arc heißt zwar imité de Schiller, ist aber ein so durchaus eignes, ganz andres, armseliges Produkt, daß selbst die Rachel in dieser Gestalt die Titelrolle nicht beleben konnte.

Einen ganz unvergleichlichen Erguß ächter Volksbegeisterung erntete Schiller bei der Aufführung dieses Dramas in Leipzig, welcher er im September 1801 beiwohnte. Längst hatte er sich gesehnt, den Freund in Dresden wiederzusehen. Im Sommer 1801 machte er ernstliche Reisepläne. Er wollte nach Dobberan ins Seebad, dann nach Berlin und

Dresden gehen. Die größere Reise mochte sich nicht mit seiner Absicht, ein Haus zu kaufen vertragen, er begnügte sich, nur die alten Getreuen wiederzusehen. Am 9. August traf er in Dresden ein, wohnte mit seiner Familie und der Schwägerin einige Wochen auf Körner's Weinberg, vom 1. September ab in der Stadt. Die Freunde brauchten sich nur zu sehen, um den Bund früherer Zeiten zu erneuern. Körner weidete sich an der geistigen Kraftfülle und Gesundheit, welche sich in Schiller's Stimmung und Wesen ausprägte. Man genoß gemeinschaftlich, was Dresden an Kunstschätzen bot. Zwei Freunde Körner's wurden auch Schiller lieb und werth, der Eine, ein junger Jurist, Herr von Schönberg, der später als Oberpräsident von Pommern den Namen des „guten und treuen" Schönberg Ehre machte, welchen ihm Schiller in seinem Briefe an Körner giebt; der Andere, ein Herr von Geßler, welcher aus der preußischen Diplomatie geschieden, damals dem Berufe lebte, als Mann von Geist und Geschmack sein Geld zu verbrauchen. Nachdem Schiller sich in dieser Muße erholt und körperlich gestärkt hatte, schied er am 15. September von der herrlichen Stadt, wie Karoline von Wolzogen erzählt, mit tiefer Wehmuth, und reiste in Körner's Begleitung nach Leipzig. Göschen nahm ihn auf seinem Gute Hohenstädt gastfreundlich auf. In Leipzig spielte die Sekonda'sche Gesellschaft am 17. September die Jungfrau. Schiller war zugegen. Die Vorstellung war künstlerisch ungenügend, aber als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus

dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte Alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Sänger in der Nähe zu sehen. Als die hohe, leidberührte Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die lange Reihe schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: der ist es! das ist er!

IV.

Die Braut von Messina.

Der Sommer war vergangen, ohne daß sich Schiller für eine neue Arbeit entschieden hatte. Die Theater, welche er auf seiner Dresdener Reise sah, hatten ihm fast den Muth für eine Tragödie in strengerem Styl benommen, zu welcher ihn doch sein Kunstgewissen antrieb. Vielleicht bestärkte ihn das Gastspiel der Unzelmann, welches ihn bei seiner Rückkehr in Weimar empfing, und die Anwesenheit Kotzebue's in einem Bedenken, welches sein Brief an Körner ausspricht, ob er nicht fortan, bei dem Zustande der Bühnen, lieber

sogleich seine Stücke in Prosa schreiben solle. Aber der treffliche Freund meinte, daß die Kunst nicht auf die Ungeschicklichkeit der Schauspieler Rücksicht nehmen dürfe. Schiller besann sich auch bald eines Bessern, und war entschlossen, seinen alten Weg fortzusetzen und nicht mit seinem Herrn Kollegen um den erbärmlichen Marktpreis zu streiten. Auch als Goethe ihm später begreiflich zu machen suchte, welche Erfolge er haben könne, wenn er mehr auf das „dramatisch Wirkende" hinarbeite, gab er zu, daß dies auch ohne Rücksicht auf Theater und Publikum eine poetische Forderung sei, aber auch nur als solche ihn bestimmen könne. Ohne eine gewisse Innigkeit vermöge er nichts, wenn diese ihn auch freilich bei seinem Gegenstande fester halte, als billig sei. Hoffmeister meint, wenn die Theorie unserm Tragiker nicht so sehr geschadet hätte, möchte er wohl in einem bis zwei Monaten eine Tragödie haben vollenden können. Preisen wir die Theorie, daß sie uns und Schiller vor solchen Zweimonatstragödien bewahrte. Schiller zog es vor, statt zu pfuschen, lieber mit Hülfe von Werthes' Uebersetzung Gozzi's Turandot zu bearbeiten. Sie war die Frucht des Winters auf 1802.

Daß Schiller mit andern Uebeln, als seiner Theorie, zu kämpfen hatte, mögen folgende Notizen erweisen: Dezember, Frau und Kinder an den Masern krank, am 2. Januar Schiller selbst von einem heftigen Krankheitsanfall daniedergeworfen. Dazu Schlegel's Ion, und Kotzebue's leidenschaftliche Verehrung.

Alles ging glücklich vorüber. Kotzebue entstürmte, nach Aufführung seiner „üblen Laune", wüthend nach Jena und die Ruhe in Weimar und das Kränzchen der Zwölf ward wenigstens vorläufig wieder hergestellt.

Dennoch kam Schiller zu keiner selbständigen Produktion. Zum Theil aus Schuld seiner Wohnung, in welcher er sich nicht isoliren konnte. Er half dem Uebel mit seiner gewöhnlichen Entschiedenheit ab. Schon im November 1800 schreibt er an Unger, er wolle sich ein Haus kaufen. Jetzt machte er Ernst. Ein Engländer, Mellish, mit Schiller befreundet, hatte sich ein hübsches Haus an der sogenannten Esplanade gebaut, er wünschte es loszuschlagen und überließ es im Februar Schiller für mehrere Tausend Thaler. Es galt nun, baar Geld zu schaffen. Schiller erbat sich von Göschen das Honorar für eine neue Auflage des dreißigjährigen Krieges, und ein Oekonom Weidner zu Oberroßla gab 2000 Thaler auf Hypothek. Am 29. April hielt der neue Besitzer seinen Einzug. Die für ihn bestimmten Mansardezimmer waren in gutem Stande, aber die Stille, nach der er sich gesehnt, gewährten sie fürs Erste noch nicht. In den übrigen Stockwerken waren Reparaturen nöthig. Unter ihm begann ein Hämmern und Nageln, daß der Fußboden zitterte, und erst im August ward die Wohnung von Arbeitsleuten leer. Sie bot ihm die gewünschte Einsamkeit, seine Fenster hatten Sonne, den Blick ins Grün und eine — karmoisinrothe Gardine; wie Karoline von Wolzogen erzählt, fand er, daß dieser Farbeneffekt belebend auf seine Stimmung

wirke. Aber in das neue Haus zog mit dem neuen Besitzer zugleich die Trauer ein. Schiller's Mutter war in Stuttgart, wo sie seit einiger Zeit lebte, ernstlicher erkrankt, und wiewohl sie sogleich von ihrer Tochter Luise, welche bereits an den Pfarrer Frankh in Cleversulzbach verheirathet war, hierher abgeholt wurde, so hielt Schiller es doch für nöthig, daß sie in bessere ärztliche Pflege käme. Er schrieb sofort an Hoven, machte mit dem alten Freunde das Nöthige aus, bat die Mutter, sich nach Ludwigsburg in Hoven's Behandlung bringen zu lassen, und sandte der Schwester mit seiner gewöhnlichen Zartheit eine Summe zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben. Die Mutter mochte fühlen, daß ihr Stündlein gekommen sei, sie zog vor, in Cleversulzbach zu bleiben, und war noch im Stande, selbst dem guten Sohne in einem letzten Briefe zu danken. „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich, schrieb sie, wird Dir Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so giebt es keinen Sohn in der Welt mehr.“ Unter den heftigsten Leiden dankte sie Gott mit Thränen, daß er ihr solche gute Kinder gegeben. Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden ließ sie sich das Bild ihres Sohnes reichen und drückte es an ihr Herz. Am 29. April ging sie gottselig aus einem gottseligen Leben.

Schiller hatte ihren Tod mit einer merkwürdigen Sicherheit geahnt. Noch ehe er die bestimmte Kunde hatte, nahm er ihn für gewiß an und schrieb an Christophine, aufgelöst in Trauer und Liebe: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen und dieses älteste Band,

das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen. Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich sehr verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, uns desto näher an einander schließen." Als er aus den Briefen der Schwester ersah, daß die Mutter an demselben Tage gestorben war, an welchem er in sein Haus gezogen, erschrak er über dieses Zusammentreffen.

Oeftere Anfälle von Krampfhusten mochten solchen Eindrücken einen ernsteren Nachhalt geben. Noch lagen herrliche Gebilde unvollendet in seiner Seele, noch war die Zukunft der Seinen so wenig gesichert. Ein wahrer Unstern schien über diesem Jahre zu walten.

Er hatte sich zwar auf Körner's Anregung bei Unger und Cotta höhere Honorare ausgemacht. Beide bewilligten ohne Weiteres 1000 Thaler für jedes folgende seiner Dramen. Wenn er nur ein einziges hätte beginnen können! Ein Süjet gesellte sich zum andern. Wenn er nur für eins sich hätte entscheiden können! Erhabnes Zaudern einer großen Seele! Denn gerade in diesem Frühjahr hatte er im Tell ein herrliches Süjet ergriffen, und wenn auch zu den Malthesern sich immer noch nicht der Punkt finden wollte, auf welchen die Handlung mit voller Kraft zueilte, so war doch ein andrer Stoff, von dem später die Rede sein wird, der Warbeck, bei all diesem Schwanken fast vollständig schematisirt.

Schiller richtete sich an einem ihm verwandten, mächtigen Geist auf, einem Dichter, der mehr wie irgend einer ein politischer heißen kann. Er las in diesem Sommer den Aeschylus, von welchem er, wie es scheint, bisher nur den Agamemnon genauer kannte. Er las ihn in der Uebersetzung, welche Stolberg in seinen bessern Zeiten geschrieben. Eine neue Jugend trank er an diesem Wunderborn, und im August, nachdem sich Trauer und Klage und Ahnung in der Kassandra ergossen, griff er unter dem Stern des alten Dichters zu einem Stoffe, den er bereits über ein Jahr mit sich herumtrug, den Körner in Dresden unter dem Titel: Die feindlichen Brüder, bereits seinem Inhalt nach kannte, und in welchem Schiller einmal die ganze Nothwendigkeit der Form, diese Forderung seiner tief ernsten Natur, ersättigend erschöpfen wollte. Als er seiner Lotte die ersten Szenen der Braut von Messina vorlas, ergriff sie, wie sie an Fritz Stein schreibt, ein Staunen über die Kraft seines Geistes. Ende Januar war das Werk vollendet. Der Herzog von Meiningen, welcher in Weimar anwesend war, wünschte es kennen zu lernen. Da auf den 4. Februar der Geburtstag dieses seines freundlichen Dienstherrn fiel, lud Schiller ihn und eine größere Gesellschaft von Freunden und Feinden zu diesem Tage ein und produzirte sein Werk. Der Erfolg war ein so überraschend günstiger, daß er die Hoffnung faßte, es „sammt dem Chor" auf die Bühne zu bringen.

Man kann nicht über die Braut von Messina sprechen, ohne über die Schicksalstragödie zu sprechen.

Tieck, Solger ꝛc. behaupteten mit Unrecht, daß Schiller in den Wallenstein und einige andere Werke ein antikes Schicksal künstlich hineingearbeitet habe. Hoffmeister hat diese Ansicht ausführlich in seiner Kritik angewandt und sie ist in manches Buch übergegangen. Da auch Vischer sich gegen die Möglichkeit einer modernen Schicksalstragödie aussprach, so ließ ich mich selbst, ich gestehe es, zu dem Glauben verleiten, daß wenigstens in Schiller's Braut von Messina ein falscher Schicksalsbegriff angewandt sei. Ich bin durch ein wiederholtes Studium des Werkes davon zurückgekommen. Es handelt sich hier vor Allem darum, was Schiller in der tragischen Technik unter Schicksal verstand. Ich habe es bei seiner Theorie der Tragödie zu erklären gesucht. Hier will ich entwickeln, wie Schiller zu diesem Begriffe gekommen ist. Wir werden der antiken Tragödie gar nicht dazu bedürfen.

Das Wort Schicksal wird bei uns fast ebenso vieldeutig, fast in derselben Anwendung gebraucht, als das Wort Moira bei den Griechen*). Schicksal ist zuerst ein Passivum, ein Gegebenes, ein Loos. So heißt bei uns Armuth, Krankheit, selbst Schönheit, auch ein gemeinsames Loos, wie der Tod ein Schicksal. So nennt Shakspere den Tod das Schicksal Aller. Zweitens ist es ein Aktivum, und als

*) Vergl. Nägelsbach, Nachhomerische Theologie, S. 141.

solches gehört es bei uns zu jener Familie von unpersönlichen Mächten, welche sich im Volke als ein kleiner heidnischer Olymp neben dem christlichen Himmel und der philosophischen Idee gebildet hat, wie: der Himmel, das Glück, die Macht der Verhältnisse, der Zufall, die Natur ꝛc. Diese Familie macht keinen Anspruch auf religiöse Verehrung. Allein, da man nicht immer auf Gott und den Teufel, als Urheber von allem Guten und Bösen, reflektiren kann und will, so hat man jene Abstraktionen für ein naives und unbefangenes Verhalten den Erscheinungen gegenüber sehr bequem gefunden und sie werden schwerlich jemals wieder verschwinden. Im vorigen Jahrhundert, wo man nicht gern den Namen Gottes unnützlich führte, kommt das Schicksal als solche Macht des Unvermeidlichen in allen Briefwechseln vielfach vor. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß auch Hamlet schon vom wüthenden Geschick spricht. Vielleicht ist das Wort durch die Schicksalsdichter und ihre Gegner bei uns in Mißkredit gekommen. Es ist aber ein recht gutes und brauchbares Wort und eine hirnverbrannte Anwendung darf uns nicht über seinen Werth in der Sprache täuschen.

Die ästhetische Anschauung hat es niemals mit religiösen und rationellen Gründen, mit den Urhebern der Erscheinungen, sondern mit den Erscheinungen zu thun. Der naive, und das ist der ästhetische Mensch entdeckt in der Summe der Erscheinungen vor Allem zwei Formen, er bemerkt in sich einen Willen und etwas Gegebenes, was die-

sem Willen widersteht. Er ist in eine bestimmte Welt hinein geboren, in welche er eingreifen, mit bestimmten Anlagen, welche er verwerthen soll. Er handelt und fühlt sich frei, indem er handelt. Aber an sich selbst und außer sich in der Welt fühlt er Schranken, die er überwindet, oder die ihn überwinden. Keine That, die er vollbringt, ist ein reines Produkt seines Willens, er bedarf dazu eines Stoffes, und einmal geschehen, ist die That nicht mehr sein alleiniges Eigenthum, über das er frei schalten kann, sondern er theilt die That mit der Welt um ihn, sie hält ihn fest, indem sie seine That ist, und ist selbständig, indem sie außer ihm steht.

Der Dramatiker soll uns eine Handlung darstellen und in dieser Handlung das tiefere Weltgesetz. Er ist vor Allem ästhetischer Mensch, er hat nicht zu fragen, wo die Quelle der Erscheinungen liegt, er schaut mit dem Blick des Kindes und Künstlers ins Leben. Auch ihm gehen die beiden großen Gegensätze auf, welche im Leben herrschen. Auch er sieht den Willen mächtig waltend, und um ihn brandend die Welt des Gegebenen. Aber er braucht als Techniker einen technischen Begriff für dieses Gegebene, welches seinen Helden in der Welt empfängt und beschränkt, welches sich mit in seine Thaten spinnt, welches, als That des Helden, als Folge der That, wieder zum Gegebenen wird und endlich sich als das ewig Seiende und Vernünftige mit Hülfe des handelnden und untergehenden Helden offenbart. Da aber der Künstler als solcher nicht zu dieser

Reflexion auf das Vernünftige geneigt ist, so wird er diesem ganzen Komplex des Gegebenen, Werdenden, ewig Seienden einen Namen geben, der zwar die fließende, unbestimmte, schweifende Oberfläche des Gegebenen, aber nicht das innerste Wesen desselben ausdrückt. Und so kam Schiller zu seinem Schicksal. Es ist die sittliche Nothwendigkeit, aber benannt als verhüllte und blinde. Gerade der aktive und passive Gebrauch des Worts, die Anwendung auf Verhältnisse, Geburt, Loos, einzelnen Fall und allgemeine Macht läßt das Wort Schicksal als das günstigste von allen ähnlichen erscheinen. Also noch einmal: Schiller's Schicksal hat nichts mit dem Spuk der Schicksalsdichter zu thun. Wo er als Künstler davon redet, ist es der eben entwickelte technische Begriff. Wo seine Personen davon reden, haben sie es zu verantworten, warum sie nicht auf Gott und den Teufel oder die Jungfrau rekurriren.

Es wäre ein Leichtes, zu erweisen, daß auch Shakspere's Charaktere ihr Schicksal keineswegs ohne Amboß schmieden, und ich glaube erwiesen zu haben, daß Schiller's Helden ihr Schicksal so weit allein schmieden, wie es die Aesthetik irgend verlangen kann. Es fragt sich nun, ob es eine Tragödie geben kann, bei welcher der sinnliche Schwerpunkt, wie sonst im Charakter und der Leidenschaft, oder den Pflichten, hier in dem Gange der Handlung, das würde sein, im Gange der sittlichen Nothwendigkeit liegt. Eine solche Tragödie würde man in Schiller's Sinne eine Schicksalstragödie nennen können. Vischer, wie gesagt, hat

die Frage verneint. Ich glaube, sie ist zu bejahen. Da auf dieser Möglichkeit ein gutes Theil von Schiller's Ehrenrettung beruht, so darf auch wohl der Biograph an dieser Stelle noch einmal von dem müden Leser an den gütigen Leser appelliren.

Die Weltordnung wird dem Menschen durch nichts so begreiflich, als durch die Verkettung von Ursache und Wirkung in der Natur und durch die Unvermeidlichkeit der Folgen in dem Gericht der Geschichte. Man kann die französische und englische Revolution nicht lesen, ohne von diesem Gesetz des Unvermeidlichen, durch welches sich Folge an That und That an Folge hängt, erschüttert zu werden. Wir nehmen an Charakteren, wie Ludwig XVI., kaum Antheil, er erscheint nur wie ein Mittel, wodurch die sittliche Idee ihr Gericht vollzieht. Spricht Hegel von einer List des Weltgeistes und Vischer von einer Ironie in der Bewegung der sittlichen Idee, warum soll man nicht auch, denn so erscheint er dem naiven Blick, von einem im Hinterhalt lauernden, selbst tückischen Weltgeist, von einer unerbittlichen Nemesis sprechen und die sittliche Weltordnung in dieser Gestalt furchtbarer Erhabenheit darstellen können? Aber wie wird man die Unvermeidlichkeit der Folgen am einleuchtendsten, für den Volksverstand am deutlichsten darstellen können? Offenbar auf folgendem Wege. Der Held muß die Folgen klarer oder dunkler vorher wissen, er muß an das Eintreffen derselben glauben und aus allen Kräften bestrebt sein, sie zu vermeiden. Die schlagendste Wirkung wird entstehen,

wenn eben die Mittel, welche am tauglichsten zur Vermeidung erscheinen, die Strafe herbeiziehen. Es versteht sich von selbst, daß die Gestraften nicht unverdient leiden dürfen.

Schiller hat einen Plan hinterlassen: die Kinder des Hauses, in welchem der Schwerpunkt ebenfalls in dem Gange der Handlung ruhen sollte. Narbonne hat ein Verbrechen begangen, dessen Folgen er fürchtet. Aufs klügste sucht er Alles zu wenden, um den Augen der Pariser Polizei zu entschlüpfen, aber gerade die Mittel, die er anwendet, um der Strafe zu entgehen, treiben ihn derselben in die Arme. Eine ähnliche Aufgabe stellte sich Schiller in der Braut von Messina. Nirgend zeigt sich so sehr die Unwahrheit des Eckermann-Goethe'schen Ausspruchs, daß durch alle Werke Schiller's die Idee der Freiheit gehe, als vor diesem Stück. Schiller ist, wie jeder ächter Tragiker, eben so sehr Dichter der Weltordnung, er ist es vorzugsweise in der Braut von Messina, natürlich einer äußerst vernünftigen, hier freilich furchtbaren Weltordnung, wie sie den hartsinnigen Personen entspricht. Denn die sittliche Macht ist, wie der Mensch, in keinem Stücke ihrem ganzen Wesen nach zu erschöpfen, sie zeigt in der Komödie ein andres Gesicht als in der Tragödie und in der einen Tragödie ein andres, als in der andern.

Konnte man nur einen Augenblick glauben, daß es blos eine Formschrulle war, welche Schiller so mächtig zum Oedipus, zur äschyleischen Tragödie zog? Kennt man denn Künstlernaturen so wenig? Weiß man nicht, daß Stoff und Gehalt und die Idee aus der geheimnißvollen Quelle seines

Innern fließen, daß es die Keuschheit des ächten Genius ist, seine moralischen und intellektuellen Intentionen zu verhüllen? Ginge man blos nach seinen Reden, so hätte er die Braut nur geschrieben, um rasch etwas Fertiges vor Augen zu sehen, so hätte er nur ein Seitenstück zum Oedipus oder eine äschyleische Tragödie machen wollen. Aber was packte ihn denn so gewaltig am Aeschylus? Es war die Religiosität des alten Tragöden, die Gewalt der Nemesis, der sittlichen Weltordnung, welche dort mit Götterstimmen redet.

Die Komposition der Braut von Messina kann sich an Scharfsinn dreist mit der Komposition von Emilia Galotti messen. Die vollkommenste Form des Unvermeidlichen scheint da zu sein, wo es als ein Geschehenes auftritt, wie im Oedipus. Schiller sagte selbst in Bezug auf dieses sein Lieblingsstück, daß das Geschehene weit fürchterlicher sei, als das zu Erwartende. Aber durch die Unabänderlichkeit des Geschehenen hat der Begriff des Unvermeidlichen einen großen Theil seiner dramatischen Energie verloren. Die Unvermeidlichkeit muß sich vor unseren Augen an dem Schein der Vermeidlichkeit durchsetzen, und es ist vielleicht ein Vorzug der Braut, daß beim Beginn nur erst ein Theil des Schrecklichen geschehen ist und im Laufe des Stückes sich enthüllt, der andre und furchtbarere Theil sich erst erfüllt. Denn indem so die Möglichkeit der Vermeidung offen gehalten ist, wird der Freiheit der Personen, welche zu einem wahren Weltbilde unumgänglich nöthig ist, Raum gestattet

und eben dadurch die Unvermeidlichkeit der Folgen in ihrer ganzen Stärke gezeigt. Aeußerst kunstvoll hat Schiller ferner die Weissagung benutzt.

Im Oedipus ist sie gleichsam durch die Bekanntschaft mit der Sage als Inhaltsprolog vor dem Stücke aufgehängt und der Zuschauer vergleicht im Stillen den Gang der Handlung mit dem Inhalt des Orakels.

In der Braut kennt nur die Mutter die Weissagung. Manuel, Beatrice handeln frei und entbinden durch Unbesonnenheit die furchtbare Kraft der Nemesis, welche ohne diese Unbesonnenheit vollkommen unschädlich geblieben wäre. Erst dann, wenn uns diese Unbesonnenheit durch den Chor eingeschärft ist, erfahren wir die Weissagungen, welche hier schon dadurch, daß sie zwei sind, nicht mit dem Anspruch des Alleinwahren auftreten, sondern nur der naive und unbestimmt ahnungsvolle Ausdruck der in den Verhältnissen schlummernden Tragik sind. Sie können für das Volk von Messina eben als solcher Ausdruck durch die Sprache der Thatsachen die Gewalt des Alleinwahren bekommen: für uns aber sollen sie das keineswegs, so wenig wie in der Maria der Katholizismus oder im Julius Cäsar der römische Staatsbegriff. Für uns liegt das Absolute ganz wo anders. Es liegt nicht im Zutreffen des Buchstabens, sondern des Geistes im Buchstaben. Und dieser Geist sagt uns, daß, wo einmal Zwietracht, Unredlichkeit, Frevel, Mißtrauen, Schuldbewußtsein einen Daseinsboden wie geheime Sumpfquellen durchsickert und durchsogen haben,

ein unbesonnener Schritt auf diesem Boden den Schuldigen in die Tiefe reißt. Hier muß das Böse fortzeugend Böses gebären, ja selbst das zufällig Gute beschleunigt den Krankheitsprozeß, wie stärkender Wein die Schwindsucht, weil der Organismus, der es aufnehmen soll, nichts taugt. Also, um es in der Sprache der gemeinen Moral zu sagen: Ist eine Schuld geschehen und fürchtet ihr die Folgen, seid offen, redlich, entschieden, werft euch ans Herz der Wahrheit, lebt nicht in dumpfem Triebe fort, verstopft nicht den Damm, der eure Lebensgüter schützt, mit einer Sünde und nicht mit einer Hoffnung, der Strom der Folgen schwillt nur an und reißt euch und die Euren mit euren Sünden und Hoffnungen dahin.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Schuld.

Welch ein schreiendes Unrecht hat man Schiller gethan, indem man sagte, wir müßten vor diesem Werke Alles zurücklassen, was uns heilig sei! Sprecht Schiller Charakteristik und eure Realistik ab, die nichts als platte Prosa ist, aber seine wahrhaft fundamentale Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und sittliche Gesundheit, die lernt erst verstehen, eh' ihr sie dem deutschen Volke zu verdächtigen sucht.

Man hat gesagt, daß alle Personen in der Braut unschuldig seien. Schiller hatte freilich ein sehr zartes Gewissen. Aber mich dünkt, die Schuld wäre gar nicht so zart. Ein Blick auf das Herrscherhaus von Messina wird

uns darüber belehren. Ein nordisches Geschlecht, gastlich an der Küste aufgenommen, hat die Freiheit der Gastfreunde mit Füßen getreten, und sich zum Herrn der Stadt gemacht. Ein gewaltsamer Sinn ist den Herrschern geblieben. Der Sohn trägt Gelüsten nach seines Vaters Braut. Er raubt die Widerstrebende, und mit dem Fluche des Vaters beladen schließt er wild und frech seine Ehe. Isabella, wiewohl sie mit Widerwillen das Haus des Gemahls betritt, thut nichts, die Schmach von sich abzuwehren. Aus solcher Ehe erwächst keine Liebe, aus den wüsten Stoffen der Leidenschaft webt die Natur wüste Geburten. Wenigstens erscheint der unnatürliche Bruderhaß der beiden Söhne, welche dem Paare geboren werden, diesem selbst wie eine Strafe und erweckt ihm Grauen. Die Poesie soll nicht blos philosophischer als die Geschichte sein, sondern auch philosophischer als die Natur. Bestätigte die Physiologie nicht das Gesetz, daß der Geist auf die Sinnlichkeit zurückwirke, so dürfte doch der Dichter es mit der Vorsicht, wie es hier und in den Wahlverwandtschaften geschehen ist, annehmen, und Richard III. heißt mit Recht die Ausgeburt der Zeit. Die Fürstin Isabella soll von Neuem Mutter werden. Der Fürst, unsicher, immer die Nemesis fürchtend, wird durch einen Traum erschreckt. Aus seinem hochzeitlichen Bette sieht er im Traum zwei Lorbeerbäume und zwischen ihnen eine Lilie erwachsen, welche, zur Flamme sich verwandelnd, sein ganzes Haus verschlingt. Voll Angst befragt er seinen Gewissens-

rath und erhält die naheliegende Deutung von der Geburt einer Tochter, welche die Söhne ihm tödten und seinen ganzen Stamm verderben werde. Statt seinen Frevel an dem Vater nach der Sitte der Zeit zu sühnen, oder die Zukunft auf sich zu nehmen, die er verschuldet hat und an die er doch glaubt, will er sich durch den Mord des Kindes vor den Folgen schützen. Seine Gemahlin vereitelt den Mord und läßt die Tochter heimlich auferziehen. Auch ihr ist ein Traum und eine Deutung geworden, wie sie die Mutterhoffnung wünschte. In heißer Liebesglut, hat ihr ein Mönch gesagt, werde die Tochter die streitenden Söhne vereinen. Nun lebt das Paar in einer schlimmen Ehe fort, der Mann mit dem Bewußtsein des Mordes, die Frau mit einem schweren Geheimniß vor dem Mann; dazu die Söhne, nur durch des Vaters eiserne Strenge im Zaum gehalten, das Volk geknechtet, diese ganze Welt, ohne Liebe, ohne Vertrauen, atomistisch zerfallen. Der Vater stirbt. Aber noch vor seinem Tode hat Don Manuel ohne Einstimmung der Eltern einen Liebesbund geschlossen, von dem er selbst verräth:

„Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.“

Beatrice, seine Geliebte, hat sich ihm leicht und unbesonnen ergeben. Sie kennt ihre Eltern nicht. An demselben Tage, wo sich das Loos ihrer Geburt erklären soll, flieht sie mit Don Manuel aus der Freistatt des Klosters. Der Chor sagt mit Recht:

Aber sehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,
— — — — — —
Denn das Gute liebt sich das Gerade;
Böse Früchte trägt die böse Saat.

Noch mehr, Beatrice wiederholt die Schuld ihrer Mutter, wie Manuel die des Vaters. Auch sie hat schon ein Geheimniß vor Manuel. Sie war bei des Fürsten Leichenfeier im Dome und hatte dort eine Begegnung, welche sie dem Gatten nicht verbergen durfte. Ich will die Handlung nicht weiter verfolgen. Daß diese Personen vollkommen frei handeln, wird jeder Leser zugeben, so wie, daß sie nicht schuldlos sind. Aber, sagt man, ist es nicht ein bloßer Zufall, daß Don Manuel gerade Beatrice auffindet und liebt? Ist es denn weniger Zufall, daß sich Romeo gerade in die Tochter seines Feindes verliebt? Die eine Handlung ist so natürlich herbeigeführt als die andre.

Das aber ist ächt tragisch, daß aus den Unbesonnenheiten der Kinder, dem Verbrechen des Vaters und der vereinzelten menschlichen That der Mutter, aus der man ihr doch wahrlich kein Verdienst machen kann, ein Gericht sich webt, welches mit allen Folgen auf die Seele der Mutter fällt, der Mutter, welche die wüste Zerfallenheit der Familie, die schmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen strebte. Aus solcher Läßlichkeit geht auch in der Geschichte das gigantische Unheil auf. Diese Läßlichkeit, welche äußerst gläubig zu sein pflegt, so lange der Glaube mit den Hoffnungen des Lebens stimmt, wird oft für keine Schuld gehalten. Aber es kommt nicht darauf an,

ob Hiob im Glücke fromm ist, sondern wie er im Elende sich bewährt. Und da sehe man nun diese Mutter. Als ihre Glücksorakel gelogen haben, da geht ihr ganzer Glaube an alles Göttliche in Flüchen auf. Die Freiheit dieser hoch- und bei allem Muttergefühl hartsinnigen Natur konnte nicht anders aus ihrer Läßlichkeit emporgerissen, nicht anders gebrochen werden, als durch die zerschmetternde Entdeckung, daß ihre Rechnungen durch die ungebändigte Leidenschaft, welche in den Kindern durch keine Erziehung gereinigt, sondern durch Strenge gesteigert ist, zu Schanden geworden sind. Solchen Naturen wird jede Strafe, ja ihr ganzes Leben zu einem verhängten Geschick, weil sie es nicht aus dem tieferen Born sittlicher Zwecke gestalten. Kommt selbst der Chor nicht über diesen Glauben an ein Geschick hinaus, so hat er doch eine Ahnung, daß es ein verhängtes, eine verhängte Strafe für böse Thaten sei, daß, wer diese Strafe klüglich, das heißt, blos mit Verstandesmitteln und nicht mit der inneren Erneuerung zu wenden suche, es selber erbauend vollende. Für uns aber hat Schiller das Schicksal in eine tiefere Ordnung aufgelöst, und indem er die Handelnden durch das Leiden, welches über sie hereinbricht, zuletzt in Liebe vereinigt, indem die Mutter endlich nach tieferen Heilquellen für die Schuld sucht, nach Gebet, Einsamkeit und innerem Aufbau, indem Don Cesar das Gericht für seine Greuelthat an sich selbst vollzieht und mit der Schuld nicht leben kann, erweist sich das, was sie betroffen, als das einzige Mittel, welches diese wilden Naturen zum wahren und höchsten Gute heranziehen konnte, das heißt,

das scheinbar Zufällige erweist sich als das Vernünftige und Nothwendige.

Der Dichter hat uns für seine Personen durch einen Glanz des Physischen zu interessiren gewußt, wie er ihn nur noch in der Maria Stuart entfaltet. Das erhebt die Braut von Messina so hoch über ihre Nachahmungen. Schiller schuf volle, ganze Menschen. Diese Mutter, diese Brüder sprechen ihren Stolz, ihre Leidenschaft, ihre Empfindung bei allem Styl mit unwiderstehlicher Wahrheit aus. Wir denken gar nicht daran, ob es möglich sei, daß Menschen zugleich an die Jungfrau und an die Götter glauben können. Wir sehen, daß sie trotzdem Menschen sind, folglich muß es möglich sein. Und es ist nicht blos möglich. Es war ein genialer Gedanke, aus dieser Unordnung des Glaubens die ewige Ordnung des Gewissens hervorgehen zu lassen. Wie hier die Religionen neben einander gestellt sind, das erscheint bei weitem nicht so unbegreiflich, als wie sie heut zu Tage in dem unglücklichen Lande nebeneinander bestehen, eine große Skala von Bildern, auf welcher jedes Bedürfniß der schwachen Seele seinen schmeichlerischen Ton findet. Das aber ist eine tiefe Wahrheit, daß der heidnische Glaube an eine Nemesis, an die Erynnien, welcher hier die Hauptsubstanz des Chors bildet, noch immer unendlich besser ist, als das faule Christenthum der Herrscher, das im Grunde heidnischer ist, als das Heidenthum selbst.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Braut von Messina bei allen glänzenden Vorzügen einigermaßen den Eindruck des Künstlichen macht. Ich glaube, der Grund liegt in dem frei=

erfundenen Stoffe. Gerade bei einem Drama, wo der Schwerpunkt im Gange der Handlung liegt, sollte vielleicht die Handlung den Charakter des wirklich Geschehenen schon in den Namen der Personen an sich tragen, wenigstens müßte die geschichtliche Umgebung mit mehr Bestimmtheit gezeichnet sein, als es hier geschieht. Die Linien, aus welchen man sich die Situation gestalten muß, sind in wenige Zeilen des Chors versteckt, und dadurch erhält die Grundlage des Stückes eine Unsicherheit, welche hier am wenigsten fühlbar sein müßte.

Wenn dennoch der Effekt des Dramas bei einer guten Vorstellung ein hinreißender ist, so liegt dies nicht blos an der dramatischen Kraft einzelner Szenen, an der sittlichen Wahrheit des Ganzen, sondern an der Volksthümlichkeit, deren das Thema des Bruderhasses bei uns, wie bei den Griechen, theilhaftig ist. Bereits in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges verglich Schiller das romanische und das protestantische Deutschland zweien Brüdern, welche um das väterliche Erbe streiten. Wie in den Räubern hält er in der Braut von Messina der Unvernunft solchen Hasses den Spiegel vor. Mit Posaunenton geht durch Schiller's drei letzte Werke die Mahnung: Seid einig, Ihr Fürsten! — fürchtet die Zwietracht! predigt die Jungfrau und die Braut von Messina. Männer des Volkes, seid einig, helft euch selber, predigt der Tell.

Ueber die Einführung des Chors und ihre Motive habe ich bereits gesprochen. Die Griechen fügten einzelne Schauspieler zum Chor hinzu, das individuelle Element zur Menge, wir mußten aus dem individuellen Element wieder zur Ge=

meine streben. So hat auch Kleist in seinem Robert Guiskard, einem großartigen Torso, das Volk zwei Seiten lang als Ganzes reden lassen. Daß bei solcher Entstehung des Chors eine Theilung in Parteien sich sehr ungesucht ergab, leuchtet ein. Daß auch die Alten den Chor nicht immer als idealen Zuschauer faßten, beweist der Philoktet, in welchem der Chor, aus dem Schiffsvolk des Neoptolemus bestehend, tapfer mitlügt und nachher doch auch Edleres ausspricht. Die Menge ist eben elementarisch bewegt, der Blitz des Bewußtseins schlägt nur zu Zeiten und besonders durch Thatsachen in sie. Schiller hat die Uebergänge von der Leidenschaft zur Besinnung genügend ausgeführt. Auch daß dem älteren Bruder, als dem Thronfolger, die ältere, konservative Schaar anhängt, dem jüngern die jüngere Schaar, liegt nicht so fern, wie Wilhelm von Humboldt meinte. Daß endlich einzelne Glieder sprechen, wie Berengar &c., ohne daß sie individuell gefärbt sind, ist mit Shakspere's Bürgern zu vertheidigen. Kurz, wie Schiller den Chor angewandt hat, ist, mit Ausnahme einiger zu langen lyrischen Ausführungen, nicht anzufechten. Verlangt die Aesthetik, daß das deutsche Drama zwischen der Antike und Shakspere die Mitte nehme, so muß es sich nothwendig vom Wesen beider nähren. Der Chor gehört aber zum Wesen der antiken Tragödie.

Nur darin, dünkt mich, griff Schiller fehl, daß er den Chor in seiner Vorerinnerung zur nothwendigen Ingredienz jedes dramatischen Stoffes machen wollte. Ein Uebergriff des Theoretikers, welcher indessen gar nichts für Schiller's künstlerische Grundansicht beweist, da er sofort durch die Praxis im

Wilhelm Tell wieder aufgehoben, folglich als vorübergehender Irrthum anerkannt wurde. Die Kritik freilich hat sich auch hier wieder an den Schein statt an das Wesen gehalten, und aus dieser Vorerinnerung, welche scharf und stark die Grundsätze aller ächten Poesie hervorhebt, dem Dichter ein Sündenregister zusammengerechnet, welches ich hier nur einfach mit der Forderung streichen kann, daß die Kritik Aesthetik studire und Schiller nicht die Worte im Munde verdrehe. Von der Vermischung der Religionen, welche Schiller hier mit gutem Fug angewandt, sagt er ausdrücklich, daß „diese Freiheit schwerer zu rechtfertigen sein möchte." Er hat sich ihrer fast in keinem andern Werke bedient. Dagegen findet sich bei Shakspere der Teufel mit den römischen Göttern ganz behaglich beisammen.

Wie soll der Chor dargestellt werden? Gewiß eben so wenig singend, wie der Chor der Alten. Denn die Musik löst die intellektuelle Pfeilkraft des Wortes auf. Hätte Schiller etwas Andres gewollt, als rhythmische Taktangabe durch Musik und Orchestik, so hätte er an seine komponirenden Freunde wohl ein Wort darüber verloren. Den vorübergehenden Gedanken, daß sich vielleicht aus den Chören der Oper eine edlere Gestalt des Trauerspiels entwickeln könne, hatte Schiller mit der Braut thatsächlich aufgegeben. Denn sein Chor ist das gerade Gegentheil der Opernchöre. Sein Chor stellt die Kraft des Worts und Gedankens der bloßen Stimmung des Opernchors gegenüber. Und jene Kraft vor Allem müßte in der Darstellung zur Erscheinung kommen. Zelter, der gewiß Musik

verstand, bemerkt, daß die unisono gesprochenen Stellen eine erschütternde Wirkung machten, und wollte den Takt mit leisen Paukenschlägen noch stärker markirt haben, als Iffland es mit Gesten vermochte. Wer jemals von einer gut eingeübten Knabenklasse einen Psalm in dieser Weise hat sprechen hören, wird erfahren haben, daß der Eindruck von einer elementaren Gewalt ist, an welche keine Musik hinanreicht. Man mache, wie Zelter räth, mit geübten Sängern einmal die Probe.

Und so ist denn die Braut von Messina, wiewohl als Experiment mit der einen Hand nach Turandot und Phädra hinüberfassend, doch das Experiment eines großen Dichters, voll Kraft und Leben, sie ist eine Behauptung, deren Beweis nicht vollständig durch das Werk selbst geführt ist, eine Behauptung, welche indeß weder durch die Kritik noch durch die Aesthetik widerlegt werden kann, ehe nicht die Praxis der kommenden Jahrhunderte die Möglichkeit einer schöneren Menschheit, eines großen Volkstheaters, und der einem solchen Theater und solcher Menschheit entsprechenden großen plastischen Formen widerlegt hat. Nur ein Geistesbruder Schiller's wird solche Formen wieder aufnehmen dürfen.

Die Weimar'sche Bühne führte das Stück am 19. März auf, nachdem schon am 27. Februar eine Leseprobe gehalten war. Amalie Malkolmi, spätere Wolf, genügte als Isabella den Ansprüchen des Dichters. Der Chor, zum größeren Theil in einen Cajetan, Berengar ꝛc. aufgelöst, ward in einzelnen Stellen unisono gesprochen. Der Eindruck war ungewöhnlich stark, wenn auch die Meinung über das vorwaltend Ly=

rische und den Chor eine getheilte blieb. Schiller bekannte, daß er zum ersten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen habe. Goethe hatte eine unaussprechliche Freude an dem Werk. Dem jüngeren Theil des Publikums imponirte es so sehr, daß man dem Dichter, in Weimar etwas Unerhörtes, nach dem Stücke vor dem Schauspielhause ein Vivat brachte. Am 14. und 16. Juni ward es in Berlin gegeben. Iffland schrieb über die Aufnahme: „Gegenfüßler? Etliche. Totaleffekt? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten sich wie ein Wetter über das Land. Gott segne und erhalte sie und ihre ewig blühende Jugendfülle." Das Drama erschien 1803 bei Cotta. Zwei Nachdrücke sorgten in demselben Jahr für seine Verbreitung. Es wurde ins Italienische durch W. E. Frye, Mannh. 1826, ins Englische von Irvine, später von Lodge übersetzt.

V.

Wilhelm Tell.

Schiller war mit seinem Aufenthalt in Weimar ganz zufrieden. Die Parteiung focht ihn wenig an. Nur die Hof-Etikette mit ihrer Scheidewand zwischen Adlig und Bürgerlich machte sich in der kleinen Stadt unangenehm fühlbar. Nichts

beweist so für den hohen Sinn von Schiller's Frau, als daß hieraus keine Haustragödien entstanden. Die Situation war tragisch genug. Der Schwager Wolzogen war seit 1801 Oberhofmeister. Nun stand von zwei Schwestern die eine in sehr naher Beziehung zum Hofe, die andere hatte, weil sie einen Bürgerlichen geheirathet, selbst den Zutritt verloren, dessen sie vor ihrer Ehe als Fräulein von Lengefeld theilhaftig war. Ja, so unersetzlich wichtig war dieser ihr Adel, daß, wenn sie bürgerlicher Abkunft gewesen wäre, sie selbst durch Schiller's etwaige Nobilitirung noch keineswegs hoffähig wurde.

Schiller war wohl einigemal für seine Person zu Hofe geladen, besonders zur Herzogin Mutter, als Kotzebue dort seine neuesten Produktionen vorlas, allein auch hier nie in größerer Gesellschaft. Als zur Zeit der großen Kotzebue'schen Revolution im Februar 1802 von neuem eine Einladung an ihn erging, bat er die Hofdame Anna Amalia's, Frau von Stein (am 2. Februar), es zu vermitteln, daß er wegen seiner Kränklichkeit auch ferner davon ausgeschlossen bleibe.

Karl August löste endlich den Bann der Verhältnisse. Seit der „beispiellosen Gefälligkeit“, wie er Schiller's Delikatesse in Betreff der Aufführung seiner Jungfrau nannte, sann er darauf, dem Dichter eine Freundlichkeit zu erweisen.

Er beantragte bei Kaiser Franz II. Schiller's Erhebung in den Adelstand. Voigt, welcher als Abfasser des Antrags die Verdienste des Dichters um das heilige römische Reich aus allen Winkeln zusammensuchte, ließ Schiller's guten Vater, den ehrlichen ehemaligen Feldscheer, rasch zum Oberstwachtmeister avan=

ciren, klammerte sich mit sorgfältiger Verschweigung der Verdienste, welche Schiller als Schauspieldichter hatte, zuletzt zu Schiller's Ergötzen an den Ast der deutschen Sprache und so ward denn im Herbst 1802 der Dichter der Räuber mit einem Diplom in vergoldeter Kapsel und rothem Sammet beglückt, welches begann: „Wir Franz der Andre, von Gottes Gnaden &c. Wann uns nun allerunterthänigst vorgetragen ist, daß &c." Der Vordersatz haspelte sich in reinstem Kurialstyl bis zu dem Wunsche des Herzogs, den Dichter „sammt seinen ehelichen Nachkommen in des heil. röm. Reichs Adelstand mildest zu erheben, welche Gnade er lebenslang mit tiefschuldigem Danke verehren werde, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll." Das Diplom hob hervor, daß Schiller mit allgemeinem und seltsamem Beifall Vorlesungen gehalten, daß „seine Gedichte selbst dem Geist der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben."

Lotte schrieb über die neue Ehre an Fritz von Stein: „Sie kennen uns und wissen, was wir davon halten, der Kinder wegen ist man schuldig, es nicht fallen zu lassen, weil es einmal geschehen ist, ob wir gleich ziemlich gleichgültig die Folgen davon absehen." Wilhelm von Wolzogen negotiirte in jener Zeit die Verlobung der russischen Großfürstin Maria Paulowna und des Erbprinzen von Weimar. „Wenn der junge Hof beginnt, schrieb Lotte in Bezug hierauf, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. — Es kann Jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich

beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schiller's Charakter.“ Daß er daran unschuldig sei, und wie es damit zugegangen, glaubte Schiller seinem Körner umständlich auseinandersetzen zu müssen, und an Humboldt schrieb er: „Sie werden gelacht haben, da Sie von unsrer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserm Herzoge und da es geschehen, so kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen lassen.“

Schiller floh gern einmal aus dem Kleinleben der Residenz, aus seiner Dichtereinsamkeit in ein größeres Menschengewühl. So machte es ihm viel Spaß, sich „mitten in einem großen Militär zu finden“, als ihn im Mai 1803 die preußischen Offiziere in Erfurt zu einem Feste geladen hatten. Besonders waren ihm die alten gedienten Majors und Obersten interessant. Ja, im Sommer machte er, und zwar, ganz gegen seine Gewohnheit, ohne seine Familie, einen Ausflug nach dem Bade Lauchstädt, wo die Weimar'sche Truppe in einem neugebauten Theater seit 1802 Sommervorstellungen zu geben pflegte. Er traf dort am 1. Juli ein, und fand sich unter so vielen Menschen aus verschiedenen Gegenden ganz in seinem Element. Er aß im großen Salon in zahlreicher Gesellschaft. Da gab es preußische und sächsische Offiziere, Damen, wie er Lotten schrieb, mit recht hübschen Gesichtern. Alle Abend nach dem Souper wurde getanzt und den ganzen Tag Musik gemacht. Am 3. Juli traf der Herzog Eugen von Würtemberg ein und besuchte mit Schiller an demselben Abend das Schauspiel. Man gab die Braut von Messina. Viele Studenten

waren von Halle und Leipzig herübergekommen, das Haus war bei einer Gewitterschwüle überfüllt. Leider störte das losbrechende Wetter die Vorstellung, Schiller wünschte sich weit hinweg, doch verlor er seine gute Laune nicht und wußte die Darsteller aufs Liebreichste durch lobende Worte über den zweifelhaften, oft gänzlich vernichteten Eindruck zu trösten. Noch in später Nacht ward ihm ein Ständchen gebracht und auch am Morgen begrüßte man ihn mit Musik.

Die Aufführung der natürlichen Tochter, die Ansicht eines neuen Publikums gab ihm neue Blicke in die theatralische Technik. Er unterhielt sich gern mit einigen jungen Berlinern, und in dem Prorektor der Hallenser Universität, dem Geheimerath Schmalz, lernte er mit Vergnügen einen klaren, jovialen und rüstigen Geschäftsmann kennen. Zu einem Manöver, welches unter großem Zulauf auf dem Wege nach Merseburg von sächsischen und preußischen Truppen ausgeführt wurde, ritt Schiller weit hinaus, „es gab, wie er nach Hause berichtet, malerische Gruppen und Bewegungen und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisches Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird."

Am 8. Juli war er auf dringendes Bitten in Halle bei Niemeyer, dem Direktor des Pädagogiums, zum Besuch. Auch dort ward ihm im erlesensten Kreise Ehre und Liebesbeweis. Aber schon sehnte er sich in seine Stille zurück, nach seiner Lolo, nach den „lieben Narren", für deren Briefe er sich nicht

zu bedanken vergißt und denen er Näschereien schickt. „Wenn ich von meinen Lieben getrennt sein soll, schreibt er, seine baldige Rückkehr verheißend, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei sein, aber dieser ist hier nicht und ich würde auch einen längeren Müssiggang nicht ertragen." Als er endlich wieder um die Mitte Juli daheim war, schrieb er Körner: „die größte Ausbeute, die ich zurückgebracht habe, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein."

Im September reiste der König von Schweden durch Weimar und ließ sich Schiller vorstellen. Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Das war für Schiller eine lästige Fessel. Aber Gustav VI. redete auch eine andere Sprache. Er sandte in Anerkennung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche der schwedischen Nation so rühmlich sei, dem Verfasser einen Brillantring.

Dieselbe Zeit bringt uns einen schönen Zug aus Schiller's Charakter. Karoline von Wolzogen erzählt, daß Schiller in späteren Jahren gern ein Staatsamt bekleidet hätte. Sicher hätte er einen trefflichen Kultusminister abgegeben. Er besaß das erste Erforderniß dazu, ein warmes Gefühl für die Ehre und das Gedeihen der Lehranstalten. Seit fünf Jahren waren an der Universität Jena mehr Lücken entstanden, als ausgefüllt. Eine beispiellose Auswanderung hatte begonnen. Woltmann, Hufeland, Loder, Schütz, Schlegel's rc. waren nach Preußen theils berufen, theils dahin abgegangen. Schütz und Ersch hatten die schlausten Anstalten gemacht, die Literaturzeitung mit nach Halle zu übersiedeln. Paulus und Schelling erhiel-

ten Rufe nach Würzburg, Paulus Aussichten nach Halle. Schiller suchte Herzog und Ministerium zu nachdrücklichen Schritten zu bewegen, und wir sehen ihn in einem offiziösen Schreiben vom 2. September seinem Freunde Paulus eine Zulage anbieten, um ihn in Jena festzuhalten. Die Nachschrift eröffnet die lockendsten Aussichten: „Als Neuigkeit melde ich Ihnen, daß heut früh von Petersburg eine Staffette gekommen, die die Verlobung unseres Erbprinzen mit der Großfürstin gebracht hat. Es steht Alles dort aufs Beste und auch in Absicht auf die Jena'schen Unternehmungen ist dieses Ereigniß, welches den nervum rerum gerendarum zusichert, nicht ganz unwichtig.“ Schiller ging persönlich nach Jena, er hätte am liebsten selbst wieder gelesen, und neue Kräfte an sich ziehend, einen neuen Kern geschaffen. Er fühlte freilich, daß sein Beruf wo anders liege. Als alle seine Versuche, den Flor der Anstalt zu erhalten, Paulus und Andre zu fesseln, zu seinem ernstlichen Kummer vergeblich waren, gab er wenigstens Goethe, der seine Sorgen theilte, Namen und Einfluß zur Begründung einer neuen Literaturzeitung her, und tröstete sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß andre Universitäten doch Jena plündern müßten, um etwas zu werden. Für Hegel, welcher seit zwei Jahren hier dozirte, zeigte er, die Tiefe dieses Geistes erkennend, das lebhafteste Interesse.

Dieser kernige Gemeinsinn, dieses Wirken ins Ganze, damit „das Gute wirke, wachse, fromme“, ist Schiller um so höher anzurechnen, als er eben damals mit allen Sinnen einer neuen

Schöpfung zugewandt war. Er komponirte den **Wilhelm Tell**.

Wie war er zu dem Süjet gekommen? Goethe sagt, er habe es Schiller abgetreten. Man hat daraus gefolgert, daß Goethe weit mehr als das bloße Süjet abgetreten habe. Man hat Goethe's Bescheidenheit erhoben, um Schiller's Talent herabsetzen zu können. Man las natürlich den Körner'schen Briefwechsel nicht. Man beachtete nicht, daß der Stoff des Tell im gewaltigen Luftstrom der Zeit lag, daß im achtzehnten Jahrhundert bereits die Schrift: Guillaume Tell, une fable danoise, vom Rath von Bern öffentlich verbrannt wurde, daß ein französischer Wilhelm Tell existirte und Johannes Müller's Schweizergeschichte in allen Händen war. Lotte Schiller hatte die Tellsplatte gesehen. So war auch Goethe auf seinem Ausfluge nach dem Vierwaldtstättersee 1797 die Sage nahegetreten. Er schrieb damals an Schiller, er wolle das Märchen Wilhelm Tell in einem epischen Gedicht behandeln. Schiller gratulirt zu dem Stoffe, den er jedoch sofort in seiner Weise ansieht, indem er antwortet: „aus dieser Enge des Lokalcharakteristischen öffne sich ein Blick in die Weite des Menschengeschlechts." Goethe begann seinen Plan auszubilden. Er wollte im Tell eine Art von Demos vorstellen, einen kolossal kräftigen Lastträger, der, um Herrschaft und Knechtschaft sich wenig bekümmernd, nur die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren kräftig und entschlossen sei. Eben so sollte sein Landvogt ein Tyrann von der behaglichen Sorte werden. Die Ausführung unterblieb, weil Goethe nicht sogleich eine Form

zur Hand war. Er hatte mit Schiller öfter über den Plan gesprochen, aber dieser dachte nicht daran, ihn für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Da liefen im Jahr 1801, schon vor der Dresdner Reise, denn der Stoff lag eben in der Zeit, Anfragen von mehreren Theatern ein, wie es mit Schiller's Drama Wilhelm Tell stehe, ob man es haben könne. Die Nachfragen mehrten sich. Das schien unserem Dichter ein Wink zu sein, er nahm Tschudi's schweizerische Geschichte vor und hier entdeckte er sein Süjet. Und wenn er ein dramatischer Anfänger gewesen wäre, er hätte erkennen müssen, daß hier ein dramatischer Stoff fast künstlerisch gruppirt ihm entgegen kam. Blicken wir mit dem Dichter in Tschudi's Chronik.

Tschudi führt uns in die Zeit des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts. Das Reich gilt noch als Inbegriff höchsten Rechts für den weiten Umfang seiner Länder. Die Schwyzer Waldstätte, frei von Alters her, stehen unter seinem ehrwürdigen Schutz, leisten Kriegsdienste, ein Reichsvogt kommt in bestimmten Fristen, das Blutrecht zu sprechen. Aber die Kaiser beginnen bereits ihre Macht zu mißbrauchen. Sie erschleichen unter der Maske der Reichsmacht Rechte und Besitz, ja, König Albrecht von Oesterreich wirft diese Maske ab und setzt österreichische Gewalt ein, wo kaiserlich Recht stehen sollte. Unersättliche Ländergier verlockt ihn, auch die drei Waldstätte wie österreichisches Land zu behandeln. Statt eines Reichsvogts schickt er österreichische Amtleute, das Blutrecht zu sprechen. Hier beginnt nun, was ich Tschudi's Drama nennen möchte.

Boten der Waldstätte kommen zum Kaiser. Sie verlangen Reichsvögte. Der Kaiser geräth in die größte Wuth und verspricht ihnen höhnisch, Reichsvögte zu senden. Geßler und Landenberg gehen mit tyrannischer Vollmacht in die Schweiz und nehmen, Unerhörtes beginnend, sammt ihren Statthaltern und Reisigen auf festen Schlössern ihren Wohnsitz in den Kantonen.

Tschudi knüpft zugleich die zweite Handlung an. Er erzählt, daß Kaiser Albrecht seines Bruders Sohne, dem Herzog Hans, sein rechtmäßiges Erbe vorenthalten habe. Während die größere Handlung als Vordergrund in der Schweiz sich entwickelt, kommt Tschudi einigemal ganz wie Schiller auf den Kaiser zurück, so daß die düstere Gestalt des großen Tyrannen drohend im Hintergrunde bleibt. Geßler und Landenberg sind nur seine Gewaltboten. Auch bei Tschudi dulden anfangs die Schweizer, in Hoffnung, daß Gott ihnen von dem Kaiser verhelfen werde. Starb er, so konnte bei Behauptung der Wahlfreiheit mit der neuen Person das System sich ändern. Wir sehen denn auch, ich will gleich hier diese Handlung abschließen, bei dem Chronisten die Ermordung des Kaisers wie ein Gottesgericht mit dem Siege der Schweizer, und die Person des Johann Parricida mit der größeren Handlung verflochten. Herzog Johann flieht in die Schweiz, und, in die Reichsacht erklärt, die Jedem, der ihm Schutz gewährte, den Tod droht, sucht er Hülfe bei den Schweizern. Die Waldstätte verweigern dem Verfolgten und seinen Mitschuldigen ihre Genossenschaft.

Wie man sieht, war Schiller mit seiner Parricidaszene sehr unbefangen dem Chronisten gefolgt.

Wenden wir uns nun zu der Haupthandlung in der Schweiz. Landenberg greift auch bei Tschudi nicht persönlich ein. Die Gewaltthat Wolfenschießen's, die Selbsthülfe Baumgarten's, das, was Melchthal erduldet und verübt, sind vereinzelte Zeichen des nahenden Sturmes. Diese Thaten verwirken jede Versöhnung. Eine Wucht banger Erwartung, das ächte Kennzeichen dramatischer Stoffe, belastet sofort die Seele des Lesers. Geßler tritt auf, Zwing Uri wird erbaut, der Hut aufgerichtet, Stauffacher's Haus bedroht. Unterredung Stauffacher's mit seinem Weibe, fast wörtlich, wie bei Schiller, sichre Zeichnung beider Charaktere. Melchthal, Walter Fürst und Stauffacher schwören den Bundeseid. Noch wird der Adel in der Person des Attinghausen als volksfreundlich und die gemeinsame Noth schwer mit empfindend, eingeführt, dann auf dem Rütli getagt und durch allgemeinen Beschluß der Losbruch bis Neujahr verschoben.

Somit lagen die gewöhnlichen Erscheinungen einer Volkserhebung vor, das Zusammentreffen vieler persönlichen Motive, das Band der gemeinsamen Noth, die Verschwörung. Es fehlte nur noch die Gestalt, welche in solchen Fällen die Reihe des Gemeinsamen zu durchbrechen pflegt, das mystisch instinktive Element, welches in der Person des älteren Brutus das Gewand der Narrheit, in der Jungfrau das Gewand der Eingebung trug. Auch dies fand sich bei Tschudi. Tell (eigentlich der Einfältige, von Tälen) ist bis jetzt nicht genannt worden.

Wie nahe lag es Schiller, ihn vollständig zu isoliren. Tell greift jetzt in die Handlung ein. Ganz beiläufig erwähnt Tschudi erst jetzt, daß Tell „auch heimlich in der Pundts Gesellschaft was." Ich lasse nun, um dem Leser einen Begriff von dem „herodotischen, fast homerischen Ton" zu geben, den Schiller an seinem Chronisten pries, Tschudi's Erzählung eintreten. Tell hat dem Hut kein Reverenz gethan.

„Also mornden (den folgenden Tag) darnach am Montag berufft Er (Geßler) den Tellen für sich, fragt In trutzlich, warumb er sinen Gebotten nit gehorsam wäre und dem König (Albrecht) ouch Ime (Geßlern) zur Verachtung dem Hut kein Reverenz bewiesen hette. Der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es ist ungevärd (ohne Absicht) und nit uß Verachtung geschehen, verziehend mir's, wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es soll nit mehr geschechen. Nun was der Tell ein guter Armbrust-Schütz, daß man In besser kum fund, und hat hübsche Kind, die ihm lieb warend, die beschickt der Landvogt und sprach: Tell, welches unter denen Kinden ist Dir das liebst? Der Tell antwort: Herr, sie sind mir alle gleich lieb. Do sprach der Land-Vogt: Wolan Tell, Du bist ein guter verruemter Schütz, als ich hör, nun wirst Du die Kunst vor mir müssen beweren und Diner Kindern einem ein Oepffel ab sinem Houpt müssen schießen, darumb hab eben Acht daß Du den Oepffel treffest, dann trifffst Du In nit des ersten Schutzes, so kost es Dich Din Leben. Der Tell erschrack, bat den Land-Vogt umb Gottes willen, daß Er Ime des Schutzes erließe, dann es unnatürlich wäre, daß Er gegen seinem lieben Kind solte schießen, Er wölt lieber sterben. Der Landts-Vogt sprach: das mußt Du tun, oder Du und das Kind sterben. Der Tell sach wol, daß Er's tun mußt, bat Gott innigklich, daß Er In und sin lieb Kind behüte. Nam sin Armbrust, spien (spannte) es, legt uff den Pfyl und stackt noch ein Pfyl hinden in das Göller (Koller) und legt der Land-Vogt dem Kind (das nit mer dann 6 Jar alt was) selbs den Oepffel uff sin Houpt. Also schoß der Tell dem Kind den

Oepffel ab der Scheitlen des Houptes, daß er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geschehen was, verwundert sich der Land-Vogt des meisterlichen Schutzes, lobt den Tellen seiner Kunst, und fragt Jne, was das bedüte, daß Er noch ein Pfyl hinden in's Göller gesteckt hatte? Der Tell erschrack aber, und gedacht die Frag bedütet nützit Guts, doch hett Er gern die Sach glimpflich verantwurt, und sprach: Es wäre also der Schützen Gewohnheit: der Landvogt merkt wol, daß Jn der Tell entsaß (sich ihm entziehen wollte) und sprach: Tell nun sag mir frölich die Warheit, und furcht Dir nützit darumb, Du sollt Din's Leben sicher sin, dann die gegebene Antwurt nimm ich nit an, es wird etwas andres bedut haben. Da redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, sidmalen Jr mich mins Lebens versichert habend, so will ich üch die gründlich Warheit sagen, daß min entliche Meinung gewesen, wenn ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erschossen und one Zweifel üwer nit gefält wolt haben. Do der Landvogt das hört, sprach Er: Nun wolan, Tell: Jch hab Dich Dins Lebens gesichert, das will ich Dir halten, dieweil ich aber Din bösen Willen gegen mir verstan, so will ich Dich füren lassen an einen Ort, und allda inlegen, daß Du weder Sunn noch Mun nimmerme sechen solt, damit ich vor Dir sicher sig. Hieß hiemit sine Diener Jn fachen und angentz gebunden gen Flülen füren. Er fur ouch mit Jnen und nam des Tellen Schießzüg, Köcher, Pfyl und Armbrust ouch mit Jm, wolts Jm selbs behalten; also saß der Landvogt sambt den Dienern, und dem gebundenen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sin Schloß gen Küßnach füren, und alda in einem finstern Thurn sin Leben lassen enden; des Tellen Schießzüg ward im Schiff uff den Bieten oder Gransen (Hintertheil des Schiffes) bim Stürruder gelegen."

Es folgt nun im Tschudi die Szene auf dem See, Tell's Sprung auf die Platte, die Erschießung Geßler's aus dem Hinterhalt, die Wirkung dieser That bei den Eidgenossen, der Los-

bruch am Neujahrstage, des Kaisers Ermordung und die unabhängige, gerechte Haltung der Waldstätte.

Schiller wußte, wie allgemein bekannt das Märchen vom Apfelschuß war. Er mußte erkennen, welche Gunst es als greifbarer Mittelpunkt bot. Mit dem Einstecken des Pfeils war die Handlung in Wahrheit auf ihrer Spitze, begann die Katastrophe. Näherte auch die Ausbreitung der Handlung in verschiedene Orte, in die Weltweite des Reichs sie der Staatsaktion, so wurde dieser Nachtheil reichlich durch die zündende Volksmäßigkeit, die kräftigen Gegensätze, die dramatische, spannende Natur des Stoffes aufgewogen. Es galt hier vor Allem, die kostbaren Perlen des Chronisten behutsam zu fassen, die Phantasie des Zuschauers so aus der Gegenwart in jene entlegene Dämmerzeit zu entrücken, daß das Märchen mit dem Apfel seine poetische Wirkung thun konnte. Es galt hier, wie Schiller an Körner schrieb, ein ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache war, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen.

Erst jetzt theilte Schiller seinen Fund Goethe mit und fragte ihn ohne Zweifel, ob es ihm recht sei, wenn er dem beabsichtigten Epos mit seinem Drama zuvorkomme. Goethe erzählt, er habe nichts an einem Süjet entbehrt, welches für ihn den Reiz der Neuheit und unmittelbaren Anschauung verloren hatte. Es ist sicher nicht bloße Bescheidenheit, sondern die lautre Wahrheit, wenn er gesteht, daß Schiller Alles vollkommen

allein gehört. Nicht einmal die Anregung verdankt er Goethe, sondern, wie er an Körner schreibt, allein Tschudi.

Am 9. September 1802 konnte er seinem Körner melden, daß der Stoff aus dem Historischen ins Poetische getreten sei. Beinahe ein Jahr verfloß. Noch einmal trank er die Alpenluft griechischer Einfachheit, von den Persern des Aeschylus und von der düstern Gruft seiner feindlichen Brüder warf er ab und zu feurige Blicke nach den Bergen und ihren freien Söhnen. Im August 1803 nach dem Lauchstädter Ausfluge rühmt er Humboldt die Volksmäßigkeit des Tell und schreibt, daß er ganz damit beschäftigt sei. Im September bittet er Körner um gute Schriften über die Schweiz.

Hoffnung und Bangigkeit des Gelingens wechselt in seiner Seele, er setzt hinzu: „wenn die Götter mir günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen Deutschlands erschüttern.“ Die Aufführung des Julius Cäsar Anfang Oktober versetzte ihn in die thätigste Stimmung, war ihm von unschätzbarem Werth. Auch dort war kein eigentlicher Held, auch dort eine Gesammtheit in Handlung. Mit unglaublicher Sorgfalt arbeitete sich Schiller in das Lokale ein. Aus geographischen und historischen Schriften *) sammelte er Farben,

*) Joachim Meyer hat überzeugend nachgewiesen, daß Schiller folgende Werke außer Tschudi benutzte: 1) Etterlin's Chronik, in der Ausgabe von Spreng 1752, 2) Stumpf, 3) J. Müller, 4) Scheuchzer's Naturgeschichte in der zweiten Ausgabe von Sulzer, 5) Ebel's

Ausdrücke, Alles wurde beachtet in Höhe und Tiefe, die Sennhütten, die Gletscher, die Wasserfälle, die Bergspitzen, Wetter und Winde, die Thiere, die Pflanzen. Verse, die wie Alpenblumen wild gewachsen erscheinen, sind nur das Resultat der zur Natur gewordenen Kunst. Verse, wie z. B:

Meine Schafe fressen mit Begierde Gras
Und Wächter scharrt die Erde,

sind doch nicht ohne Scheuchzer I, 10 geschrieben: „die Schafe zeigen uns den bevorstehenden Regen an mit begieriger Auffressung des Grases, der Hund mit Aufscharrung der Erde.“ Fremdklingende Lokaltöne, wie „Gebresten, redlich hinfahrend“ nahm er aus der Chronik auf. Bei weniger verständlichen, wie „Naue“ für Nachen hat man wenigstens eine dunkle Vorstellung der Sache. Eckermann's Goethe erzählt: „Was in Schiller's Tell von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm Alles mitgetheilt.“ Ohne Zweifel hat sich Eckermann hier wieder stark verhört und Goethe gesagt, „davon habe ich ihm Nichts mitgetheilt.“ Goedeke hebt mit Recht hervor, daß Goethe's Schweizerreise und Jery und Bätely sich an Treue der Lokalfarben nicht mit Schiller's Tell messen können, ja, den Rheinfall bei Schaffhausen hatte Schiller in einer einzigen Zeile seines Tauchers zu Goethe's Bewunderung treu gemalt.

Während die Welt um den Schaffenden versank, kam

Schilderung der Gebirgsvölker, 6) Fäsis, Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helv. Eidgenossenschaft. Zürich 1766, Th. 2. S. 196.

im Dezember auf einmal in die schlichte Schweizerwelt die modernste französische Kultur in Gestalt der Frau von Staël gefahren. Sie war von Benjamin Constant begleitet. Ihr Besuch war eine um so größere Störung für den Tell, als Goethe sich anfangs in Jena zurückhielt. Schon in ihrer ersten Unterhaltung mit Schiller, welche sich um das dramatische System der Franzosen drehte, imponirte er ihr durch die Macht seiner Ideen dermaßen, daß sie ihm von dem Augenblicke an eine bewunderungsvolle Freundschaft weihte. Ein schätzbares, aber zeitraubendes Geschenk. Alles wollte sie einsehen, ausgemessen, erklärt haben, selbst die Idealphilosophie, wozu sie doch weder Vorkenntnisse noch Organ mitbrachte. Goethe schreibt einmal an Zelter, daß in Schiller eine Christustendenz gewesen sei, jene gotterfüllte Natur, welche wie der Säemann im Evangelium den Samen der Wahrheit ausstreut, unbekümmert, ob für die Vögel oder den fruchtbaren Acker. So gab sich Schiller auch hier. Bei den Soupers und Diners toute à fait intimes, zu denen ihn die Französin lud, wie in den Prachtzimmern des Hofes, im stattlichen Zirkel, verfocht er gegen die spitzigen Angriffe der Staël, welche sich in einem Billet an ihn l'empirique, l'absolu nennt, Kant's Tiefsinn. Das kam der Frau von Stein sehr komisch vor und mancher mochte sich über sein schlechtes Französisch moquiren und Frau von Staël erschien ihm als das streitfertigste und redseligste unter allen Wesen. Aber das Alles rührte ihn nicht. Er spielte nicht Franzos mit der Französin. Und hat es nicht Früchte getragen?

Haben seine ernsten und tiefen Gespräche nicht Linien zu dem edleren Deutschland gegeben, welches seit dem Buche der Staël in den Köpfen der gebildeten Franzosen lebt? La conscience est sa muse! Dieses Wort der Staël über Schiller ist ein schönes Wort und eben so wahr als das Wort, daß Schiller der Dichter der Freiheit sei.

Leider machte die Französin den schlimmsten Fehler, den ein Gast machen kann. Sie blieb zu lange. Als sie nach mehreren Monaten abreiste, war Schiller nicht anders zu Muthe, als ob er eine große Krankheit ausgestanden hätte. Trotzdem war der Tell unter Goethe's stärkendem, Iffland's überströmendem Beifall, beiden theilte der Dichter einzelne Akte mit, am 18. Februar fertig geworden. Goethe, als er das Ganze gelesen hatte, schrieb, daß das Werk „für-trefflich gerathen" sei, daß es ihm einen schönen Abend gemacht habe. Wie vielen Tausenden hat es das gethan und wie vielen Millionen wird es das noch thun! Denn diese „Treibhauspflanze" wird wohl etliche Jahrhunderte blühen, wenn die deutschen Kritiken, welche zahllos neben ihr emporgeschossen, längst zu ihren Vätern versammelt sind. Man sollte denken, hier wäre einmal eine Gelegenheit für die patriotisch parteiische deutsche Kritik gewesen, den Schweizern, Franzosen und Engländern, die das Werk bewundern, wenigstens aus Nationalstolz an Bewunderung gleichzukommen. Was haben die deutschen Kritiker mit wenigen Ausnahmen gethan? Einen thurmhohen und mauerdicken Haufen unsinnigen Geschwätzes haben sie über das Werk gewälzt. Ich

werde diesen Haufen nicht aufrühren, wie der gute Hoffmeister, noch weniger wiederholen, was Hoffmeister Breites und Langes über dramatische Idylle und Symbolik der Gestalten hinzugefügt hat. Ich überlasse das Alles seiner sichern Verwesung.

Vielfach sind die Aufgaben des Dramatikers, die Leidenschaften läßt er wüthen, die Gewalt des Willens, die Räthsel des Bewußtseins, die Weltordnung sich entfalten. Und die Welt fühlt sich durch seine Eingebungen erklärt, erschüttert und erhoben. So schritt die Jungfrau siegreich der Volkserhebung voran, des Dichters heilig glühendes Herz. Aber es giebt Werke, welche vom Volke gleichsam beim Dichter bestellt werden. Solch ein Werk sind die Perser des Aeschylus, solch ein Werk ist der Tell. Der deutsche Volksgeist wollte ein Bild seiner Erhebung sehen, sein besseres Selbst, seine Noth und Qual, seine Zerfahrenheit und seine Einigung, seine Wehr und seine Rache, seine Hoffnung und seinen Sieg. Der Tell ist eine Volkserhebung in ihrem organischen Verlauf.

Wohl ist die Schweizerlandschaft vom Mondscheinregenbogen in stiller Nacht, bis zum Sturm, der mit des Raubthiers Angst in der Wasserkluft rast, unübertrefflich gemalt. Aber das wäre ein schlechter Dramatiker, der diese Bilderpracht znr Hauptsache gemacht hätte. Schiller gab nur so viel davon, als nöthig war, um ein lokalbedingtes Volk zu zeichnen. Und wozu gerade dieses bestimmte, wozu das Schweizervolk?

Eins war dem Dichter klar geworden: die Freiheit ist kein Rock à la française, der ohne Weiteres jedem Volke übergezogen werden kann. Wo sie dem Volk nicht im Charakter liegt, da kommt die Freiheit nicht; wo sie nicht geschichtlich erwächst, da wurzelt sie nicht. Das Beispiel eines solchen Volkes gaben die Schweizer und das ist ihre ewige Ehre, vor welcher alle Völker Europas den Hut ziehen können.

Die Freiheit, wußte der Dichter ferner, wird nicht geschenkt, sondern vom Volke geschaffen. Im Drama der Freiheit mußte das ganze Volk handeln, von vielen Punkten aus die Freiheit weben. Die Einzelnen mußten zeigen, daß sie Männer sind, — Baumgarten, Melchthal, Tell; die Masse mußte zeigen, daß ein Wille sie durchflammt, — das Rütli.

Sollte diese Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinwahrheit wirken, so mußte dieses Volk kein eigensinnig beschränktes, hündisch treues, pfaffenverdummtes Tyrolervolk, keine kindische Idylle sein. Schiller stellte ein bei aller Einfalt bereits ausgebildetes Gemeinwesen vor, eine monarchische Gewalt, geachtet als höchste Rechtsinstanz, eine brutale Beamtenwirthschaft, einen Adel getheilt zwischen Hof und Volk, ruhige Bürger in gepflegtem Besitz, Geistliche mit Neigung zum unbedingten Gehorsam, Kaufleute, Fischer, ein geordnetes Handwerk, Hörige, welche der Befreiung harren. Melchthal unterscheidet die schlaffen Freibauern von den Hirten im Gebirg, wo der Sinn noch frisch und das Herz

noch gesund ist. In diesem Bilde konnte sich Deutschland erkennen, erkennt sich die Schweiz trotz Eisenbahnen noch heute.

Im Bewußtsein eines tüchtigen Volks ist die Freiheit nichts unerhört Neues, sondern ein ewiges Recht, eine uralte Sage, seine verlorne Natur. So sagt Stauffacher:

„Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.

Die Schweizer wollten so gut den faulen Naturstaat Geßler's in den wahren Naturstaat, d. h. den Vernunftstaat, verwandeln, wie die Levellers und die Girondisten. Nur sind die Bedürfnisse in verschiedenen Zeiten verschieden. Bei jeder Erhebung kehrt der alte Urstand der Natur wieder, Tagen, Volkswehr, neues Gesetz, Sturz der Zwing Uri's.

Und endlich, den Blick vollends in die Weite des Menschengeschlechts zu öffnen, idealisirte Schiller seine Schweizerhelden. Handeln ließ er sie wie der Chronist, ihren Reden gab er wie Shakspere die Flügel seines Pegasus. Tell muß es sagen, daß er keine Worte macht. Diese Gestalten sind alle im großen und ächten Styl gehalten, wie Robert's italienische Bauern.

Die Technik im Tell ist von einer so hohen Weisheit, daß mir diese Weisheit eben so oft Thränen der Bewunderung ins Auge lockt, als die Sache selbst Thränen der

Erschütterung. Die Handlung wächst rasch an, wie ein Berggewitter. Im Bereiche der ganzen Dramatik giebt es wenige Szenen, welche sich an dramatischer Spannkraft mit der Szene im I. Akt messen können, wo Melchthal aus seinem Verstecke bei Walther Fürst hervorbricht, als er die Blendung seines Vaters erfährt. Der Uebergang: „o eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges", ist aus der feinsten Naturbeobachtung heraus gedichtet. So flüchtet der höchste Schmerz bei Menschen aus dem Volk in die Betrachtung, oft in die Floskel, in den Witz, und aus dieser ohnmächtigen Ruhe wieder in die Wuth und den Jammer zurück. Freilich muß der Schauspieler hier den großen Styl der Natur in seiner Gewalt haben. Die Rütliszene, welche das Volk in sich einigt, ist bei jeder guten Aufführung von markerschütternder Erhabenheit. Unbegreiflich, daß Hoffmeister sie mit der in ganz andrer Weise trefflichen Reichstagsszene im Demetrius hat vergleichen können. Das leidige Vergleichen! Ein ebenso grandioses Meisterwerk ist die Apfelschußszene. Ich will nur einen Zug hervorheben. Coleridge rühmt einmal im ersten Akt des Hamlet, daß, wiewohl angekündigt und erwartet, der Geist dennoch immer überraschend eintritt. So lenkt das heftige Zwiegespräch zwischen Rudenz und Geßler die Augen des Zuschauers ganz von dem zielenden Tell ab und auf einmal ist der Schuß geschehen. Das Auftreten der Armgart, während wir Geßler von Tell's Pfeil bedroht sehen, ist ein ähnlicher Meisterzug. Ein natürlicher Sinn denkt gar nicht an Börne'schen Thea=

terheroismus, wenn Tell's Pfeil die gottlose Rede Geßler's für immer abschneidet. Der Pfeil erscheint wie von Gott selbst gesendet, und man hat nur ein Gefühl: die Freude, daß dieser Hund endlich am Boden liegt. Der Monolog Tell's vor dem Schuß wird oft von den Schauspielern grenzenlos gemißhandelt und die Kritik, welche nichts von Darstellung versteht, hat als schlechter Schauspieler diesen Monolog allen Ernstes als Reflexion getadelt. Tell denkt gar nicht an einen sittlichen Zweifel über seine That. Der ganze Monolog heißt in die gemeine Natur übersetzt: „er muß dran, ohne Gnade, mir bleibt nichts Andres übrig, ich bin sonst ein friedfertiger Kerl, aber der Hund treibt mich dazu. Ich schieß ihn nieder mit Wonne." Die Parricidaszene ist vielfach so angesehen, als hätte der Dichter hiemit die That Tell's sittlich rechtfertigen wollen. Das ist ihm gar nicht eingefallen. Er absolvirt ja sogar den Kaisermörder. Ich habe schon oben gesagt, daß der Chronist diese Szene sehr nahe legte. Die Realität des Kaisermordes konnte gar nicht natürlicher dem Zuschauer vor Augen gebracht werden. Die Unsicherheit, welche jene Szene erwecken könnte, liegt nur in dem unsichern Rechtsbewußtsein der Kritiker. Tell hat den gesunden Instinkt, daß man solchen Wüthrich wie Geßler wie eine Bestie betrachten muß, welche man so sicher wie möglich auf dem Anstand niederschießt. Indem er diesen Instinkt seinem zagenden Weibe, dem Kaisermörder klar und fest als Rechtsbewußtsein ausspricht, wird er in Wahrheit ein politischer Mensch, der seine Mitbürger klaren Sin=

nes richten kann. Denn selbständig macht nicht die Leidenschaft, sondern erst das volle Rechtsbewußtsein. Wohl hatte die Reaktion Grund, den Tell als staatsgefährlich zu verbieten. Denn dieses Drama erklärt den Tyrannenmord, so hinterrücks er treffe, im einen Fall für eine öffentliche Wohlthat und absolvirt selbst im andern Fall den minderberechtigten Tyrannenmord. Und das zwar aus ganzer Vollmacht der sittlichen Idee.

Auf der Bühne übertraf der Tell an Wirkung alle übrigen Stücke Schiller's. Goethe und Iffland hatten politische Bedenken. Schiller bearbeitete das Stück für die Weimarische Bühne und man ließ, da man wegen der beabsichtigten Verbindung mit der Tochter des ermordeten russischen Kaisers nicht des Kaisermordes erwähnen wollte, den fünften Akt ganz fort*). Das Stück wurde am 17. März 1804 in Weimar mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Iffland hatte seinen Vertrauten, den Theatersekretär Pauli, im April nach Weimar gesendet, um mit dem Dichter persönlich zu verhandeln. Da das Werk nach Wien und Paris hin mit gestrecktem Finger wies, legte Iffland es dem Kabinette vor. Erst im Juli 1804 beschritt es unter unermeßlichem Jubel die Berliner Bühne. Das lesende Publikum verschlang es. Im Jahr 1804 erschienen bei Cotta zwei Auflagen in ver-

*) Briefwechsel mit Körner IV, 379. Hiermit ist Böttiger's Erzählung in der Minerva, daß sich bei der bekannten Stelle im 5. Akt alle Augen auf Johannes Müller gerichtet, welcher zum Besuch in Weimar war, als Lüge erwiesen.

schiedenen Formaten und Ausgaben. Uebersetzt ward es ins Französische unter Andern von Merle d'Aubigny, ins Englische mehr als sechsmal.

Mit diesem Drama hatte Schiller sein Volk gegen Napoleon gewaffnet, so weit ein Dichter es waffnen kann. Wenige Jahre nachher stand es auf, Stein entfesselte die Volkskraft und entflammte die Fürsten, und Schill und York handelten ohne Rütlibeschlüsse. Und die ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich? Schon sind sie im Herzen der Völker und schon fühlen gerechte Fürsten, daß nur in ihnen der Wall der Ordnung ruht. Wenn aber einmal die Prophezeihung Attinghausen's für Deutschland erfüllt ist, dann wird man auch im Vaterlande Schiller's Tell so in Ehren halten, wie man in der Schweiz schon heute ihn ehrt.

VI.

Mitten aus der Bahn.

Im Dezember 1803 starb Herder. Er schied schwer aus einem Leben, das ihm oft schwer zu ertragen war. Er umfaßte auf dem Sterbebette den Arzt, flehend, derselbe möge ihn retten. So herbe Schiller zuletzt über Herder geurtheilt, der Tod wusch ihm alle Flecken von Herder's

Bild. Er beklagte den Verlust, den Weimar, den die ganze literarische Welt erlitten. Bald darauf erschütterte ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Herzogs von Meiningen, den er lieb gewonnen hatte. Der Winter war schon an sich ein düstrer Gast. Schiller fühlte sich einen Moment mit Todesgedanken in dem großen Strome fortgetrieben, dem wir alle folgen. In jenen Wochen schrieb er: „Rasch tritt der Tod den Menschen an!" Doch hoffte er, daß ihm selbst wenigstens bis zum funfzigsten Jahre Frist gegeben sei. Ach, es hielten ihn so viele theure Bande im Leben fest, seine Schöpfungspläne, seine Familie. Letztere sollte im Sommer abermals um eine Freude, um eine Sorge reicher werden. Schiller war nicht blos ein überaus zärtlicher, er war ein sehr gewissenhafter Vater. Er wollte seine Knaben sorgfältig und frei unterrichtet sehen und hielt ihnen deshalb einen trefflichen Hauslehrer. Er wollte die Seinen nicht so nackt, so jedem Sturm ausgesetzt ins Leben entlassen, als er selber vom Glücke entlassen war, und wünschte sehnlichst, ihnen ein kleines Vermögen zu sammeln. In Weimar war das nicht möglich, zumal die kahle Ehre von Wien manchen unvermutheten Aufwand nöthig machte. Dalberg, jetzt Kurfürst von Aschaffenburg, erneuerte zwar sein Versprechen und hielt es bereits durch ansehnliche Geschenke, aber zu einer festen Besoldung konnte er sich nicht verpflichten. Schiller mußte sich nach andern Hülfsquellen umsehen.

Zwar das stand bei ihm als oberster Grundsatz fest, daß der Fleiß, wie er allein dem Leben seinen Werth giebt, auch allein die Mittel des Lebens schafft. Aber sein Fleiß reichte nicht aus, für die Zukunft vorzusehen*). Kotzebue hatte in Berlin die Wintervergnügungen der königlichen Kinder geleitet und dafür eine Magdeburger Domherrnstelle mit einem lebenslänglichen Gehalt von 1600 Thalern erhalten. Nach Berlin war Johannes Müller als Historiograph berufen, um zugleich den historischen Unterricht des Kronprinzen zu übernehmen. Sollte nicht auch für Schiller sich dort eine Stellung finden? Der Theatersekretär Pauli, den Iffland in Sachen des Tell im April nach Weimar sandte, mochte Schiller zu einer Reise zugeredet haben. Schiller entschloß sich rasch und machte sich mit seiner Frau und den Knaben am 26. April auf den Weg, blieb einige Tage in Leipzig und war am 1. Mai in Berlin.

Ueber diese Berliner Reise sind die bisherigen Biographen sehr falsch berichtet gewesen. Karoline von Wol-

---

Er erwarb etwa 1300 Thaler und diese gingen in Weimar darauf. Seine Gastlichkeit war weit über seine Verhältnisse. Er brauchte jährlich für 160 Thlr. Wein, ungerechnet die edlen Weine, die er von Dalberg u. A. geschenkt bekam. Er selbst trank wenig. An festlichen Tagen und für Freunde gab er gern Champagner. Die Fabel, daß er beim Arbeiten Rheinwein aus einem Pakal getrunken, stammt aus Oemler's Lügenbuch: Schiller, der Mann, S. 69. Karoline von Wolzogen ist in diesen Dingen die einzig würdige Quelle. Sie erzählt, daß Schiller beim Schreiben oft Kaffee, nie Wein getrunken habe.

zogen erzählt von den glänzendsten Anerbietungen, welche Schiller gemacht seien. Schon durch den Körner'schen Briefwechsel sind alle derartige Nachrichten widerlegt. Durch die mir huldvollst aus dem königlichen Staatsarchive mitgetheilten Aktenstücke läßt sich die wahre Sachlage vollständig herstellen. Schiller war bereits vierzehn Tage in Berlin, alte Bekannte, wie Hufeland, Fichte, Woltmann, Ungers, Zelter, Erhard, letztrer jetzt hier angestellt, und neue Verehrer, wie Professor Dittmann, Bernhardy, die Damenwelt machten ihm den Aufenthalt angenehm. Der Prinz Louis Ferdinand soll ihn zur Tafel gezogen haben, Iffland führte die Maria, die Braut, den Wallenstein auf, gab in seinem Ideal von Gartenwohnung *), wie Lotte sie nennt, ein Diner, der Enthusiasmus suchte Schiller's Anblick auf der Straße und im Theater. Aber noch immer verlautete Nichts von einem Antrage. Iffland wollte am 16. Mai nach Hannover zu einem Familienfeste reisen. An demselben Tage sandte er an den Kabinetsrath von Beyme ein Memoire, folgenden Inhalts: „Gegen Herrn Sekretair Pauli hat Herr von Schiller gestern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre. Ob es nicht zu bewürken sein mögte, daß er als Akademicien mit einem Gehalt angestellt, nach der Kenntniß, die er nun vom Berliner Publikum erhalten habe und noch erhalten werde, für das National-Theater arbeiten könne? Im Laufe des Ge-

*) Jetzt No. 29 der Thiergartenstraße.

spräches hat er ferner geäußert, falls Herr von Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kronprinz dienen können. Die tiefe Gelehrsamkeit des Herrn von Müller könne eine Trockenheit in den Unterricht bringen, welche bei Fürsten eben so zu meiden wäre wie das Romantische. — Doch war das Letzte mehr eine hingeworfene Wendung des Gesprächs. Was, wenn die Sache in Bewegung käme, den Herzog von Weimar anbelangte, so könne es diesem nicht auffallen; da er die Verbindung nicht brechen, sondern angeben würde, für die Kinder ein Kapital zu sammeln, bedürfe er einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, der ihm dann ohne Bedenken würde zugestanden werden. — In Betreff des Unterhalts, so mache er in diesem Falle die Forderung nach dem hiesigen billigen Bedürfniß. Er sähe z. B. voraus, daß für einen hiesigen Aufenthalt Equipage ihm bei seinem Befinden unvermeidlich sei. Als Herr Pauli sich äußerte, wie es ihm höchst wahrscheinlich dünke, daß man die Ehre seines Besitzes hier wünschen müsse, hat er gegen den Schluß des Gesprächs gesagt — „wenn mir nur in Potsdam Anlaß oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde &c." Iffland begleitete dieses Memoire mit einigen Zeilen voll überströmender Wärme für eigne Angelegenheiten, in Bezug auf Schiller's Sache hat er nichts, als das kühle Wort: „Ich lege ein Memoire bei, welches Herr von Greichen kennt, und überlasse es Ihrem Ermessen, ob der Faden angesponnen werden soll." Ob Schiller's Wünsche durch dieses Protokoll

seiner Unterredung mit Pauli auf würdige Weise von Iffland vor den Thron gebracht wurden, darüber mag der Leser selbst entscheiden.

Beyme spann, wie sich aus einem späteren Briefe Schiller's an ihn ergiebt, den Faden an. Schiller fuhr mit dem Hofrath Greichen am 17. nach Potsdam. Hier empfing er, von Beyme freundlich aufgenommen, die gewünschten Eröffnungen, daß der König von Preußen ihn in Berlin zu fixiren wünsche. Er wurde aufgefordert, seine Bedingungen zu machen. Mit solchen Aussichten langte Schiller am 21. Mai wieder in Weimar an. Seine Frau weinte fast vor Freude, als sie die erste Bergspitze erblickte. Die Natur in Berlin, schrieb sie an Stein, hätte sie in Verzweiflung gebracht, dennoch verbarg sie, um Schiller seine Freiheit zu lassen, ihre Empfindung so gut, daß er glaubte, es habe ihr in Berlin sehr gefallen. Nun legte Schiller seinem Herzoge am 5. Juni die ganze Sache rein und klar vor, mit dem Bemerken, es sei sein Wunsch, in Weimar zu bleiben, wenn sein Gehalt in etwas erhöht würde. Karl August forderte ihn auf, ohne Rückhalt seine Wünsche auszusprechen. Schiller bat um eine Zulage von 400 Thalern. Der Herzog bewilligte sie sofort am 8. Juni, indem er hinzufügte: Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank, ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern,

ohne dem unsrigen dadurch zu schaden". Schiller übte nun die schwere Kunst des Forderns unter dem 14. Juni auch in Berlin. Mit edler Freimüthigkeit erklärte er, daß er eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie nur unter Bedingungen ausführen könne, welche ihm die Bescheidenheit nicht zu machen erlaube. Die großmüthige Absicht des Königs, ihn in diejenige Lage zu versetzen, die seiner Geistesthätigkeit die günstigste sei, würde indessen schon durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres zu Berlin und ein Gehalt von 2000 Thalern vollkommen erfüllt sein. Schiller hoffte binnen Kurzem Antwort zu erhalten. Er hoffte es noch im Oktober 1804 und wahrscheinlich bis zu seinem Tode — vergebens. In seinem Nachlasse, wo solche Briefe sorgfältig aufbewahrt sind, fand sich die Antwort nicht*). Schiller vermuthete, man wolle die Sache fallen lassen.

Wiewohl die große persönliche Freiheit und Ungezwungenheit des Lebens in Berlin unserm Dichter gefiel, immer hätte es ihm wehe gethan, ganz von Weimar scheiden zu müssen. Denn hier fühlte er sich jetzt ganz unbeschränkt frei, hier im eigentlichsten Sinne zu Hause. Seinen bescheidenen Ansprüchen genügte seine äußere Lage, welche Karl August bei nächster Gelegenheit noch zu verbessern versprach. Sein kleines Besitzthum konnte er im Herbst dieses Jahres

*) Gütige Mittheilung der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm.

ganz schuldenfrei machen, andern Verpflichtungen gegen Körner gerecht werden und noch seinen Hang zum Geben, der ihm von Jugend auf um so mehr geblieben war, als ihn das Schicksal so oft zum Annehmen verdammte, in schönster Weise befriedigen. Es mag hier am Platze sein, an die reichlichen Unterstützungen zu erinnern, welche, wie der Leser bereits weiß, der Arme seiner Familie zukommen ließ. Christophinen gab er ansehnliche Neujahrsgeschenke und daß er auch empfangene Wohlthaten nicht vergaß, das wird, wenn es bei einem so liebevollen Herzen noch bewiesen zu werden brauchte, durch einen Brief der Frau Hölzel aus Mannheim bewiesen, den mir Schiller's Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen, aus dem Nachlasse mittheilte. Der gute Baumeister war alt geworden. „Der Winter, schreibt die Frau Hölzel, ist so streng für mich und die meinigen, ich lass ihren alten freindschaftlichen Brief, wo sie mir erlauben und sagen, Hölz, wänten (wenden) Sie sich allemahl an mich, schonen Sie mich nicht. Das behertz mich, an Ihnen zu schreiben und bitte uhm alles in der Welt eine Antwort aus“. Zum Schlusse heißt es in der himmlischen Sprache des Herzens: „Der weiße Kopf Hölz legt sich nahe an ihr wohlthätiges Herz und Ich.“ Der undatirte Brief stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1799, denn in Schiller's Kalender auf dieses Jahr findet sich unterm 18. Februar die Notiz: Madame Hölzel, am 20. Februar. Cotta, Anweisung auf 5 Karolin, Hölzel, Anweisung auf 5 Karolin. — Jeder nach seinen Kräften.

Von Streicher sprach Schiller immer mit der innigsten Dankbarkeit. Aber er wußte Streicher, wie sich aus einem Schreiben desselben ergiebt, in der behaglichsten Lage, alle Verhältnisse lassen sich in keines Menschen Leben festhalten und Schiller hatte sich nicht verrechnet, wenn er darauf baute, daß er auch ohne brieflichen Verkehr in dem Herzen fortlebte, das ihn vergötterte. Ja, es ist zu verwundern, wie viele Lebensbande, festere und lose, Schiller, bei seiner ungeheuren Thätigkeit, einem funfzehnjährigen Siechthum, anders kann man seinen Zustand kaum nennen, durch eine beispiellose Korrespondenz zu knüpfen und bewahren wußte. Nach Rom korrespondirte er mit dem Maler Graß, mit Reinhart, mit dem er, ich kann es nur beiläufig erwähnen, in Meiningen, und wahrscheinlich auch in Leipzig und Dresden, frohe Stunden verlebt hatte. Körner, Humboldt, die Gräfin Schimmelmann, eine Gräfin Purgstall, Sophie Mereau, Rochlitz, Matthisson, Fischenisch, Erhard und wie manche Andre erhielten zum Theil bis an sein Ende liebevolle und schöne Briefe von ihm. Wohl passen auch in dieser Hinsicht die Worte auf ihn, welche Christophine unter sein Bildniß schrieb:

Du warst so reich, ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum.

Seine Verbindung mit Goethe konnte ihm wohl eine große Stadt voll ausgezeichneter Geister aufwiegen. Mit jedem Tage war der Bund dieser großen Seelen nur fester, unzerreißbarer geworden, nicht ein Wölkchen, das, aus ihrem

Charakter entwachsen, auch nur einen Tag den klaren Himmel dieses Bundes getrübt hätte. Selbst in Goethe's häuslichem Verhältniß, an welchem dieser gerade damals schwer trug, ehrte Schiller, so sehr er den Freund beklagte, einen sehr edlen Zug seines Wesens und behandelte dieses Verhältniß, während eine Stein sich unwürdig darüber ereiferte, so, wie es beider Familien würdig war. Schiller war bei seiner wachsenden Schöpferkraft in jenem Bunde immer freier geworden, seine selbstunterschätzenden Aussprüche hören sehr bald ganz auf. Er läßt Goethe, auf den er zu Anfang oft aus seinem eignen Wesen bestimmend einsprach, vollständig gewähren, und es ist eine irrige Ansicht, wenn man glaubt, Goethe sei durch solche Einwirkung in der Unbefangenheit seines Schaffens gehemmt worden. Daß er in der Zeit, wo Schöpfung auf Schöpfung aus Schiller's energischer Seele quoll, nach Hermann und Dorothea, außer der natürlichen Tochter, kein umfassenderes Gedicht hervorbrachte, davon lagen die Gründe in Tiefen, in welche ich hier nicht einzudringen habe, vor allem in der sturmbewegten politischen Zeit, welche dem gebornen Dramatiker offenbar günstiger war, als dem lyrischen und epischen Dichter. Feierte Goethe's Muse nach so herrlichen Thaten der Jugend und des männlichen Alters, so lieh ihr selbst dieses Feiern eine neue Schönheit, indem es schien, als feierte sie, um dem Schaffen des Freundes neidlos bewundernd zuzusehen. Ihr wurde die gewaltige Kraft Schiller's, sein sich schnell verzehrendes Leben zu einem Gedicht, zu einer Achilleis,

über welche sie jene andre so eifrig begonnene vergaß, und erst, als der Herrliche dahingegangen war, als er in ewiger Jugend dem nächtlich schluchzenden Geistesbruder tröstlich vorleuchtete, da fand Goethe's Muse die hohe Sangesweise, die ihm so lange im Herzen geklungen, und Liebe und Schmerz strömte in die gewaltige Klage aus. Mag hier nur eine von den Strophen stehen, die, wie raphaelische Lichtwolken, die Gestalt des Freundes verklärend von der Erde emportragen:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las,
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren —
Denn er war unser — leidend mit erfahren.

„Für Sie, schrieb Humboldt, braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß." Ja, im Tell schien eine erneute Jugend über den Dichter gekommen zu sein. Wiewohl jedes seiner Dramen aus der Natur des jedesmaligen Süjets herausgearbeitet ist, so hatten doch Maria Stuart, die Jungfrau, die Braut durch das Einflechten lyrischer Partien und des Trimeters einen sinnlichen Reiz des Klanges angenommen, welcher leicht die hohe Absicht des Dichters, durch das Sinnliche das Ewige im Menschen aufzurufen, überfluten konnte. Shakspere's Reim und seine eingeflochtene

Prosa bilden vielleicht die beiden Grenzpunkte, zwischen welchen die Form des modernen Dramas schwingen darf. Aber es war Schiller vergönnt, noch im Tell zu zeigen, daß die Manier über ihn keine Macht hatte. Von den kurzen Stoßsätzen in Tell's Monolog: hier vollend' ich's 2c., vom einfachen Geplauder der Hirten und der Geßler'schen Landsknechte bis zur erhabenen Prophetie Attinghausen's ist Alles im großen Styl der Natur gehalten, und diesem wäre er, wie die Fragmente von Demetrius beweisen, ohne Zweifel treu geblieben. So war auch hier das schöne Gleichmaß zwischen seinen Absichten und den Forderungen einer freien und kraftvollen Schönheit, zwischen den Sinnen und der Vernunft, jene Harmonie erreicht, welche ihm sein Körner gewünscht hatte. Sie war erreicht, ohne Einbuße des Jugendfeuers, der natürlichen und gewaltigen Impulse, aus welchen seine ersten Werke entsprungen waren.

Er erlebte die Macht seiner Dichtung noch an den herrlichsten Erfolgen und je mehr er sah, daß der Kern des deutschen Publikums doch gesund war, um so nachsichtiger urtheilte er über dasselbe, um so geduldiger sah er in die Zukunft, wo das Falsche und Leere immer allgemeiner als solches verachtet, das Aechte und Große immer glühender als das Aechte ergriffen werden mußte.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser weltumfassende Geist nicht bei der Reform der dramatischen Kunst stehen geblieben wäre. Hielt er den Bau einer wahren politischen Freiheit für das vollkommenste Kunstwerk und prägte er die Ideen der Bür=

gerfreiheit, der Vaterlandsliebe aufs Lebendigste in Gestalten aus, so nannte er schon in dem Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten neben der Kunst die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt sei. Noch deutlicher bezeichnet er seine Ansicht in einem merkwürdigen Briefe an Zelter 1804 und wir sehen hier Schiller in derselben Bahn, in welche Lessing's edles Gestirn einlenkte. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbesserung des Kirchengesangs vorgelegt. Er machte hierin geltend, welche Wirkungen auf die Musik sich von der Hebung des Kirchengesangs erwarten ließen. Schiller wünschte, sich lebhaft für die Sache interessirend, daß, da der Entwurf der Regierung eingereicht werden sollte, hier die Wirkungen auf die Kirche selbst betont würden. „Daß es hohe Zeit ist, schrieb er, für die Kunst etwas zu thun, fühlen Wenige; daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, läßt sich Allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist."

So sehen wir auf der Höhe seines Lebens den Dichter aufs Innigste mit dem Volksgeist verbunden und alle Formen desselben mit praktischem Blick erfassen. Solch ein Streben

als falschen Idealismus zu verklagen, ist nur eine Kritik fähig, welche ihrem ganzen Treiben nach nichts als den letzten Ausläufer des jungen Deutschlands und der romantischen Schule vorstellt. Schiller's Genius wird auch diese Gegner überwinden, und die neue Zeit der politischen und religiösen Entwickelung, welche für Preußen und Deutschland hereinbricht, wird, wenn sie einmal das Höchste erfüllt, nichts Anderes erfüllt haben, als die Ideale Lessing's und Schiller's, welche, wie jene leuchtende Wolke, Tausende von starken Herzen durch die Wüste der Entwürdigung in Literatur und Leben geleitet haben.

Ich habe meinem Bilde kaum noch einen Zug ausdrücklich hinzuzufügen, der sich nicht weit lebensvoller in dem Wechsel dieses Lebens unangekündigt dem Leser enthüllt hätte. Schiller's häuslicher Charakter war jetzt ganz Milde, Liebe und Größe geworden. Er genoß freudig und glücklich wie ein Kind, er handelte wie ein Mann und litt wie ein Held. Seine Ueberlegenheit ließ er Niemand als den Schlechten fühlen.

Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verräth, sah Karoline von Wolzogen's feiner Blick auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Von besondern Sympathien und Antipathien, in denen sich der Eigensinn des Individuums zuspitzt, sind uns nur drei berichtet, er liebte die Lilafarbe, die Lilien, und haßte die Spinnen.

Daß er für das Schöne in der Landschaft, an Kindern und Frauen den offensten Sinn besaß, dazu liefern zahlreiche Stellen in seinen Dichtungen den besten Beleg. Wie wäre auch ein Dichter ohne diesen Sinn zu denken!

Schon während Schiller an der Maria Stuart arbeitete, hatte er bei Lesung der Quellen die Geschichte eines politischen Betrügers als Tragödienstoff ins Auge gefaßt. Unter der Regierung Heinrich's VII. von England stand ein gewisser Warbeck als Prätendent auf, der sich für einen der Söhne Eduard's ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen. Warbeck ward besonders als Werkzeug der ehrgeizigen Herzogin von York benutzt, welche in Brüssel lebte und dem Könige von England Händel zu erregen suchte. Schiller hatte im Laufe der Jahre einen vollständigen Plan ausgearbeitet, danach sollte das Stück höchst ungeschichtlich einen guten Ausgang nehmen und Warbeck, dem eine sehr abhängige Rolle zufiel, nachdem der ächte Prinz von York in Brüssel erschienen wäre, nach allerhand Selbstkämpfen edel zurücktreten. Schiller's tragische Energie konnte sich hier unmöglich ausleben.

Aber auf einen politischen Abenteurer, zu dem man in der Wirklichkeit das Urbild nicht weit zu suchen brauchte, war es einmal abgesehen, und seltsamer Weise nahm Schiller's Muse ganz den nämlichen Weg, den Napoleon sechs Jahre später machte. Im Zuge des falschen Demetrius von Polen nach Moskau fand Schiller einen tragischen Stoff.

Als Schiller dem Dresdner Freunde im September 1803 schrieb, daß er vom Könige von Schweden einen Brillantring erhalten habe, meinte Körner, zu einem anderen Brillantring könne der Freund leicht kommen, wenn er ein Thema aus der russischen Geschichte behandle. Den Ring bekam Schiller auch ohne das von der regierenden Kaiserin Katharina und zwar für — Don Carlos, an welchem sie viel Geschmack gefunden hatte. Aber das Thema aus der russischen Geschichte fand sich auch, und schon am 10. März, bald nach Beendigung des Tell, entschloß er sich zum Demetrius. Die Fabel war nach dem Plan so reich an Nebenhandlungen, daß er im Laufe der Arbeit wahrscheinlich einige davon unterdrückt hätte. Aber die Haupthandlung war einfach, in mächtigem Strom an das gewaltige Werden und Verderben des Hauptcharakters geknüpft. Sein neues Werk nennt er in gewissem Sinn ein Gegenstück zur Jungfrau in einem Briefe an Körner. Auch dieser Held sollte von einem feurigen Entschlusse durch und durch beseelt sein, aber als ihn in der entscheidenden Stunde der Glaube an sich selbst verläßt, indem der Mörder des wahren Demetrius sich ihm entdeckt, da nimmt er nicht, wie die Jungfrau, ein großes Leiden auf sich, sondern geht wilden Schrittes über Verbrechen und Leichen zu seinem Ziel, dem Czaarenthron im Kreml. Es ist bekannt, wie die Mutter des wirklichen Demetrius, wie Marfa zuletzt den Ausschlag giebt. Was von dem Stücke fertig ist, die Exposition, ist bewundernswürdig, der Reichstag zu Krakau eine Ensembleszene im größten historischen

Styl, das Unglück Polens, ganz wie es der Gegenstand verlangt, mit wenigen großen Strichen gezeichnet.

Auch hier wäre der Usurpator Boris Godunow mit dem Demetrius und Romanow ähnlich, wie Tell mit dem Parricida, wie der wahre York, und Simnel mit Warbeck parallelisirt worden; eine Kompositionsweise, welche Shakspere liebt, die Alten wenigstens gekannt haben.

Der Stoff war seiner äußeren Bewegung nach durchaus episch, aber dem Charakter des Helden, seinem innern Kampfe nach überwiegend dramatisch, und diese Rücksicht allein kann über die Form entscheiden. So rüstig er die Vorarbeiten begann, so legte er nach der Berliner Reise den Demetrius wieder beiseit, und eine Notiz vom 12. Juli 1804 belehrt uns, daß er sich zur Prinzessin von Brüssel (Warbeck) entschloß.

Aber ein trauriges Geschick riß ihn auch von dieser Arbeit wieder hinweg. Nach den schrecklichen Zufällen, unter welchen Lotte bei ihrer letzten Entbindung gelitten, mußte Schiller doppelt besorgt der kommenden entgegen sehen. Um sie Starke's bewährter Hülfe nahe zu wissen, führte er die geliebte Frau am 19. Juli nach Jena. Hier erkrankte er selbst nach wenigen Tagen. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal, in kühler Abendluft zu leicht gekleidet, hatte er sich eine Erkältung zugezogen, welche ihn am 24. Juli daniederwarf und seinen ganzen Körper furchtbar erschütterte, oder vielmehr nur die bereits unheilbare Zerstörung desselben offenbarte. Die heftigsten Schmerzen folterten ihn mehrere Tage. Während er in einem obern Zimmer liegend so bitter

litt und sich ängstlich mit dem Gedanken an seine Lotte beschäftigte, überstand diese ihre schwere Stunde glücklich. Die Freude darüber, der Anblick des neugebornen Töchterleins schien auch des Vaters Krankheit zu bannen. Schiller erholte sich einigermaßen, seine Heiterkeit kehrte zurück, er gab sich dem Umgang der Jenenser Freunde hin, zu denen jetzt auch Johann Heinrich Voß gehörte. Voß und Graf Geßler, letzterer von Dresden zum Besuche gekommen, waren Mitpathen der kleinen Emilie. Nach vier Wochen kehrte die Familie nach Weimar zurück, Schiller wenig erholt. Die unerträgliche Hitze vermehrte seine Schwäche. Sein ganzer Zustand wurde bedenklicher, seine Gesichtsfarbe war zum Erschrecken verändert und fiel ins Graue.

Erst im Oktober bekam er wieder Glauben an seine Genesung. Er konnte sich wieder beschäftigen, und wenn er das konnte, fühlte er sich wohl. Während er noch zwischen zwei dramatischen Planen schwankte, ward ihm plötzlich eine andere Aufgabe von Außen her aufgedrängt. Man sah im November der Ankunft der Großfürstin entgegen. Ganz Weimar rüstete sich zu dem festlichsten Empfang. Nur das Theater, von dem eine Huldigung mit Recht erwartet werden konnte, hatte sich mit Nichts versehen, Goethe sich von dem Ereigniß überraschen lassen. Umsonst rief er diesmal die leicht erhörende Muse an, und so fiel Schiller dieses Ansinnen zu, welches er ganz einfach mit unübertroffenem Adel der Form und Gesinnung in wenigen Tagen durch die Huldigung der Künste erfüllte. Das Festspiel ward am 12. November, leider dem Hofe zu Gefallen

als Vorspiel zum Mithridates *) gegeben. Die Mühe des kranken Sängers ward reich belohnt. Bei den Worten:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo du beglückst, bist du im Vaterlande,

bemächtigte sich die edelste Rührung aller Anwesenden, und nie, erzählt Voß, ist wohl einem Dichter schöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die Erbprinzessin weinte vor Wehmuth und Freude.

Mit welchem innigen Antheil an Menschenglück genoß der edle Kranke das Festgewühl, welches die kleine Stadt diesmal zur großen machte, indem der frohe Tumult eines glücklichen Volks sie zehn Tage lang mit Bällen, Feuerwerk, Illumination und Festjubel erfüllte. Aus der Schilderung, welche Schiller seinem Körner von der jungen Fürstin macht, könnte ein Prinzenerzieher sich Vorschrift und Muster nehmen. Nichts entging ihm an dieser Erscheinung, nicht die Liebenswürdigkeit, welche mit dem verbindlichsten Wesen eine hohe Dignität verband, nicht ihre Kenntnisse, ihr gesetzter, bei aller Fröhlichkeit der Jugend auf ernste Dinge gerichteter Geist, nicht ihre Gewandtheit und die Meisterschaft, mit der sie die Repräsentation einer Fürstin übte. Die einzige Macht, welcher Schiller vielleicht niemals widerstehen konnte, war die Freude. Er mußte

*) Wenn man bei diesen abgelebten Werken nicht überhaupt etwas lernte und sich wenigstens in seinem alten Glauben immer mehr dadurch bestärkt fühlte, so sollte man keine Zeit und Mühe daran verschwenden. Schiller an Goethe. Briefwechsel II, 433.

sich, so wenig es seine Gesundheit ertrug, in ihre Kreise mischen. Heinrich Voß erzählt, Schiller sei kurz vor Weihnachten mit ihm, Riemer und andern Freunden auf der Redoute gewesen. „Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gedichtet haben. — Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm."

Was Wunder, daß er die Festfreude mit einem Katarrh büßen mußte. Der Winter war furchtbar strenge, die Kinder, selbst die Schwägerin erkrankten, Lotte hatte Alle zu pflegen. Sie hatte keine Ahnung von dem, was ihr bevorstand. Um so ahnungsvoller war Goethe. Seinem Blick konnte die Veränderung nicht verborgen bleiben, welche mit dem Freunde vorgegangen war. Er murrte und trauerte.

Heinrich Voß erzählt: am Morgen des Neujahrstages schreibt ihm Goethe ein Gratulationsbillet. Als er es durchliest, findet er, daß er unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag" statt „erneute" oder dgl. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde. Der Aberglaube mag auch über die Schlußworte des wirklichen Neujahrsbillettes stutzen, wel=

ches Goethe an den Freund sandte. Sie lauten: „der Termin rückt nun mit jedem Tage näher ins Auge.“ Die Worte bezogen sich auf den Geburtstag der Herzogin Luise, zu welchem Schiller, jeder freien Thätigkeit seit lange nicht mehr gewachsen, Racine's Phädra zu übersetzen begonnen hatte. Goethe trieb den Kranken ein wenig zu sehr zur Vollendung an.

In diesen Tagen ward Schiller von einer erschütternden Kunde betroffen. Ferdinand Huber, der Mitgenoß schöner Zeiten, war am 24. Dezember qualvoll an der Phthisis gestorben. Schiller hatte aus Liebe zu Körner sich von dem unglücklichen Mann abgewandt, als dieser sein Verhältniß zu Dora löste, aber der Tod, der Huber für immer und unversöhnt von den Gefährten der Jugend trennte, zerriß auch die Rinde des Grolls, und aus Schiller's und Körner's Herzen sprangen zu spät die Quellen der Trauer und der Versöhnung. Schiller verlor fast allen Lebensmuth.

Inzwischen vollendete er, durch den nahen Geburtstag der Herzogin gedrängt, in sechs und zwanzig Tagen die Phädra. „So ist doch, schreibt er an Goethe, in diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt.“ Er versuchte den Demetrius aufzunehmen. Aber die Anstrengung mochte zu groß sein. Am 24. Juni ging er laut seinem Notizbuch an die „Kinder des Hauses.“ Wie ein Held rang er mit seiner Krankheit. Umsonst. Ein „katarrhalisches Nervenfieber“ bildete sich aus. Es macht einen schauerlichen Eindruck, in seinem Notizbuch zu lesen, wie er mit fester Hand verzeichnet hat, am 8. Februar „hatte ich

in der Nacht den Fieberanfall", 11. Februar „Fieberanfall in der Nacht." Er fühlte sich bis auf die Wurzeln erschüttert.

Dennoch wußte er die Größe seines Leidens den Seinigen mit wundervoller Kraft zu verbergen.

Auch Goethe war gegen Ende Januar an einer Nierenkolik heftig erkrankt. Der junge Voß, welcher bei den Männern abwechselnd wachte, erzählt: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmuth und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum ersten Mal bei ihm wachte." Eines Abends, als Voß auch zugegen war, blieb Lotte, welche von der Pflege der Kinder erschöpft war, bis um 12 Uhr bei ihrem Manne auf. Da wurde Schiller plötzlich unruhig und bat sie hinunter zu gehen und sich Ruhe zu gönnen. Als sie, erzählt Voß, noch etwas zögerte, bat er dringender, zuletzt mit heftigem Ungestüm. Kaum war sie die Treppe hinunter, so sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm die Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?" Ich beruhigte ihn mit Liebkosungen. „Hab ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das Feierlichste Nein versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?" fragte er darauf.

Als er sich nur erst ein wenig erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt

hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. An einem der folgenden Tage war Maskerade. Voß kam, um wieder zu wachen. Schiller, um den fleißigen Maskeradenbesucher nicht des Vergnügens zu berauben, wollte es durchaus nicht zugeben. Voß bat mit Thränen in den Augen, ihn doch wachen zu lassen. Endlich reichte ihm Schiller freundlich gewährend die Hand und fing an zu scherzen: „Sie hätten auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen. Nicht wahr? Dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte." Voß mußte sogar rauchen und sich so stellen, daß der Kranke wenigstens den Dampf als Vorschmack seiner Gesundheit einathmete. Hätte Voß doch diesen Liebesdienst unterlassen.

„Als Schiller nun, erzählt Voß, nach sechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte. Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm schmarutzen. Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick voll verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Rei=

sen Gesundheit und an die Gesundheit — Werke". Nach dem Meere standen seine Gedanken, nach der Schweiz, auch nach dem stillen Bauerbach, das mit allem Zauber des Einst vor seiner Seele lag. Eine Reise über Aschaffenburg nach der Heimath war fest beschlossen; noch einmal sehnte er sich, die vaterländische Luft zu trinken. Wenn aber die Seinen solche Pläne ins Weite spannen, sagte er wohl: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken." Er sann dabei auf alle Mittel, seine Gesundheit zu erhalten, und kaufte sich, so sehr er sonst jede Ausgabe für sich allein scheute, ein Pferd, um es im Frühjahr zu besteigen.

Sein erster Ausgang führte ihn zu Goethe, welcher noch ans Zimmer gefesselt war. Als sie einander sahen, erlebte Voß, welcher zugegen war, die rührendste Szene: Die beiden Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. So ganz erfüllte sie das gegenwärtige Glück, daß sie ihrer Krankheit mit keiner Sylbe gedachten.

Unser innerliches Leben, erzählt Schiller's Schwägerin, war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden. Es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Humboldt freilich hatte ihn nie anders gekannt. Man würde sehr irren, wollte man diese Milde der Schwäche zuschreiben. Es war die Kraft, welche gelassen vom sanften Bogen der Nothwendigkeit selbst den tödtlichen Pfeil empfängt. Glorreich erhob sich noch einmal seine gewaltige

Natur und zerriß wie durch ein Wunder die Ketten körperlicher Bedingungen. Er regte den Freund, der sich nach gefährlichem Anfall kränkelnd fortschleppte, mit reizendem Lobe, mit liebevoller Beachtung auch der unbedeutendsten Arbeiten, wie so oft zu erneuter Thatenlust an, Goethe's Rezensionen, seine Herausgabe von Winkelmann's Briefen, die Anmerkungen zu Rameau's Neffen mußten gelesen werden, ja er übernahm selbst geschäftliche Besorgungen an Göschen für den Freund. Zugleich begann er Anfang März mit ganzem Ernst am Demetrius zu arbeiten, seine Phantasie unternahm einen gewaltigen Flug in die ungeheuren Grenzen des Czaarenreichs und in die kühneren Weiten der menschlichen Entwürfe, er gewann den Stoff immer lieber, und immer vertrauter wurden die neuen Gestalten. Unnützer, ohnmächtiger Versuch, sich an das Leben zu klammern! Die kalte Woge riß den kühnen Entdecker von seinem gescheiterten Fahrzeug.

Leben, du gemeines, verächtliches Gut, wenn du nichts bist, als Verdauen und Schlafen; du unschätzbares, köstliches Gefäß, wenn du den Inhalt bewahrst, der die Freude und Wohlthat der Menschheit ist! Der Biograph soll Schiller's Tod erzählen. Der Biograph soll erzählen, wie Schiller starb. Wohlan.

Der Monat April ging erträglich und arbeitsam hin. Humboldt, Graß, Körner erhielten liebevolle Schreiben. Am 24. April schrieb er zuletzt an Goethe, in der Schlußzeile steht: Leben Sie wohl und immer besser. Am 28. April war er bei Hofe. Voß half ihn schmücken und freute sich seines gesunden

Aussehens und seiner stattlichen Figur im Gallakleide. Am 29. ging er noch ins Theater, „Klara von Hoheneichen“ zu sehen. Er war eben im Begriff, dahin zu gehen, als Goethe welcher durch zwei schreckhafte Brände in seiner Nähe wieder in sein Uebel zurückgeworfen war, den ersten Ausgang wagend, zu ihm ins Zimmer trat. Sein Mißbehagen erlaubte ihm nicht, den Freund ins Theater zu begleiten. Sie schieden vor Schiller's Hausthür. Sie ahnten nicht, daß es zum letzten Male war. Zu seiner Schwägerin, welche ihn begleitete, äußerte Schiller, sein Zustand sei ganz seltsam, in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. — Als Voß am Schlusse des Stücks, wie gewöhnlich, in Schiller's Loge trat, um ihn nach Hause zu begleiten, hatte dieser so heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten.

Am folgenden Morgen fand ihn Voß matt auf dem Sopha liegend in einem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. Da liege ich wieder! sagte er mit hohler Stimme. Am ersten Mai arteten seine Leiden in ein Katarrhalfieber aus. Dennoch empfing er einige Freunde auf seinem Zimmer, auch Cotta, welcher nach Leipzig reiste. Alle Geschäfte mit diesem sollten bis zu seiner Rückkehr verschoben bleiben. Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten die Frauen ihn ruhig zu halten, auch sah er es am liebsten, wenn Frau und Schwägerin allein um ihn waren. Heinrich Voß erbot sich zum Nachtwachen, Schiller blieb lieber allein mit seinem treuen Diener. Starke, welchen er sonst zu Rathe zog, war mit der

Großfürstin in Leipzig, mit ihnen der Schwager Wolzogen. Die Frauen wurden ängstlich, Schiller suchte sie zu beruhigen und sagte, daß er durchaus nach Starke's Methode behandelt werde. Ihn verlangte indeß sehnlichst nach Wolzogen's Zurückkunft.

Es giebt eine Trauer, nur thätige Geister fühlen sie, ein Weh, tief und erhaben zugleich, wohl heißer Thränen werth, das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu scheiden. Der große Kranke trauerte um seinen Demetrius.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei. Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Als Karoline am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse. Karoline antwortete nicht mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, weil sie ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: Nun, wenn mich Niemand mehr versteht und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen. Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlafe. Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel? rief er vor dem Erwachen, dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Am 8. Mai phantasirte er viel. Gegen Abend verlangte er in die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterm Blicke schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Als Karoline an sein Bette trat und fragte, wie es ihm gehe, sagte er: „heitrer, immer heitrer.“

In der Nacht darauf phantasirte er vom Demetrius. Einigemal, sagte sein Diener, habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein, der Kranke sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein.

Nachmittags nahten die Schauer der Vernichtung. Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht entstellte, wollte Lotte seinen gesunkenen Kopf in eine bequemere Lage bringen. Er erkannte sie, lächelte sie an, sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Lotte sank an sein Haupt, er küßte sie. Es war das letzte Zeichen seines Bewußtseins.

Nach harten Krampfanfällen schien er ruhig zu schlafen. Lotte begann Hoffnung zu schöpfen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer. Lotte sprach zu Karolinen, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In diesem Augenblicke rief der Diener die Frauen. Der Kranke nahte seinem Ende. Lotte suchte umsonst seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, sein Haupt sank zurück, die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz, seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Anhänge.

1. Zu Schiller's Tod.

Heinrich Voß (Mittheilungen über Schiller und Goethe) habe ich nur mit großer Vorsicht benutzt. Voß widerspricht sich auf's Gröblichste. Einmal (S. 44) schreibt er an Niemeyer: „Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt." Voß beschreibt dann, wie Schiller um 4 Uhr Nachmittags Naphtha gefordert und in wenigen Minuten entschlafen dagelegen habe. Und doch schreibt Voß S. 68 an Griesbach: „Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe." Hiernach ist Voß bei Schiller's Tode gar nicht zugegen gewesen.

Die Phantasien, welche von Schwab, Hoffmeister, Carlyle 2c. dem sterbenden Schiller in den Mund gelegt wurden: „Wer löste die Kanonen? — Wer kommandirt den linken Flügel? 2c." stammen aus Oemler's oft erwähntem Lügenbuch: S. 123.

2. Die Beerdigung.

Ich habe mich nicht entschließen können, die Beerdigung Schiller's mit in seine Lebensgeschichte aufzunehmen. Die körperliche Hülle des großen Idealisten hatte nach dem Tode mannichfache Schicksale, zum Theil solche, welche dem Kirchhofshumor eines Hamlet reichen Stoff geben könnten. Der Leichnam wurde sezirt und die Sektion ergab, daß die linke Lunge total zerstört, alle edleren

Theile im hohem Grade desorganisirt waren. Das Begräbniß war, wiewohl die aktenmäßige Darstellung von Julius Schwabe (1852) es in minder grellem Licht erscheinen läßt, und manches aus lokalen Sitten erklärt, was Andre aus einer Theilnahmlosigkeit der Stadt Weimar erklärt haben, dennoch immer höchst auffallend und ungewöhnlich, insofern dabei lokale Sitten zum Vorschein kommen, welche schwerlich einem allgemein menschlichen Gefühle entsprechen. Nach diesen Sitten war es nichts Ungewöhnliches, die Leichen Nachts ohne Sang und Wort zu bestatten; es hieß zwar in der Bekanntmachung: mit ganzer Schule, erster Klasse, aber das stand nur auf dem Papier; mit ganzer Schule hieß so viel, als ein Begräbniß erster Klasse. Ferner war es (nach Julius Schwabe) Sitte, nicht durch das Sarggeleit, wozu hier die Behörden, das Schauspielerpersonal erwartet werden konnten, den Todten zu ehren, sondern durch eine zahlreiche Betheiligung an der kirchlichen Feierlichkeit, welche unter dem Namen die Kollekte zu Ehren des Todten veranstaltet wurde. Endlich besorgte die Kirchenbehörde die Bestattung, und die Handwerkszünfte hatten das Recht, den Sarg des Verstorbenen gegen Miethslohn zur letzten Ruhestätte zu tragen. Demgemäß war von der Kirchenbehörde angeordnet, daß Schiller's entseelte Reste in der ersten Stunde des 12. Mai, also Mitternachts, von der Schneiderzunft, denn diese war gerade an der Reihe, zu Grabe gebracht werden sollten. Niemand that etwas, die Tyrannei der Sitte zu durchbrechen. Goethe war krank, man wagte kaum, ihm die Todeskunde mitzutheilen, und vermied in den nächsten Tagen, über Schiller mit ihm zu sprechen. Der Hof war abwesend. Schiller's Frau, vom Schmerze zerschmettert, war selbst mehr todt als lebendig. Darf man hier Jemand anklagen, — und allerdings berechtigt das, was von andrer Seite zu Schiller's Ehren geschah, zu solcher Anklage, so trifft die Hauptschuld solche Leute, wie Riemer und Heinrich Voß. Voß rühmt sich seiner vertrauten Stellung zur Familie Schiller, er hatte den Auftrag, den Sarg zu bestellen. Er erzählt, daß die gänzliche Mittellosigkeit, in der Schiller die Seinen hinterlassen, die äußerste Sparsamkeit geboten habe. Wie? waren Wolzogen's ohne Mittel? Konnte Voß, wenn er selbst nichts

hatte, für einen Schiller nicht so viel zusammenbetteln, um einen Sarg zu beschaffen, der wenigstens den Namen Schiller's trug und mehr als drei Thaler kostete? Konnte Voß nicht wenigstens so viel für seinen todten Freund thun, als gleich darauf ein Andrer that, der statt zerflossener Gefühlsamkeit rechten Sinn und guten Willen zeigte? Ein junger Jurist, Karl Lebrecht Schwabe, der am Nachmittag des 11. Mai, so eben von einer Geschäftsreise nach Weimar zurückkehrend, erfuhr, daß Schiller todt sei, und wie und wann er bestattet werden sollte, fand es schicklicher, daß der Sarg wenigstens von andern Händen getragen würde. Schnell warb er eine kleine Schaar von Verehrern des Dichters, unter ihnen auch Heinrich Voß, Hofrath Helbig, Maler Jagemann; es erschienen in der Nacht, nach Julius Schwabe's Angabe, etwa zwanzig solcher Männer im Trauerhause. Die Nacht war hell, kalt und unfreundlich. Außer den Wenigen von Schwabe's kleiner Schaar, welche eben nicht den Sarg trugen, folgte nur der Professor Froriep aus Halle. Als der Zug auf dem Markte anhielt, um die Träger zu wechseln, soll sich der auf die Trauerkunde von seiner Reise herbeigeeilte Schwager Schiller's, Wilhelm von Wolzogen, angeschlossen haben (Julius Schwabe meint, Wolzogen sei nach dem Kirchhofe vorausgegangen). Der Sarg wurde auf dem Jakobskirchhofe in das alte Kassengewölbe, eine große feuchte Gruft, zu zehn andern Särgen an Seilen hinabgelassen. Am andern Tage war in der Jakobskirche die Kollekte, zu welcher sich die Weimaraner zahlreich eingefunden hatten. Mozarts Requiem und eine geistliche Rede feierten des Todten Gedächtniß.

Nach ein und zwanzig Jahren sollte das Kassengewölbe, in welches noch mehrere Särge unbesehens auf die schon vorhandenen hinabgesenkt waren, „aufgeräumt", das heißt, der Inhalt, wie er sein mochte, hinausgeschafft und eingescharrt werden. Schwabe, welcher inzwischen Bürgermeister geworden war, dachte sofort an die edlen Gebeine, welche dort ruhten. Er veranlaßte und leitete im März 1826 mit amtlicher Bewilligung eine Durchsuchung der Gruft. Als er hinabstieg, bot sich ein Bild grauser Verwüstung. Die Särge, unordentlich auf einander gestapelt, fielen bis auf we-

nige bei der ersten Berührung in Trümmer und schütteten ihre modernde Habe durcheinander. Schiller's Sarg, war, wiewohl sein Verfertiger Engelmann hinzugezogen wurde, nicht mehr herauszufinden. Schon murrte Konsistorium und Publikum über Verletzung des Todtenfriedens, und Schwabe sah sich genöthigt, sein ekles Geschäft heimlich, tief in der Nacht fortzusetzen. Endlich waren drei und zwanzig Schädel und viele Gebeine herausgesucht. Unter den Schädeln, welche Schwabe in einem Sacke nach seiner Wohnung schaffen ließ, ward mit Hülfe einer gypsernen Leichenmaske Schiller's durch Messungen und andre Prüfungen einer derselben als Schiller's Schädel erkannt. Das Oberkonsistorium war über den ganzen Vorgang sehr gereizt, dagegen bezeigten Karl August und Goethe die größte Theilnahme. Es fragte sich nun, wo der Schädel aufzubewahren sei. Auch dafür fand sich Rath. Karl August hatte Dannecker's Kolossalbüste, welche der edle Künstler Schiller's Erben zum Geschenk gemacht, für 200 Dukaten von den letztern angekauft. Nach einer Uebereinkunft mit Schiller's Hinterlassenen wurde beschlossen, den Schädel im Postament dieser Büste zu verwahren. Dies geschah mit einer Art von Zeremonie in Gegenwart Ernst's von Schiller und August's von Goethe am 17. September 1826. Nun erst wurden die übrigen Gebeine Schiller's unter Anregung Goethe's und mit Beihülfe von Anatomen aus dem Kassengewölbe hervorgesucht und geprüft, das ganze Skelett bis auf wenige nicht aufzufindende Knochen zusammengestellt, und noch im September 1826 in einem Interimssarge verwahrt. Es war die Absicht des Großherzogs und Schwabe's längst gehegter Gedanke, daß der höchste Platz des sog. neuen Gottesackers zu einem Grabdenkmal für Schiller und Goethe von der Stadt bestimmt werden möchte. Coudray mußte auf Goethe's Ersuchen eine Zeichnung entwerfen. In diesem Grabmal sollten die Särge der beiden Dichter (Schiller's Sarg mit den Gebeinen ohne Schädel?) beigesetzt werden, so daß sie von außen sichtbar wären. Eine Aenderung dieses Planes trat abermals ein, als König Ludwig von Baiern bei einem Besuche in Weimar im Sommer 1827 sich gegen die isolirte Aufbewahrung des Schädels ausgesprochen hatte. Karl Au-

gust ordnete an, daß der Schädel in einem dauerhaften Gefäß mit den vorhandenen Gebeinen vereint und in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt werde. Das geschah feierlichst am 16. Dezember 1827 vor Tagesanbruch (vgl. außerdem die gleichzeitig mit Schwabe's Buch erschienene Darstellung in Stahr's Weimar u. Jena. Bd. I).

Schiller's Wunsch, die Zukunft der Seinen zu sichern, ward von Dalberg, der Großfürstin, dem Weimarischen Hofe, am glänzendsten jedoch durch den Ertrag von Schiller's Werken erfüllt. Doch auch das deutsche Volk wollte, wiewohl eben damals von schwerer Kriegsnoth bedroht, nicht hinter den Fürsten zurückbleiben. Zacharias Becker erließ einen Aufruf, durch Benefizvorstellungen für die Familie Schiller's ein Eigenthum zu gründen. Benzel Sternau, Iffland und manche Direktoren, selbst kleinerer Theater, gingen bereitwillig darauf ein. In kurzer Zeit kam die Summe von 8000 Thalern zusammen, welche W. v. Wolzogen sicher unterzubringen suchte. Der Krieg mochte auch diesen Besitz verschlungen haben, Schiller's Erben haben nie etwas davon wiedergesehen Im Jahre 1838 am 8. Mai wurde Schiller's Statue in Stuttgart, im Jahre 1857, zum hundertjährigen Geburtstage Karl August's, am 3. September die Dioskurengruppe in Weimar aufgestellt.

Von den ungedruckten Zeugnissen, welche ich benutzt habe, werden einige von andrer Seite veröffentlicht werden. Da dies bei den nachstehenden nicht zu erwarten ist, lasse ich hier dieselben folgen.

Aus dem Großherzogl. Sachsen-Weimar. Geh. Staats-Archiv. (S. Bd. II. S. 100.)

Schiller's Berufung nach Jena.

An S. Gotha, S. Coburg, S. Meiningen. Unsere freundliche Dienste und was Wir sonst mehr Liebes und Gutes vermögen, jederzeit zuvor: Durchlauchtigster Fürst freundlich geliebter Herr Vetter und Gevatter! Fast getrauen Wir Uns nicht, bei Ew. Liebden mit einer neuen Empfehlung für einen Gelehrten, welcher bei

der gesamt Academie zu Jena und zwar als außerordentlicher Professor bey dasiger philosophischen Facultät, angestellt zu werden wünschet, hervorzutreten, da bereits neuerdings und kurz hintereinander mehrere Anträge dieser Art an Dieselben durch Uns ergangen sind.

Es ist aber das Subjekt, welches bei Denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt, von dessen Anstellung bey gedachter Academie Wir Uns guten Nuzen und in dieser Rücksicht, von Ew. Lbden eine gewogene Aufnahme dieser Unserer Verwendung zu seinen Gunsten versprechen zu dürfen, glauben.

Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolument bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden. Und da er bereits durch seine wohl aufgenommene Schrifften, besonders durch die jetzo herausgegebene Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Monarchie einen guten Ruf erlanget; so sind Wir der Meynung, daß es nicht nur unbedenklich, sondern auch mehr beregter Academie, welche dermalen wieder emporzusteigen anfängt, zuträglich sein möchte, wenn die Zahl der Lehrer auf derselben durch einen Mann von diesem Ruf und Thätigkeit einen Zuwachß erhalten dürfte.

Im Fall also Ew. Lbden Sich mit Uns hierunter zu conformiren geruhen wollen, sind Wir dem Suchen desselben statt zu geben entschlossen und erbitten Uns dahero die Mittheilung Dero desfallßigen hohen Gesinnungen in derjenigen ohnwandelbaren Hochachtung und Ergebenheit, womit Ew. Lbden Wir zur Erweisung aller angenehmen Dienste stets willig und geflißen verbleiben. Geben Weimar den 11. Dezember 1788. Von Gottes Gnaden Carl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. Contrasignirt (Carl August) C. A. (Freiherr von Fritsch) F. v. F. (Christian Friedrich Schnauß) C. F. S. (Johann Christoph Schmidt) J. C. S.

Schiller an Zacharias Becker.

I. Karoline v. Wolzogen hatte Becker mit Schiller's Absicht, ein Memoire zur Vertheidigung Ludwig's XVI. zu schreiben, be-

kannt gemacht. Ihrem Briefe war folgendes Blatt von Schiller's Hand beigeschlossen: Sie würden mich gar sehr verbinden, mein hochgeschätzter Freund, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen durch meine Schwägerin thun ließ, erfüllen wollten. Ich möchte diese Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen, als den Ihrigen, sowohl der Ausführung, als der Verschwiegenheit wegen, die wenigstens vor der Hand dabei nöthig ist. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplarien davon nach Paris zu bringen.

Für die Zeitversäumniß, die Sie dabey haben, kann ich Ihnen von H. Göschens Seite 8 thl. p. Bogen anbieten. Ich ersuche Sie um baldige Antwort. Ihr ergebenster Schiller (Ohne Dat. Auf d. Rückseite von Becker's Hand: Schiller, Jena 30. Dezember. 92. beantw. 2. Jan.) 93.

II. Jena den 21. Dec. 94. Darf ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, mein verehrter Freund, beyliegender Anzeige oder einem Auszuge derselben ein Plätzchen in Ihrer deutschen Zeitung oder in dem R. Anzeiger einzuräumen. Sie werden dadurch unsre Societät und mich insbesondere sehr verpflichten, und uns zu jedem Gegendienste bereitwillig finden.

Alle Kosten, die damit verknüpft sind, trägt die Verlagshandlung der Horen, wenn Sie nicht lieber für die gegenwärtige Anzeige des Avertissement und für die Anzeige jedes künftig herauskommenden Stückes in einer Ihrer Zeitungen ein Exemplar der Monatschrift von uns annehmen wollen. Hochachtungsvoll d. Ihrige Schiller.

Zwei Billets von Schiller an die Gräfin Henriette von Egloffstein,

jetzt vermählte Generalin von Beaulieu Marconnay.

I. Ich will hoffen, daß die bösen Geister, welche die heutige Vorstellung gestört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache selbst ihre schlimme Laune haben auslassen wollen, und daß das

Vergnügen, welches ich mir von dieser Vorstellung versprach, nur aufgeschoben ist. Auf jeden Fall aber habe ich mich über die freundliche Gesinnung so lieber und verehrter Freunde und Freundinnen zu freuen, und werde sie stets mit dem dankbarsten Herzen verehren. Meine Frau dankt Ihnen für Ihr gütiges Andenken. Mit der aufrichtigsten Verehrung Schiller. 5. März 1802. (Vgl. Band II. S. 340.)

II. Ich habe zwei Lieder von meinem Freunde Körner in Dresden componiren lassen, die ich Ihnen, meine gnädige Gräfin, hier brühwarm, wie ich sie erhalte, übersende. Die Lieder selbst, die er mir zurückzuschicken vergessen hat, werde ich Ihnen heut Abend übersenden, so wie auch ein kleines Gedicht auf den Abschied des Erbprinzen. Wenn, wie ich hoffe, unser Kränzchen auf den Montag noch zu Stande kommt, so können wir alsdann diese kleinen Novitäten produciren, und ich werde das Vergnügen genießen, jene Melodien zum ersten male aus Ihrem Munde zu hören. Ich lege noch einige ältere Stücke bey, davon sich verschiedene werden brauchen lassen, wie z. B. Mignon als Engel, der Besuch, Musen und Grazien in der Mark, Bajadere, Freuden der Gegenwart, oder was Ihnen sonst davon ansteht. Alles, wie mich selbst, empfehle ich Ihren Händen. Mit der aufrichtigsten Verehrung der Ihrige Schiller. (Undatirt, doch wahrscheinlich Mitte Februar 1802 geschrieben, vgl. Schiller Körner'schen Briefwechsel 4, S. 269.)

Aus dem Königl. Preuß. Geh. Staats-Archiv. (S. Band II. S. 396.)

Schiller's Brief an Geheimrath Beyme.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheime Rath,

Nach den gütigen Aeußerungen, die Sie mir in Potsdam gethan, nehme ich keinen Anstand, Ihnen meine Wünsche mit der

Freimüthigkeit zu entdecken, die ich den großmüthigen Absichten des Königs und Ihren wohlwollenden Gesinnungen schuldig bin.

Daß ein längerer Aufenthalt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmäßiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt.

Doch auch schon der Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahrs zu Berlin würde vollkommen hinreichend sein, jenen Zweck zu erfüllen. Ich würde durch eine solche Abwechßlung meines Aufenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung darbieten; denn aus der größeren Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten. Da es die großmüthige Absicht des Königs ist, mich in diejenige Lage zu versetzen, die meiner Geistesthätigkeit die günstigste ist, so darf ich von Seiner Gnade erwarten, daß Seine Majestät mir dieses Glück unter derjenigen Bedingung zusagen werde, von welcher es unzertrennlich ist.

Zweytausend Rthlr. jährlicher Gehalt würden mich vollkommen in den Stand setzen, die nöthige Zeit des Jahrs in Berlin mit Anstand zu leben und ein Bürger des Staats zu seyn, den die ruhmvolle Regierung des vortrefflichen Königs beglückt.

Mit größter Verehrung verharre ich

Weimar, Euer Hochwohlgebohren
den 18. Juny 1804. gehorsamster Diener
v. Schiller.

Aus dem Königl. Preuß. Geh. Staats-Archiv. (S. Bd. II. 381.)

Schiller an Professor Paulus.

Weimar, 2. Sept. 1803. Man schätzt und verehrt Sie hier so sehr, mein theurer Freund, daß man Ihre Entfernung von Jena

nicht wohl ertragen kann. Da Sie nach unserm neulichen Gespräch nicht geradezu abgeneigt sind, zu bleiben, so hofft der Herzog Ihnen durch ein Merkmal seines guten Willens und seiner Achtung für Sie Ihren Aufenthalt in Jena wieder angenehm zu machen. Zweihundert Thaler will er Ihnen zulegen und wenn Ihnen noch sonst ein Zeichen seiner Achtung angenehm seyn kann, so wird er auch dazu mit Vergnügen bereit seyn. Da diese proposition durch meine Feder geschieht, so ist sie eo ipso nicht offiziell, ob sie gleich ihrem Inhalt nach dieselbe Gültigkeit hat. Sie können Sich also darüber gegen mich ganz freundschaftlich und aufrichtig erklären. Thun Sie es wo möglich gleich mit der morgenden Post, wenn Sie nicht vielleicht Lust haben, Selbst herüber zu kommen. Wir grüßen Sie und die kleine Frau aufs beste und ich bin wie immer Ihr aufrichtiger Freund Schiller.

Als Neuigkeit melde ich Ihnen, daß heut früh von Petersburg eine Staffette gekommen, die die Verlobung unsers Erbprinzen mit der Großfürstin gebracht hat. Es steht alles dort auf's beste und auch in Absicht auf die Jenaischen Unternehmungen ist dieses Ereigniß, welches den nervum rerum gerendarum zusichert, nicht ganz unwichtig.

Band II. S. 17.

(Körner's Hochzeit. Kirchenbuch von St. Nicolai in Leipzig.) 1785 Dominica 11 post trin Christian Gottfried Körner, des Churf. Sächs. Oberkonsistorii in Dresden Oberkonsistorial-Rath der Landes Oekonomie Manufaktur und Commerzien Deputation Assessor, ist mit seiner Verlobten Anna Maria Jacobina weiland Herrn Johann Michael Stocks Kupferstechers allhier hinterl. ehel. jüngsten Tochter auf gnädigsten Befehl ohne Aufgeboth in seinem Garten Hause vor dem Schloß ☉ 11 post Trin. den 7. August 1785 hor: 5. vesp. von Herrn M. Johann August Wolf, Diac. an der Nicolai Kirche, ehelich copulirt worden. Es nahm auch H. M. Wolf den Handschlag, im Beysein des H. Protonot. Karthauß, von den Verlobten vor der Trauung im Hause ab.

Band II. S. 133.

(Schiller's Hochzeit. Kirchenbuch von Wenigenjena.) Im Jahr Siebenzehn hundert und Neunzig den zwei und zwanzigsten (22) Februar Nachmittags halb 6 Uhr ist Herr Friedrich Schiller Fürstl. Sachs. Meiningscher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Joh. Friedrich Schillers Hauptmanns in Herzogl. Würtembergschen Diensten, eheleiblich einziger Herr Sohn mit Fräulein Luise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weiland Herrn Karl Christoph von Lengefeld, Fürstl. Schwarzburgsch. Rudolst. Jägermeister und Kammerraths zu Rudolstadt hinterlassener eheleib licher zweiter Tochter, nachdem sie Tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena einmal vor allemal proklamirt, auf Concession des Herrn Superintendenten Oemlers allhier in aller Stille getraut worden.

Schiller's Gespräche mit Christiane von Wurmb.

Meine deutschen Vorgänger haben diese Gespräche ganz oder zum Theil aufgenommen, ohne zu merken, daß die Jahreszahl 1801 und die Daten dieser Tagebuchblätter vom 4. Febr. bis 10. Apr. nicht mit dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel stimmen. Nach jenen Blättern wäre Schiller z. B. am 16. März mit Christiane v. Wurmb nach Oberweimar spazieren gegangen, nach dem Briefwechsel war er am 16. März in Jena und schrieb einen längeren Brief an Goethe. Man konnte annehmen, daß die Schreiberin sich in der Jahreszahl geirrt hatte. Ich wandte mich an den Gatten der Verewigten, den Herrn Gymnasialdirektor Abeken, den Besitzer der Originalhandschrift. Die gefällige Antwort dieses verehrungswürdigen Veteranen erwies mir, daß auch ihm jene Widersprüche längst bekannt waren. Abeken vermuthet, daß erst später die Blätter mit einem Umschlage versehen wurden, welcher die Jahreszahl 1801 trägt. Ohne Zweifel gehören sie in das Jahr 1802. Denn Schiller spricht einmal von dem fünfjährigen Ernst. Ernst war im

Juli 1796 geboren, war also im Februar 1802 fünf Jahr alt (im sechsten). Dazu würden auch die Daten bestens stimmen, während Schiller z. B. 1800 um dieselbe Zeit bedeutend erkrankt war. Ich habe die Gespräche keineswegs deshalb ausgelassen, weil ich an ihrer Aechtheit zweifelte, sondern weil mir die Schilderung, welche W. v. Humboldt von Schiller's Gesprächsweise entwirft, charakteristischer und für meinen Zweck ausreichend erschien. Auch gebot die Fülle des Stoffes Beschränkung.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. (H. A. Pierer.)